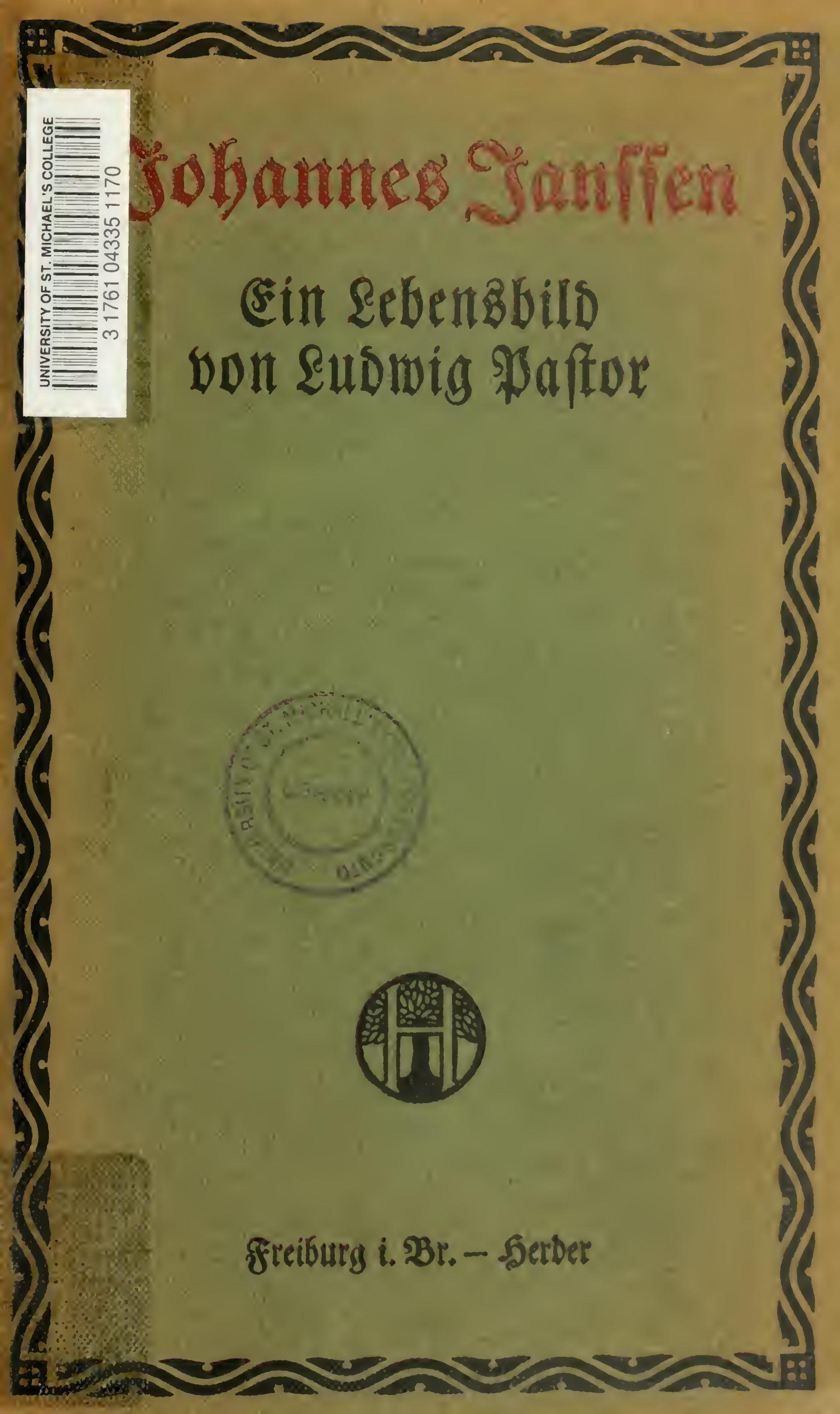


UNIVERSITY OF ST. MICHAEL'S COLLEGE
3 1761 04335 1170



JOHN M. KELLY LIBRARY

Donated by
The Redemptorists of
the Toronto Province
from the Library Collection of
Holy Redeemer College, Windsor

University of
St. Michael's College, Toronto

HOLY REDEEMER LIBRARY, WINDSOR
TRANSFERRED



TRANSFER
HOLY REDEEMER LIBRARY, WINDSOR



Joh. Janssen

Johannes Janssen.

1829—1891.

Ein Lebensbild,

vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben

entworfen von

Ludwig Pastor.

Mit Janssen's Bildniß und Schriftprobe.



Neue, verbesserte Ausgabe.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

„Für Gott und Vaterland.“
„Durch Kreuz zum Licht.“
Wahlsprüche Janssen's.

10080

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

August Reichensperger

und

Franz Hülskamp,

den treuen Freunden Janssen's,

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

10080

Inhalt.

IV. Literarische Arbeiten der ersten Frankfurter Zeit. 1854—1863.

V. Priesterthum 1860. Rede über die Kirche und die Freiheit der Völker. Reise nach Italien. 1863—1864.

VI. Schriftstellerische Thätigkeit von 1863—1873.

VII. Entstehung der Geschichte des deutschen Volkes. ‚Zeit- und Lebensbilder'. 1875.

VIII. Aufenthalt in Berlin. Erster Band der deutschen Geschichte. Leben Stolberg's. 1875—1878.

IX. Der zweite und dritte Band der Geschichte des deutschen Volkes. Kleine Biographie Stolberg's. 1878—1882.

X. Auseinandersetzung mit den Kritikern der deutschen Geschichte. Janssen als deutscher Patriot; seine Stellung zu den Protestanten.

XI. Der vierte und fünfte Band der Geschichte des deutschen Volkes. 1883—1888.

VII. Letzte Arbeiten und Lebensjahre. 1888—1891.

An einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1853 sah man auf der alten Mainbrücke, welche Frankfurt mit Sachsenhausen verbindet, zwei Männer auf und ab gehen. Beide waren in so eifriges Gespräch vertieft, daß sie kaum einen Blick hatten für das prächtige Panorama, welches sich ihnen darbot: auf der einen Seite das ehemalige Deutschordensgebäude und die alterthümlich malerischen Uferhäuser von Sachsenhausen, auf der andern Seite die einstige Wahl- und Krönungsstadt der römisch-deutschen Kaiser, links die altersgraue St.-Leonhardskirche, der Saalhof mit einer kleinen Kapelle aus der Zeit der Staufer, rechts die stattliche Häuserreihe der ‚schönen Aussicht', abgeschlossen durch die Stadtbibliothek, dies Alles überragt von dem jedem Deutschen ehrwürdigen gothischen Kaiserdom.

Das Aeußere des ältern der beiden Wanderer wies auf eine ausgezeichnete Persönlichkeit und auf einen Mann der Wissenschaft hin. Die kräftige männliche Gestalt zeigte noch keinerlei Spuren des Alters: kerzengerade ging der hochgewachsene Mann kurzen, schnellen Schrittes daher; der schöne Kopf, der zwischen weniger entwickelten Schultern hervorragte, die leuchtenden Augen, der feingebildete Mund, die große, edelgeformte Stirn machten den Gesammteindruck einer geistig hervorragenden, entschiedenen und klaren Persönlichkeit, während die altmodische Kleidung auf den Sohn einer schon entschwindenden Zeit und etwas ängstlich Unbeholfenes im Auftreten auf den Gelehrten hinwies. Auch der Jüngling, mit welchem der ältere Herr sich so eifrig unterhielt, war schlank und hochgewachsen; das längliche, fein und edel geschnittene, von kastanienbraunem Haar umrahmte, bleiche Antlitz wie die schmächtige Gestalt deuteten auf eine schwankende Gesundheit. Das ganze Wesen dieses Jünglings hatte etwas ungemein Feines und Liebenswürdiges, etwas Johannesmäßiges. In der That trug der junge Mann auch den Namen des Lieblingsjüngers des Herrn. Von der Universität Bonn, wo Johannes Janssen mit unermüdlichem Eifer historischen Studien oblag, war er in den Osterferien mit einer Empfehlung seines Lehrers Aschbach nach der freundlichen Mainstadt gekommen, um dem Verfasser der Kaiserregesten, Johann Friedrich Böhmer, seine Aufwartung zu machen.

Böhmer, der gerade im Alter den Verkehr mit der Jugend eifrigst pflegte, war dem Bonner Studenten auf das freundlichste entgegengekommen; klar und bestimmt besprach er die literarischen Pläne, welche der ‚rheinische Landsmann' ihm vortrug. Von jeher war Böhmer der Ansicht gewesen, daß, je größer die Aufgabe der Geschichte sei, desto gebieterischer auch die Pflicht, sich ein würdiges Ziel der Forschung zu stecken. Dieser Ansicht verlieh er auch bei

jenem Spaziergange Ausdruck. Ferner betonte der edle protestantische Gelehrte, wie sehr ihm ‚die alte Kirche, an deren Erbe wir zehren, am Herzen liege'. ‚An Unabhängigkeit, Würde und Gediegenheit', sagte er, ‚kommt nichts ihr gleich, aber sie hat meist nur noch Einfluß auf die Gemüther und müßte auch wieder nach der so vielfach verlorenen Herrschaft über die Geister ringen; möchten doch unter den Katholiken, besonders auf dem Gebiete der Geschichte, mehr Leute erstehen, die gründliche Kenntnisse mit richtigem Urtheil und Talent in der Darstellung verbinden, damit die Anderen das Wort nicht allein behalten.' Vor dem Standbilde Karl's d. Gr. blieb Böhmer plötzlich stehen und sprach zu Janssen gewendet: ‚Dieses Bild sagt uns, was uns fehlt: eine Geschichte des deutschen Volkes aus der Feder eines katholischen Historikers; denn was wir als deutsche Geschichte haben und kennen, ist nur eine Farce; man nennt euch Katholiken mit Recht „Kreuzköpfe", weil ihr das Kreuz verdienet, welches man euch auferlegt.'

Diese Worte zündeten in der Seele des jungen Janssen: bei jenem Spaziergange am 18. April 1853 faßte er auf der Mainbrücke vor dem Standbilde des ersten römisch-deutschen Kaisers den Vorsatz, nach Vollendung seiner Schrift über den Abt Wibald von Stablo eine Geschichte des deutschen Volkes als Hauptarbeit seines Lebens in Angriff zu nehmen. Hindernisse mannigfacher Art, innere und äußere, traten diesem Entschlusse wiederholt in den Weg; aber mit der Gnade Gottes hat Böhmer's Schüler und Freund ihn hochgehalten und seiner Nation ein Geschichtswerk geschenkt, wie sich nur wenige andere eines gleichen rühmen können.

Im Angesichte jener Statue Karl's des Großen ist dies Werk, das die Geister unserer Zeit so mächtig erregt hat, verfaßt worden, und in der Nähe derselben hat auch Janssen sein arbeitsames Leben beschlossen. Es ist noch nicht an der Zeit, dem Manne, der so lange als Stern erster Größe am Himmel des katholischen Deutschland glänzte, jenes biographische Denkmal zu setzen, das er verdient. Allein bei der außerordentlichen Bedeutung des Schriftstellers, mit dem ich länger als zwanzig Jahre im nächsten Verkehr gestanden, erscheint es schon jetzt geboten, dem deutschen Volke, das er so sehr geliebt, in großen Zügen ein Bild seines Lebens und Wirkens zu entwerfen. Die Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem väterlichen Freunde, welcher mich, der ich zum Kaufmannsstande bestimmt war, für die Geschichte gewann, scheint zu fordern, daß ich das Wort ergreife. Die mir von den verschiedensten Seiten zur Verfügung gestellten Briefe des Verstorbenen, im Ganzen über 800, eine Reihe von Tagebuchblättern, welche mir durch den Nachlaß des Verewigten zukamen, endlich die Aufzeichnungen, welche ich seit 1869 über die Unterredungen mit Janssen niedergeschrieben, sind die hauptsächlichsten Quellen der vorliegenden Skizze. Bei Abfassung derselben war es mein Bestreben, ‚ohne viel eigenes Zwischensprechen und Beizeichnen', überall, wo es anging, den Geschichtschreiber des deutschen Volkes redend vorzuführen.

I. Jugendjahre. 1829—1849.

Johannes Janssen erblickte das Licht der Welt am 10. April 1829 zu Xanten am Niederrhein. Seine Eltern waren mit Glücksgütern nicht gerade gesegnet, gelangten aber durch Fleiß und Sparsamkeit mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstand. ‚Mein Vater Gerhard', schreibt Janssen in seinen ‚Jugenderinnerungen'[1], ‚arbeitete als Korbmacher mit einem oder mehreren Gesellen; meine Mutter hielt einen Laden, erst bloß von Spezerei-, später auch von Manufacturwaaren.'

Gerhard Janssen, geboren zu Warbeyen am 29. Juni 1799, war ein Mann von klarem Verstand und unermüdlichem Arbeitseifer, dabei heiter und gesellig. In Frankfurt, wo ‚der alte Papa Janssen' die letzten Jahre bei seinem Sohne zubrachte, ist sein Andenken noch vielfach in lebhafter Erinnerung. Der alte Herr, der so gern aus seiner kurzen Pfeife schmauchte, hatte für Alles Interesse; wenn man die Lebhaftigkeit sah, mit welcher er seine Jugenderinnerungen aus der französischen Zeit, das damalige Kriegselend und die gottesschänderischen Greuel der ‚Franzosenkerle' schilderte, glaubte man dem berühmten Sohne gern, daß die Eindrücke der Erzählungen seines Vaters für sein ganzes Leben haften geblieben seien. ‚Mein Vater, der in Berlin als Gardepionier gedient hatte,' heißt es in einer Aufzeichnung Janssen's, ‚wußte mir Allerlei aus der „Franzosenzeit" und aus der Zeit der Befreiungskriege zu erzählen und begeisterte mich für den alten Feldmarschall „Bluchel", von dem er ein Bild, welches ihm ein Hauptmann in Berlin geschenkt hatte, als kostbares Andenken bewahrte. Wo ich nur konnte, suchte ich mir Bücher über jene Zeit aufzutreiben, und verschlang die patriotischen Lieder von Körner, Max von Schenkendorf und Friedrich Leopold von Stolberg. Die Erinnerungen an die Erzählungen des Vaters wirkten noch nach, als ich im Jahre 1861 die kleine Schrift „Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik" verfaßte.'

---

[1] Diese, Sylvesterabend 1883 begonnenen ‚Jugenderinnerungen' zeichnen sich durch ungemeine Anmuth aus; da sie indes zu denjenigen Papieren gehören, welche auf Wunsch des Verstorbenen nicht früher als drei Jahre nach seinem Tode veröffentlicht werden sollen, kann ich dieselben vollständig erst in der [illegible] [illegible] bringen.

Eine Natur anderer Art war die Mutter, Johanna Gertrud, geborene Reinnen; ihr Wesen hatte etwas in sich Gelehrtes, Ernstes, liebevoll Bekümmertes; sie war von schwächlicher Gesundheit und viel von Krankheit heimgesucht.

Wie verschieden Vater und Mutter auch waren, so zeichneten sich Beide doch durch gleiche Biederkeit, Wohlthätigkeit, Gottesfurcht und Liebe zur katholischen Kirche aus. Als im Jahre 1837 die Nachricht von der Verhaftung des Kölner Erzbischofs Clemens August nach Xanten kam, wurden die Eltern davon tief ergriffen. Der Barbier brachte die Neuigkeit: die Mutter kniete auf der Stelle nieder und betete die Fünf Wunden ,für den Erzbischof und seine Verfolger'. Wenn Janssen in späteren Jahren von diesem Vorgang erzählte, gerieth er in große innere Erregung, wie er denn überhaupt von seinen Eltern stets mit bewegten Worten sprach. Und das geschah sehr oft; namentlich von seiner ,lieben guten Mutter' konnte er nie genug erzählen; auf manchen Spaziergängen bildete sie fast den einzigen Gegenstand der Unterhaltung. Ungemein rührend wußte er namentlich die Sorgfalt der ,guten Frau' bei seiner religiösen Erziehung zu schildern. Schon als sechsjährigen Knaben ließ sie ihn Abends eine Reihe von Gebeten hersagen, welche Janssen bis in sein Alter hinein mit Vorliebe verrichtete. Dazu gehörte namentlich das Gebet ,um eine glückselige Sterbestunde' und die Fürbitte ,für die armen Seelen, besonders für jene, an welche Niemand auf der Welt mehr denkt'. Großen Werth legte die Mutter auf das Rosenkranzgebet, das im Advent und in der Fastenzeit täglich verrichtet wurde. Zu dieser Andacht kamen die herzerquickenden alten religiösen Volks- und Kirchengesänge, namentlich das schöne Lied ,Alles meinem Gott zu Ehren, in der Arbeit, in der Ruh' (das erste Lied, das Janssen lernte) und das an den Ufern des Rheins noch immer gern gesungene ,Wir sind im wahren Christenthum'.

,Das wahre Christenthum', das in dem einfachen Hause an der Marschstraße[1] herrschte, offenbarte sich namentlich in dem wohlthätigen Sinne der Janssen'schen Eheleute. ,Ich wurde', sagt Janssen, ,von meinen Eltern auf die Barmherzigkeit hin erzogen; namentlich meine Mutter war in dieser Hinsicht unermüdlich thätig, oft selbst über ihre Verhältnisse. Gerade der am meisten Verlassenen nahm sie sich am wärmsten an: so einer alten, abstoßend häßlichen Frau, welche in ganz Xanten als Hexe verschrieen war. Meine Mutter glaubte nicht an dieses Gerede. Wie oft hat sie mich mit Geschenken von Kaffee und [illegible] Lebensmitteln zu der Alten geschickt! Das Bild dieser Armen trat mir jedesmal vor die Augen, wenn ich mich bei meinen Studien für den [illegible] Bande mit dem furchtbarsten Capitel der deutschen Culturgeschichte, dem Hexenwahn, beschäftigte.'

[1] [illegible] Frankfurt 1892. S. [illegible]

Ein Lieblingsspruch der Mutter war: ‚Das Gebet der Armen und das der Kinder dringt durch die Wolken.‘ So wohlthätig die ‚gute Frau‘ war, so gab sie doch an der Thüre nicht gern Almosen, tadelte aber den Sohn heftig, als derselbe einmal einen bettelnden Handwerksburschen hart anfuhr. ‚Wie wird es dir sein,‘ sagte sie, ‚wenn du einmal auch als Handwerksbursche reisen mußt und eine solche Behandlung erfährst?‘ ‚Der Handwerksbursche‘, erzählt Janssen, ‚bekam für meine harten Worte ein gutes Mittagessen, und ich mußte mit ihm essen, durfte an diesem Tage nicht an den elterlichen Tisch.‘

Der ächt katholische Sinn von Frau Janssen, oder Hanneke Janssen, wie sie in Xanten genannt wurde, kam auch durch häufige Wallfahrten zum Ausdrucke. Der kleine Johannes war acht Jahre alt, als er mit seiner Mutter und ‚Tante Dora‘ zum ersten Male zur ‚Lieben Mutter Gottes‘ nach Kevelaer wallfahrtete. Auf dem Wege dahin wurde abwechselnd gebetet und gesungen. Diese Wallfahrt nach dem berühmten niederrheinischen Gnadenorte, welche Janssen später oft wiederholte, sollte von entscheidender Bedeutung für seine geistige Entwicklung werden. In Kevelaer kaufte nämlich die Mutter dem gottbegeisterten Knaben einen kleinen zinnernen Kelch nebst Leuchter ‚zum Messelesen‘, während ihm die Tante einen Band von Annegarns Weltgeschichte zum Geschenk machte. Das Büchlein, welches gerade die zweite Hälfte des Mittelalters behandelte, machte auf den Frühreifen einen tiefen Eindruck: er verschlang es förmlich und lernte lange Stellen auswendig. ‚Wer weiß,‘ sagte er später einmal, ‚ob ich der Geschichtschreiber des deutschen Volkes geworden wäre ohne das Geschenk von Kevelaer.‘

Das Lesen der Annegarn'schen Weltgeschichte war aber für Janssen noch in anderer Hinsicht von Bedeutung: es regte ihn zuerst zur Lehrthätigkeit an; das zeigte sich schon bei der Rückkehr von jener Wallfahrt. In dem zweirädrigen, mit Tuch überspannten Wagen, worin die Mutter mit anderen frommen Wallerinnen unter Gebeten nach Hause zurückfuhr, erzählte der kleine Johannes alsbald seinen Begleiterinnen aus seinem Annegarn allerlei ‚Geschichten‘, namentlich die von der Baseler Bäckersfrau und Rudolf von Habsburg und vom ‚schwarzen Prinzen‘. Die Mutter, welche wie auf der Hinreise so auch jetzt den Rosenkranz vorbeten wollte, war darüber recht ungehalten und sagte: ‚Hätten ich und die Tante gewußt, daß das weltliche Geschichtenbuch dich vom Beten abbringen würde, so hättest du es nicht bekommen.‘ ‚An diese Worte‘, sagt Janssen in seinen ‚Jugenderinnerungen‘, ‚habe ich in meinem spätern Leben oft gedacht, und sie dienen mir noch immer zur Mahnung. Der genannte Band von Annegarn‘, fährt er fort, ‚war das erste profane Geschichtsbuch, das ich in die Hände bekam; ich las es nicht bloß einmal, sondern immer von Neuem, bis mir der ganze Inhalt so lebendig wurde, daß ich ihn frei vortragen konnte.‘

Noch in demselben Sommer wurde damit begonnen, ‚Schule zu halten'; Schüler und Schülerinnen waren bald gewonnen, denn der kleine Johannes war allen seinen Altersgenossen wegen seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit theuer und werth. Ein Zimmer des väterlichen Hinterhauses ward zur ‚Schule' bestimmt: ‚Katheder' und Schulbänke lieferte ein befreundeter Zimmermann. Der kleine Lehrer führte über seine Schüler genau Buch und belohnte die Fleißigen mit Obst und Backwerk. Unter Janssen's Papieren befindet sich noch eine aus dem Jahre 1838 stammende Liste seiner ersten Schüler und Schülerinnen mit genauer Angabe der Leistungen derselben. Auch bei den Schülern blieb Janssen in gutem Andenken: nach vielen Jahren erinnerte ihn einmal eine Klosterfrau daran, wie sie als sechsjähriges Mädchen bei ihm, dem Achtjährigen, Anecdoten über Rudolf von Habsburg gelernt habe. Dieses ‚Schulehalten' hatte übrigens Janssen beinahe in unliebsame Beziehung mit der Strafgerechtigkeit gebracht. In einem bei Bagel in Wesel erschienenen Kalender hatte er mit großem Interesse von Caspar Hauser gelesen. Ein befreundeter Schuhmacher wußte noch viel mehr von dieser Persönlichkeit zu erzählen und machte geheimnißvolle Andeutungen über ein ‚Fürstenverbrechen'. ‚Ich verstand nicht recht,' berichtet Janssen in seinen ‚Jugenderinnerungen', ‚was damit gemeint sei; aber ich brachte Alles, was ich gelesen und gehört, in meiner „Schule" vor, und die Kinder erzählten dann darüber zu Hause, und so kam der Polizeidiener einmal zu meiner Mutter mit der Meldung: „Frau Janssen, der Bürgermeister schickt mich; es ist auf's Rathhaus gekommen, daß Euer Sohn von Fürstenverbrechen gesprochen; ich sollt' Euch warnen, über solche Sachen darf man nicht sprechen; wenn er es wieder thäte, könnte es ihm schlecht gehen." Das setzte meine Eltern in Angst, Vicarius Kronenberg und Pfarrer Thyssen nahmen mich ordentlich in's Gebet. „Mit dem Mund und mit der Feder darf man im Leben nicht allzu frei sein, besonders wenn es sich um große Herren handelt, die wollen und können es nicht dulden", sagte Ersterer, und wurde etwas hitzig, als ich widersprechen wollte. Auf das strenge Verbot der Eltern schwieg ich über Caspar Hauser, aber die Sache wollte mir doch nicht recht einleuchten.'

Zu Baumgarten's Weltgeschichte, die Janssen förmlich ‚zerlas', kamen verschiedene Volksbücher, wie sie auf Jahrmärkten feilgeboten wurden, besonders ‚vom gehörnten Siegfried', ‚von den vier Haimonskindern' und der hl. Genoveva. ‚Lieblingsbücher meiner Mutter,' heißt es in einer Aufzeichnung Janssen's aus seinen letzten Lebensjahren, ‚welche in früher Jugend auch meine Lieblingsbücher wurden, waren: Overberg's große biblische Geschichte, Goffine's Handpostille und ein altes Erbauungsbuch, von dem der Pfarrer sagte, es sei nicht lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt worden.' An letzteres Werk knüpft sich eine kleine Geschichte, welche zeigt, wie früh bei Janssen

der historische Sinn sich regte. Nachdem er seinen Overberg durchgelesen, schrieb er an die Aschendorff'sche Buchhandlung nach Münster, er besitze nur die beiden ersten Theile der biblischen Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum Tode der Apostel; man möge ihm nun auch den dritten Theil, welcher vom Tode der Apostel bis auf die Gegenwart reiche, zuschicken.

Neben dem ‚Schulehalten' nahm das ‚Messelesen' unter den Spielen des kleinen Johannes die erste Stelle ein. Wie in diesen Neigungen des Kindes der Lehr- und Priesterberuf bereits deutlich erkennbar wurde, so zeigte sich auch in demselben frühen Lebensalter schon seine Neigung zum Schriftstellern. Der zehnjährige Knabe verband sich mit einem frommen Handwerker, welcher beim Morgengottesdienste vorbetete, zur Herausgabe der in Xanten üblichen Frühmeßlieder. Die kleine Sammlung erschien, freilich ‚mit manchen Sprachsünden', im Druck, — Janssen pflegte sie im Scherz als sein erstes Buch zu bezeichnen.

Mitten in die fröhliche Kinderzeit warf die zunehmende Kränklichkeit der Mutter Janssen's einen tiefen Schatten: ihr Tod am 9. December 1841 war ein Schlag, den er nie ganz verschmerzt hat. Es begann nun für ihn eine harte Zeit. Er wurde von der Rectoratsschule, die er bisher besucht, weggenommen und sollte ein Handwerk lernen. Der Vater seiner Stiefmutter war der Kupferschlägermeister Lahaye; da schien nichts näher zu liegen, als den kleinen Johannes auch Kupferschmied werden zu lassen. Es zeigte sich aber bald, daß er hierzu durchaus nicht taugte. Nicht nur hatte er stets Bücher unter dem blauen Schurzleinen verborgen: noch schlimmer war, daß er durch sein ‚ewiges Erzählen von Geschichten' die übrigen Gesellen in der Arbeit störte. Gerhard Janssen verhielt sich gegenüber allen Vorstellungen, daß an seinem Sohne ein ‚Gestudirter' verloren sei, längere Zeit durchaus unzugänglich. Wie Johannes Janssen dennoch ‚zum Studiren kam', darüber hat er Folgendes aufgezeichnet: ‚Bei der Hochzeit erhielt ich von der Stiefmutter eine von Haaren geflochtene, mit kleinen goldenen Knöpfen versehene Uhrkette zum Geschenk, die beim Goldarbeiter Schneider gekauft worden war. Weil das Geflecht wiederholt aus den Knöpfen ging, brachte ich — es war am Passionssonntag 1844 — die Kette behufs Reparatur zu Schneider. Dieser fuhr mich barsch an, hielt mir eine lange Rede, wie schade es sei, wenn ich bei meinem guten Kopfe Schmied werden sollte, und schloß mit den Worten: „Junge, du mußt studiren." Ich nahm mir diese Mahnung sehr zu Herzen: ganz still ging ich zur Kirche und kniete während der Vesper unter dem Glockenthurme am „Grabe des Herrn" nieder, wo ich so oft mit meiner lieben seligen Mutter gebetet. Ich glaube nicht, daß ich jemals in meinem Leben inbrünstiger gebetet habe als an jenem Sonntag Nachmittag. Nach der Kirche besuchte ich noch das Grab meiner Mutter. Als ich nach Hause

ging, stand der Entschluß bei mir fest, kein Kupferschläger zu werden, überhaupt kein Handwerk zu lernen, dagegen Alles zu versuchen, um wieder auf die Rectoratschule zu kommen und auf das Eifrigste zu lernen — ich war schon 15 Jahre alt —, um möglichst rasch im Studium voranzukommen. Am darauffolgenden Samstage rief ich die Lehrjungen in die Werkstätte und sagte: „Jungens, gebt Acht, es wird ein Brandopfer gebracht; ich werde kein Kupferschläger.“ Mit diesen Worten schleuderte ich einen ganzen Kübel voll Kolophonium auf die Kohlen, so daß ein großes Feuer entstand. Der Meister eilte erschrocken hinzu, denn er glaubte, es sei ein Brand in der Schmiede ausgebrochen. Ich aber sagte ihm in aller Ruhe: „Es ist keine Gefahr, ich habe nur ein Brandopfer gebracht zum Beschluß meiner Kupferschlägerei. Ich will studiren; wenn du was Gutes thun willst, so hilf mir.“ Und der gute Meister half. Ihm und dem geistlichen Vorsteher der Xantener Rectoratsschule, Cammann (lebt noch als Pfarrer von Wanlum am Niederrhein), war es zu danken, daß Janssen das Schurzfell ablegen und nach Ostern die Schule wieder beziehen konnte.

Dem ‚guten Rector‘ hat Janssen zeitlebens die größte Dankbarkeit bewahrt, nicht minder aber auch seinem Meister Labaye. In einem liebenswürdigen Briefe zeigte er demselben die Erwerbung des Doctortitels an. ‚Daß aus einem Kupferschlägerlehrling in neun und einem halben Jahre ein Doctor werden konnte,‘ antwortete Labaye, ‚haben wir Alle nicht gedacht, als du in meiner Schmiede das Brandopfer gebracht hast. Nun, Gott hat es angenommen und hat dich gesegnet, weil du nicht aus Faulheit kein Handwerksmann werden wolltest, sondern den Beruf von Gott zu haben glaubtest, einen andern Hammer zu führen als in der Schmiede. Laß es dich nicht gereuen, Kupferschlägerlehrling gewesen zu sein, und halte die Handwerksleute hoch.‘ ‚Diese Worte‘, sagte Janssen einem Freunde, ‚haben mir immer vorgeschwebt, während ich über das Handwerksleben schrieb.‘[1]

Zwei und ein halbes Jahr, bis Herbst 1846, besuchte Janssen die Rectoratsschule seiner Vaterstadt. Tag und Nacht saß er über den Büchern, kaum gönnte er sich Zeit zum Schlafen und Essen. Brachte er es auf diese Weise in so kurzer Zeit von der Quinta bis zur Ober-Secunda, so war dieser schnelle Fortschritt sehr theuer erkauft durch ernste Schädigung seiner an sich schwachen Gesundheit. Die Anstrengungen, welche er seinem Körper schon damals zumuthete, waren um so größer, als er sich keineswegs auf die Schularbeiten beschränkte, sondern darüber hinaus alles Gedruckte las, dessen er

[1] [illegible] Erinnerungen an Janssen. S. 6, [illegible]

habhaft werden konnte. Ueber das Gelesene wurde genau Buch geführt, die Hauptgedanken ausgezogen, schöne Aussprüche in besondere Sammelhefte eingetragen. Schon damals handelte er nach dem Spruche: ‚Lies mit der Feder in der Hand.‘

Im Herbst 1846 nahm Janssen Abschied von ‚dem Ort seiner Jugendträume‘, um am Gymnasium zu Recklinghausen seine Studien zu vollenden. Auch hier genügten ihm die Unterrichtsstunden nicht, um seinen Wissensdurst zu stillen. Sein Lieblingsschriftsteller ward Friedrich Leopold Stolberg: die vaterländischen Gedichte ‚dieses großen Mannes‘ hatten den Knaben begeistert; seine Religionsgeschichte und sein Leben Alfred's des Großen mehrten jetzt seine Vorliebe für historische Studien. Der Gymnasialunterricht bot in dieser Hinsicht gar wenig, denn der Lehrer vertrat vollständig den Standpunkt der seichten Aufklärung der josephinischen Zeit[1]. Dies regte zur Opposition an. Ein Jugendfreund Janssen's erinnert sich, daß dieser ihm einmal sagte: ‚Wenn wir selbst forschen können, wollen wir doch sehen, ob das Mittelalter, welches die Dome von Xanten und Köln gebaut, so finster gewesen ist, wie man es uns schildert.‘ (Gütige Mittheilung des Herrn Gietmann, Pfarrers zu Haldern in der Rheinprovinz, dem ich auch für andere Notizen verbunden bin.)

Schon während der Gymnasialzeit zeigten sich die Folgen seines übergroßen Studieneifers; er litt an den Augen, häufiges Nasenbluten brachte seine Körperkräfte sehr herab[2]. Dazu kam die Aufregung infolge der Ereignisse von 1848, die er mit der ganzen Glut seiner Phantasie durchlebte. In den Ferien kehrte er regelmäßig nach der Heimat zurück, wo er sich besonders mit Rector Cammann, Mömken (starb am 9. Juni 1894 als Dechant in Burgwaldniel) und dem geschichtskundigen Dr. Rütjes befreundete. Unter der Leitung dieser Männer erschloß sich ihm erst voll die große Vergangenheit der uralten Stadt, in welcher häufige Funde von Alterthümern an die Zeit der Römer mahnen, während die herrliche St.-Victorskirche die große Zeit des Mittelalters in lebendige Erinnerung ruft. Der Grund zu dem besondern Interesse für die auf christlich-germanischem Boden erwachsene Kunst, welches die ‚Geschichte des deutschen Volkes‘ zeigt, wurde unzweifelhaft durch den

---

[1] Die Angabe von Meister (Erinnerungen S. 7), daß der Geschichtslehrer am Gymnasium zu Recklinghausen Janssen ‚tiefer in die Geheimnisse der geschichtlichen Studien eingeführt habe‘, ist durchaus irrig.

[2] ‚Schwache Augen und Neigung zu Blutungen‘, schreibt Dr. Wedewer im „Katholik“ (1892. I, 389), ‚verließen Janssen sein ganzes Leben nicht; mehrmals war er in größter Lebensgefahr durch heftiges Nasenbluten, welches bis zum Blutsturz ausarten konnte. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß das Ausziehen eines Zahnes bei ihm die Bedeutung einer gefährlichen Operation hatte, weil mehrere Tage lang das Blut nicht aufhören wollte.‘

*

Anblick der unvergänglichen Monumente gelegt, welche Janssen's Vaterstadt und deren Umgebung aufweisen.

Neben dem Reichthum an Kunstwerken und den großen geschichtlichen Erinnerungen des heiligen Troja (wie Xanten genannt wird, weil nach der Legende dort ein Theil der thebaischen Legion die Martyrerkrone empfing) legte Janssen schon damals besondern Werth auf die Beziehungen seines Geburtsortes zur deutschen Sage. Und in diesem Sinne antwortete er beim Abiturientenexamen, das er im Herbst 1849 bestand, auf die Frage des Provinzial-Schulrathes nach seiner Heimat: „Ich bin Hausnachbar des hürnen Siegfried.“

II. Die Universitätsstudien und das Erstlingswerk über Abt Wibald von Stablo. 1849—1854.

Als Janssen im Herbst des Jahres 1849 seine Vaterstadt verließ, um in Münster sich dem Studium der Theologie zu widmen, rief ihm ein befreundeter alter Jurist in den Postwagen nach: ‚Pünktlichkeit, lieber Johannes, bis in's Kleinste und in Allem!' Diese Worte wurden Janssen's Leitstern während seiner ganzen Studienzeit. Er wurde der eifrigste Student und hörte zahlreiche Vorlesungen auch über den Kreis seines eigentlichen Faches hinaus; so namentlich ‚neuere Geschichte seit dem westfälischen Frieden' bei Professor W. H. Grauert, dem tüchtigen Biographen der Königin Christine von Schweden. Leider war gleich das erste Semester vielfach durch Krankheit getrübt. Dies war neben seiner an's Aengstliche streifenden Gewissenhaftigkeit der Hauptgrund, weshalb Janssen dem Gedanken entsagte, die Seelsorge als Beruf zu ergreifen. Zur Reife kam jedoch dieser Entschluß erst auf der Universität Löwen, welche er auf Veranlassung seiner Freunde Beckmann († 13. November 1885) und Gietmann zu Ostern 1850 bezog. Dort entschied er sich dafür, die historische Forschung als seinen eigentlichen Lebensberuf zu erwählen.

Was ihn nach Löwen zog, sprach er in einem Briefe an seine Eltern vom 1. Februar 1850 aus. ‚Die Studienzeit wird mir ebenso gut angerechnet, als wenn ich hier studire. In Löwen aber kann ich in kurzer Zeit ganz gründlich französisch und englisch sprechen lernen, was ich hier nie lernen würde. Dort nämlich wird Alles auf französisch vorgetragen, und die meisten Leute sprechen dort französisch. Engländer sind sehr viele da. Dann lebe ich auch in der sichern Ueberzeugung, daß mir das ganze Wesen dort gut entsprechen und wohlthätig auf mich einwirken wird. Es ist Alles dort rein katholisch und sehr strenge. Man wird dort noch strenger gehalten als hier auf dem Gymnasium; Wirthshäuser, Theater u. s. w. darf man gar nicht besuchen, also könnt ihr euch schon abnehmen, daß ich nicht des Plaisirs wegen hingehe, sondern um etwas zu lernen.'

Janssen fühlte sich in dem fremden Lande bald ‚gar glücklich' und ‚segnete die Stunde, wo er den Entschluß gefaßt, sich dorthin zu wenden'. ‚Ich habe mich schon allmählich in die belgischen Verhaltnisse hineingelebt', berichtet er am 23. April 1850 seinen Eltern, ‚und gewinne das liebe kleine Ländchen

immer lieber. Die Leute verleben hier noch so recht ein unschuldiges Kindesalter, und der fromme, religiöse Sinn ist hier noch nicht erstorben. Wenn man des Abends spazieren geht und in der Ferne den Klang des einsamen Klosterglöckleins vernimmt, und von allen Seiten die Menschen zur Kirche eilen sieht, um nach vollbrachtem Tagewerke dem Herrn zu danken und von ihm Kraft und Ausdauer und Leben und Gesundheit für den folgenden Tag zu erflehen, dann fühlt man sich so recht heimisch und wohl, und trauliche Erinnerungen aus dem frühern Knabenalter steigen wohlthuend in dem Geist empor.'

Drei hochbedeutende Männer wirkten in Löwen bestimmend auf Janssen ein: der Philosoph Laforêt, der Historiker Johannes Möller und der Canonist Feije. Am meisten schätzte Janssen den zuerst Genannten. ,Ich war', schrieb er viele Jahre nachher an August Reichensperger, ,anderthalb Jahre Laforêt's Schüler in Löwen, und unter allen meinen Lehrern, die ich überhaupt auf der Universität gehabt, habe ich diese candidissima anima stets am meisten verehrt' (Brief vom 14. Januar 1859). Während er durch Möller in das Studium der mittelalterlichen Geschichte eingeführt wurde, veranlaßte ihn Feije, ein geborener Holländer, sich mit den gerade damals in reicher Fülle erscheinenden Quellen zur Geschichte des Abfalles der Niederlande, also mit der neuern Zeit zu beschäftigen. Janssen nahm die Sache sehr gründlich und zog auch ungedruckte Quellen in den Kreis seiner Studien. Noch sind viele umfangreiche Hefte, mit Auszügen aus fast allen für jenes Ereigniß in Betracht kommenden Historikern und Quellenpublicationen vorhanden. Volle anderthalb Jahre beschäftigte er sich mit diesen Studien, aus welchen später die von der bisherigen Forschung nicht genug gewürdigten Aufsätze ,über die erste Periode der niederländischen Revolution des sechzehnten Jahrhunderts' hervorgingen[1]. Auch ausgedehnte sprachliche Studien wurden von ihm getrieben; er lernte französisch, englisch und italienisch, las sehr viel und excerpirte fleißig. Die Hefte, in welchen er diese Auszüge vereinigte, tragen als Wahlspruch die Worte ,Für Gott und Vaterland'.

Ueber den gelehrten Arbeiten vergaß der Löwener Student keineswegs die Betheiligung an dem praktischen katholischen Leben, das ihm gerade in seinem neuen Wohnort in schönster Blüte entgegentrat. Er wurde ein eifriges Mitglied des akademischen Vincentiusvereins und hörte fleißig die Predigten des berühmten P. Rob. Von seinem kindlich frommen, stets auf das Reine, Hohe und Edle gerichteten Sinne zeugen die Briefe an seine ,herzlich geliebten Eltern'. ,Wenn der Maimonat der schönste Monat des Jahres ist,' heißt es in einem derselben, ,so ist er es doch vorzüglich für Löwen, denn er ist der

[1] Abgedruckt in der [illegible] Monatsschrift [illegible]. [illegible] S. 30–42. 191–204. 414–429.

Monat, der der hl. Maria geweiht und ihrem Dienste gewidmet ist. Alle Kirchen sind während des ganzen Monats bekränzt wie bei uns am Frohnleichnamstage, und vom Morgen bis Abend finden kirchliche Ceremonien statt. Besonders ist es die Kirche der Jesuiten, die sich vor allen anderen auszeichnet und die auch den ganzen Tag so überfüllt ist, daß man fast nicht hineinkommen kann, vorzüglich, wenn die Jesuitenväter ihre herrlichen Predigten halten. Als der Monat begann, brachten die Kinder, in Processionen geordnet, Blumenkränze nach verschiedenen Kirchen, und die Damen der Stadt ordneten den Schmuck. Es war ein rührender Anblick, diese lieben Kleinen ihre kleinen Gaben der Mutter Gottes darbringen zu sehen und in ihren kindlich frommen Gesängen das Lob derselben verkünden zu hören. O meine Eltern! es ist immer schön, in einem rein katholischen Lande zu leben, in einem Lande ohne Spaltung und Irrung, wo der eine Mensch das religiöse Gefühl des andern nicht verspottet oder belächelt, in einem Lande, wo Groß und Klein und Arm und Reich von demselben Geiste durchdrungen sind: die Religion zeigt dem Betrachtenden dann so recht ihre liebende Kraft und gewinnt die Herzen mehr und mehr.'

Zur Erweiterung von Janssen's Gesichtskreis trugen besonders kleine Reisen bei, welche er während der Ferien von Löwen aus unternahm. Brüssel, Brügge und Antwerpen mit ihren herrlichen Bauwerken und köstlichen Kunstschätzen wurden besucht. Einen unauslöschlichen Eindruck machte auf Janssen namentlich das alterthümliche Brügge, wo ‚jeder Schritt belehrend' ist. Die berühmten Bilder von Memling im Capitelsaal des dortigen Johannesspitals versetzten ihn in förmliche Begeisterung. Wenn man im ersten Bande der Deutschen Geschichte die warme Schilderung dieser Kunstwerke liest, glaubt man die Nachwirkung der damaligen Eindrücke zu gewahren. Jüngeren Leuten rieth Janssen später stets mit dem größten Eifer das Studium dieser ‚nicht schriftlichen Quellen' an und begegnete sich darin mit seinen Freunden Eduard von Steinle und August Reichensperger.

Unauslöschliche Eindrücke empfing der Löwener Student auch durch den Besuch eines Trappistenklosters bei Antwerpen. ‚In den Ferientagen, die wir zu Ostern genossen,' berichtet er seinen Eltern, ‚haben wir eine Reise nach einem Kloster der Trappisten gemacht, welches in der Nähe von Westmall gelegen ist. Ich kann nicht umhin, euch Einiges von meinem dortigen Aufenthalte mitzutheilen. Freundlich und gastlich wurden wir aufgenommen. Am Eingange des Klosters hängt eine große Uhr, d. i. ein Todtengerippe, welches mit seinen abgemergelten Fingern die Stunde anzeigt, und verkündet mit beredter Sprache: So oft die Glocke schlägt, bist du näher dem Tode. Todtengeruch ist im ganzen Kloster verbreitet. Die Mönche, welche nur ein braunes oder weißes Kleid von grobem Tuche tragen, beschäftigen sich den ganzen Tag

mit allerlei Arbeiten, besonders aber mit Cultiviren der Felder, denn das Kloster befindet sich, abgeschlossen von aller Welt, mitten in einer Haide. Sie dürfen keine anderen Speisen genießen als schwarzes Brod und Kartoffeln, saftige Gemüse und Milch und bekommen während des Tages nur zweimal zu essen, in der Fasten- und Adventszeit und jeden Freitag des Jahres nur einmal und dürfen dann auch sogar nicht einmal Milch genießen. Ihr Bett besteht bloß aus einem Strohsacke. Abends um 7 Uhr gehen sie zur Ruhe und müssen dann um 2 Uhr Nachts aufstehen und beten und arbeiten, ohne wieder zu Bette gehen zu dürfen. Sie dürfen nicht unter einander sprechen, sondern müssen sich durch Zeichen verständlich machen. Bloß ein Pater, der vom Abte nach der Reihe ausgewählt wird, darf sich mit den Fremden unterhalten, und er erzählte uns, daß er in zwölf Jahren kein Wort gesprochen hätte. Auf dem Kirchhofe ist immer ein Grab offen für den Ersten, welcher stirbt. Ist einer gestorben, so bekommt er keinen Sarg, sondern wird mit seinem bloßen Klosterhabite in die Erde gelegt. Trotz all' dieser Abtödtungen sind diese frommen Leute doch noch so gesund und munter, und thun recht augenscheinlich dar, daß die menschliche Natur mit Wenigem zufrieden ist. Sie kennen zwar nicht die Freuden der Welt, aber sie kennen auch nicht die vielen Mühen und Qualen derselben, und verleben in ihrer Einsamkeit, fern von jeglichem Getümmel, glückliche Tage. O nie werde ich den Eindruck vergessen, den dieses Kloster auf mich gemacht, und nie die vollkommene Ruhe, die ich für die wenigen Stunden, welche ich dort verweilte, in seinen stillen Mauern genossen habe. Ich hatte hier eigentliche Muße, über meine verlebten Lebensjahre nachzudenken, mir Freud' und Leid recht in's Gedächtniß zu rufen; ich hatte hier eigentliche Muße, zur Ueberzeugung zu kommen, daß der Herr Alles geleitet, und auch Muße, zu beten: „Herr, leite mich ferner und führe mich zum glücklichen Ziel."

Im Herbst 1851 finden wir Janssen in der rheinischen Heimat wieder, wo er an der Universität Bonn zwei arbeitsreiche Jahre zubrachte. Waren in Löwen Laforêt und Möller seine vorzüglichsten Lehrer gewesen, so jetzt der Historiker Aschbach und der Philosoph Clemens. Von den Vorlesungen seiner übrigen Lehrer: Dahlmann, Otto Abel, Gager, Löbell, Monnard, Ritschl, Schopen und Welcker, schätzte er namentlich diejenigen des an erster Stelle Genannten wegen ihrer außerordentlichen Klarheit. „Dahlmann", schrieb er später in seinen ‚Zeit- und Lebensbildern' (Freiburg 1875, S. 384 und 385; 4. Aufl. II. Bd. S. 154 u. 155), „verdient auch von Seiten der Gegner seiner religiösen und politischen Grundsätze jene Hochachtung, die eine ehrliche Ueberzeugung, eine auch bei kränklichem Wesen unausgesetzte, ernste geistige Thätigkeit und ein männlicher, opferwilliger Muth mit Recht beanspruchen können. Wer ihn zum Lehrer gehabt, wird ihm gewiß stets ein dankbares Andenken

bewahren. Er war verschlossen, schweigsam, oft abstoßend in seinem Wesen, aber er hatte gleichwohl ein warm fühlendes Herz; in persönlichen und amtlichen Beziehungen war seine edle Unparteilichkeit gegen alle Studirenden ohne Unterschied der Confessionen allgemein bekannt; wir selbst haben wiederholt erfahren, wie gern der wortkarge, mürrische Mann mit Rath und That auch denen zu helfen bereit war, welche er nicht zu den Anhängern seiner Lehren zählte. Noch in seinem hohen Alter besaß er, was der Dichter „den Schweiß der Tugend" nennt, den Trieb: immer neue Ringe der Bildung anzusetzen, beharrlich fortzuwachsen.'

Unter den Freunden Janssen's aus seiner Universitätszeit ragen namentlich zwei hervor, deren Namen als Geschichtsforscher einen vorzüglichen Klang haben: Julius Ficker und Heinrich Joseph Floß († 4. Mai 1881). Ficker beschäftigte sich schon damals ausschließlich mit der Zeit des Mittelalters, und diesem Gebiete gehörte auch die Arbeit an, auf Grund deren Janssen im August 1853 in Bonn die philosophische Doctorwürde erwarb. Die Dissertation behandelte den als Abt, Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Wibald von Stablo und Corvey (1098—1158); sie war Aschbach gewidmet [1].

Den Herbst brachte Janssen im Elternhause zu Xanten zu, für den Winter 1853/54 ging er wieder nach Münster. Hier arbeitete er seine lateinische Dissertation zu einer deutschen Monographie um, welche 1854 erschien [2]. ‚Wibald', so beginnt die kurze Vorrede, ‚ist bisher in der Geschichte weniger hervorgehoben worden, und doch war sein Leben und Wirken als Abt, Staatsmann und Gelehrter so vielseitig und segensreich, daß man ihn den größten Männern des zwölften Jahrhunderts beizählen muß. Ich hoffte, durch eine Monographie dieses Mannes einen Beitrag zu unserer Reichs- und Provincialgeschichte jener Zeit liefern zu können.'

In der That war das Wirken Wibald's ein so tief eingreifendes, daß er wohl eine eingehendere Behandlung verdiente, als ihm die bisherige Forschung hatte zu Theil werden lassen. Vertrauter und Freund dreier Kaiser (Lothar's III., Konrad's III. und Friedrich's I.), stand er unter sechs Päpsten (Innocenz II., Cölestin II., Lucius II., Eugen III., Anastasius IV. und Hadrian IV.) im höchsten Ansehen. Als die segensreichste Seite seiner Wirksamkeit hebt Janssen hervor, daß er den Frieden und die Eintracht zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt zu erhalten gewußt. ‚Er und der große Bischof Anselm von Havelberg waren in ihrer Zeit in Deutschland die eigentlichen Träger der mittel-

[1] De Wibaldo abbate. Dissertatio historica quam scripsit J. Janssen. Bonnae formis J. F. Carthausii, 1853. 68 pp. 8°.

[2] Wibald von Stablo und Corvey (1098—1158), Abt, Staatsmann und Gelehrter, von Dr. Joh. Janssen. Münster, Coppenrath, 1854. V u. 294 S. [illegible]

alterlichen Ideen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, der Ideen vom Kaiserthum, wie dieses sich auf christlich-germanischem Boden entwickelt hatte, und dies zeigte sich besonders, als mit Friedrich I. der kaiserliche Absolutismus sich nicht bloß factisch durchzuführen, sondern auch mit Hülfe des römischen Rechtes theoretisch zu begründen suchte. In ihrem Widerstande gegen die Wiedereinführung dieses antiken absoluten Imperatorenthums bilden beide genannten Männer einen vollen Gegensatz zu dem politischen System des einflußreichen Kanzlers und Erzbischofs von Köln: Rainald von Dassel.'

Die Aufnahme, welche die von einem edlen patriotischen Geiste durchwehte Biographie Wibald's fand, war durchweg eine sehr günstige. ‚Wir haben es hier', schrieb Aschbach, ‚mit einem Verfasser zu thun, welcher mit dem unentbehrlichsten Rüstzeug zu geschichtlicher Forschung auch den redlichen Willen verbindet, der geschichtlichen Wahrheit, so weit es menschenmöglich ist, überall allein die Ehre zu geben. — Das Werk ist durchweg mit Begeisterung und in schöner Sprache geschrieben, und der Verfasser hat sich, wie mit dem Gesammtinhalt, so mit der Beigabe von Wibald's gründlich zusammengestellten Regesten, ein ehrendes Denkmal in der gelehrten Geschichtswelt gesetzt' (Wiener Katholische Literaturzeitung 2, 28—29).

Noch mehr als diese anerkennenden Worte seines Lehrers erfreuten Janssen diejenigen Böhmer's. ‚Obgleich ich erst ein Drittel des Buches gelesen und das Uebrige nur durchblättert habe,' sagt derselbe in einem Briefe vom 5. Mai 1854, ‚so kann ich Ihnen doch zu dieser größern Erstlingsarbeit, sowohl was Forschung als Darstellung betrifft, gratuliren. Sie entwerfen ein lebensvolles Bild Ihres Helden, aber ich wäre an Ihrer Stelle mit den schmückenden Beiwörtern für diesen doch sparsamer gewesen; auch hätte ich die allgemeine Reichsgeschichte weniger in die Bearbeitung gezogen. Mit Ihrer Beurtheilung Lothar's III. bin ich vollkommen einverstanden; aber den Friedrich I. nehmen Sie besser, als ich erwartete, ihn zu finden; es soll mich sehr freuen, wenn ich bisher mich täuschte, aber ich fürchte, das sagenumkränzte Haupt Barbarossa's hat Ihnen bei jener Auffassung mitgespielt, wie es auch mir in meiner Jugend ergangen ist. Sogar für Friedrich II. habe ich eine Zeit lang geschwärmt, bis genaueres Studium und ruhiges allseitiges Erwägen der Frage mich zu der Ueberzeugung brachte, daß der Zerfall deutscher Größe und Einheit ihm am meisten zur Last fällt. Kirchenfeindlichkeit war den Staufern gleichsam angeboren. Wenn ich einst die Regesten des zwölften Jahrhunderts bearbeiten kann, wird mir Ihr Buch gar sehr zu gute kommen, namentlich auch Ihre so sorgsame Chronologie der Wibald'schen Briefe, von denen eine Octavausgabe aus dem Berliner Codex so wünschenswerth wäre' (Böhmer's Leben und Briefe III, 117—118).

Auch in dem preußischen Unterrichtsministerium fand die Arbeit Janssen's, dessen Mittel damals noch so beschränkt waren, daß er Privatunterricht um

Englischen ertheilen mußte, freundlichste Anerkennung. Er erhielt auf Grund derselben ein Stipendium zu einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Berlin. ‚Ich werde‘, schrieb er von dort aus am 6. Juni 1854 an seine Eltern, ‚hauptsächlich während dieser Zeit die Bibliotheken durchstöbern und mich mit den einzelnen Professoren und Räthen, wozu ich Empfehlungen in Fülle habe, bekannt zu machen suchen. — Die Stadt gefällt mir recht gut, besser wie Brüssel; aber es ist hier Alles verteufelt theuer. Für die Stube allein muß man 6 Thaler bezahlen für den Monat, und dann ist diese Stube noch nicht brillant; Mittagessen mittlerer Qualität kostet monatlich 7 Thaler. Morgens Kaffee mit zwei kleinen Brödchen monatlich 3 Thaler.‘

Janssen verstand es, den Aufenthalt in der Hauptstadt Preußens in jeder Hinsicht nutzbringend zu gestalten. Er besuchte fleißig die Bibliotheken und Kunstsammlungen und hörte Vorlesungen, namentlich bei Wilhelm Wattenbach und bei Karl Ritter, dem eigentlichen Begründer der vergleichenden Erdkunde. ‚Die Persönlichkeit dieses Mannes‘, sagt er, ‚trat jedem, der das Glück hatte, seine Vorlesungen zu hören und sich ihm einigermaßen nähern zu können, in so leutseliger und herzgewinnender Weise entgegen, daß man sich ihm für immer dankbar verpflichtet fühlte.‘ Es freute Janssen später, aus der von Kramer herausgegebenen Biographie Ritter's zu ersehen, daß derselbe ‚wie in seinem Leben, so in seiner Wissenschaft nicht dem Unglauben und den modernen Tagesgötzen diente, sondern eine entschiedene Stellung zur christlichen Offenbarung einnahm, treu festhielt im Glauben an den lebendigen Gott und an den Gottessohn, seinen Erlöser, und demgemäß als ein leuchtender und schlagender Beweis dafür dasteht, daß dieser Glaube, weit entfernt, im Widerspruch zu stehen mit der Naturwissenschaft, wie die Afterweisheit unserer Tage als Axiom hinstellt, im Gegentheil allein fähig macht zu einer tiefen, umfassenden und lebendigen Erkenntniß der Natur in ihrem innersten Wesen‘ (Zeit- und Lebensbilder. 1. Aufl. 149—150).

Ein älterer Freund führte Janssen ‚zum besondern Amusement‘ auch einmal in das Colleg von Professor Michelet; dort hörte er aus dem Munde dieses ‚von Selbstvergötterung strahlenden, ungläubigen Kathedermannes‘ ‚den Geist‘ definiren: ‚nicht als das Dort- und Dasein, sondern als das Sein — Sein, das esse, suum, est, ist, Ge—ist = Geist‘.

Während seines Verweilens in Berlin stand Janssen in anregendem Verkehre mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, so namentlich mit den Geheimräthen Aulike, Brüggemann, Ulrich, von Ellertz, und wurde auch bei dem Fürsten Bogumil Radziwill eingeführt. Jüngere Freunde lernte er durch seinen Eintritt in den ‚Katholischen Leseverein‘, den ersten katholischen Studentenverein Deutschlands, kennen.

Anfangs August 1854 kehrte Janssen nach Münster zurück, um sich an der dortigen Akademie als Privatdocent für Geschichte niederzulassen. Am 7. August hielt er seine Antrittsvorlesung, welche den Anfang der niederländischen Unruhen bis zur Ankunft des Herzogs Alba behandelte. ‚Ich bin also jetzt', meldete er nach derselben, ‚wohlinstallirter Privatdocent; hätte ich vor wenigen Tagen bestimmt vorausgewußt, wann die Rede stattfinden sollte, dann hätte ich gleich geschrieben und Dich, lieber Vater, mit meiner guten Mutter dazu eingeladen, aber es war noch am dritten nicht ganz bestimmt. Es ist Alles sehr gut abgelaufen. Du kannst nicht glauben, liebster Vater, wie gerne ich Dich hier bei mir sähe; aber für die erste Zeit bin ich noch mit Arbeiten für das Archiv, für Scholten's Buch (über Ludwig den Heiligen), womit ich jetzt wieder ernstlich beginnen muß, und für die Versammlung der Geschichtsvereine Deutschlands, die hier stattfinden wird, ganz überladen. Die leidigste Geschichte bei der Habilitation ist, daß die wieder über 33 Thaler kostet; es sind aber dies die letzten Examenkosten, die ich werde zu bezahlen haben.'

Als Colleg kündigte Privatdocent Janssen für das Wintersemester an: ‚Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts'. Allein er sollte diese Vorlesung nicht halten; denn noch im September wurde ihm von Frankfurt aus der Antrag gemacht, an Stelle des plötzlich verstorbenen Dr. Steingaß, eines Schwiegersohnes von Görres, die Geschichtsprofessur für die katholischen Schüler des dortigen Gymnasiums zu übernehmen.

Der Abschied von Münster wurde Janssen nicht leicht; er hatte sich so glücklich in der rein katholischen Atmosphäre der ersten Hauptstadt Westfalens gefühlt und ‚die treuen Bewohner der rothen Erde' ungemein lieb gewonnen; allein die Aussicht, in die Nähe des großen Böhmer zu kommen, auch sofort eine gesicherte Lebensstellung zu erlangen, war zu verlockend. Und so entschloß er sich denn ziemlich rasch, der unsichern akademischen Laufbahn zu entsagen. Ende October 1854 siedelte er nach der alten Kaiserstadt über.

Die bescheidene Stelle eines Gymnasialprofessors hat Janssen bis zu seinem Tode bekleidet, obgleich bald aus ihm ein Historiker ersten Ranges wurde.

III. Janssen in der Schule Böhmer's; der Frankfurter Freundeskreis.

Durch die Ernennung zum Geschichtslehrer am Gymnasium der freien Stadt Frankfurt, welche damals noch die geräuschvolle Residenz des deutschen Bundestages war, trat Janssen in einen Kreis geistig hoch angeregter Männer und Frauen ein, vor Allem aber kam er in die engste Berührung mit Johann Friedrich Böhmer.

‚Für Volk und Vaterland! sei der Wahlspruch meines Lebens. Ich will Deutscher bleiben durch und durch, will mich nähren an der alten Treue und an der alten Freiheit, an der Kernhaftigkeit und schlichten Einfalt der Vorfahren, und ich will durch Förderung historischer Wahrheitserkenntniß thun, was ich kann, um das Erbtheil der Vergangenheit hinüberzuretten in eine bessere Zeit: das ist mein Gelübde.'

So hatte Böhmer im Jahre 1829 bei Beginn seines Hauptwerkes, der Kaiserregesten, geschrieben, und dieses Gelübde hat er unverbrüchlich gehalten in der Wissenschaft und im Leben. Neben der reinsten Liebe zum Vaterlande waren für den Frankfurter Stadtbibliothekar auch Religion und Pflichtgefühl treibende Kräfte. ‚Die geschichtsforschenden Bemühungen, denen ich die meiste Zeit meines Lebens gewidmet habe, standen mit meinen religiösen Ueberzeugungen in Verbindung. Sie sollten kein Werk des Eigennutzes, der Eitelkeit oder der Neugierde sein, sondern gingen vielmehr aus Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl hervor.' Derselbe hohe, reine Sinn prägt sich in folgenden Worten aus: ‚Auch in der historischen Wissenschaft gilt: Verlängne dich selbst; nicht was uns am liebsten, sondern was uns am schwersten, sollen wir zu leisten suchen.' Deshalb hatte Böhmer nicht das Gebiet bestechender Darstellung, sondern das unendlich mühsamere der Forschung gewählt.

Die Grundsätze wahrer Geschichtsforschung, wie Böhmer sie in einem Leben voll angestrengter Arbeit sich erworben, prägte er nun seinem geistesverwandten Schüler in einem fast täglichen Verkehre ein. ‚Wenn das Streben des Historikers', so pflegte er zu sagen, ‚vor Allem gerichtet sein müsse auf die Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit, so sei es zu gründen auf die kritisch gesichteten, geordneten, bereit gelegten urkundlichen Quellen, mit lebendiger, klarer Auffassung derselben, ohne im einzelnen, unwesentlichen Detail

sich zu vertiefen, der Blick sei stets auf das Wesentliche und Ganze zu richten, mit unbefangener, nicht durch Zeitideen und Parteisucht der Gegenwart getrübter Beurtheilung der Menschen und Thatsachen.'

Von den sonstigen Aussprüchen Böhmer's pflegte Janssen jüngeren Freunden gegenüber namentlich zwei immer und immer zu wiederholen: daß es vor Allem bei der historischen Arbeit darauf ankomme, das Wesentliche der Dinge zu erkennen und es von Nebensachen abscheidend im Auge zu behalten, und daß man es dem Publicum schuldig sei, seine Gedanken auf den kürzesten Ausdruck zu bringen.

Der Verkehr Böhmer's mit Janssen blieb indeß durchaus nicht auf das eigentlich historische Gebiet beschränkt. Beide waren viel zu umfassende Geister, als daß sie sich ausschließlich mit ihrem ‚Fach' begnügt hätten; sie nahmen vielmehr den lebhaftesten Antheil an den wichtigeren literarischen, künstlerischen, politischen, kirchlichen und socialen Fragen. In allen diesen Beziehungen war der Austausch mit einem Gelehrten wie Böhmer, den warme Freundschaft mit den trefflichsten Männern seiner Zeit verband, und dem das gründlichste Wissen, eine ungemein edle und unabhängige Gesinnung und das lebhafteste Gefühl für Wahrheit und Recht eigen waren, von unschätzbarer Bedeutung.

Janssen verstand es bald, das Herz des großen Gelehrten zu gewinnen. Namentlich schätzte Böhmer, daß es dem ‚rheinischen Landsmanne' ‚nie an Stoff für seine Lernbegierde fehlte'. ‚Janssen', heißt es in einem Briefe Böhmer's an Oberbibliothekar Bähr in Heidelberg vom 4. April 1858, ‚ist mir ein immer lieberer Freund geworden. Einen größern wissenschaftlichen Eifer und Ernst, eine tiefere Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunst, gepaart mit so viel Bescheidenheit und Gemüthstreue, wie bei ihm, wird man nicht leicht bei einem jüngeren Manne antreffen.' Der hier so warm geschilderte Frankfurter Gymnasialprofessor hatte seinerseits schon zwei Jahre früher einem Jugendfreunde geschrieben: ‚Ich habe allen Grund zur Zufriedenheit mit meinen hiesigen Verhältnissen; mein Verkehr kann für mich nicht erfreulicher sein, als er ist. Ich möchte wünschen, daß Du ein paar Tage Gelegenheit hättest, Böhmer zu genießen. Das ist ein ganzer Mann, von einer geistigen Anregung und Belehrung, wie ich während meiner Universitätsjahre Niemanden kennen gelernt habe. Du weißt, wie dankbar ich bin gegen Grauert in Münster, gegen Möller, Arendt, Feye und Laforet in Löwen, gegen Aschbach und Clemens in Bonn; aber alle diese Männer stehen weit hinter Böhmer zurück. Bei dem funkelt und sprüht Alles von Geist und Leben. Er hält sich sehr zurückgezogen, aber wer sein Vertrauen gewonnen, den führt er in seine geordnete geistige Werkstätte ein, in seine Arbeiten, seine Studien. Gegen mich ist er von einer Güte, die mich wahrhaft rührt.

Ich sehe ihn fast täglich und kann nun mit ihm auch wieder größere Spaziergänge machen. Wie geht sein Herz auf, wenn er von seinen verstorbenen Freunden spricht, unter denen besonders Clemens Brentano und ein ehemaliger hiesiger Bürgermeister Thomas ihm am nächsten gestanden! Schon im vorigen Jahre gönnte er mir wöchentlich einen vollen Abend zur gemeinsamen Lectüre von Quellen der deutschen Geschichte. Auch Dichter lesen wir mit einander, und ich habe dann stets sein tief poetisches Gemüth und sein tief eindringendes Verständniß zu bewundern' (abgedr. in Alte und Neue Welt 1886, S. 235—236 und in Meisters Erinnerungen S. 11).

Bei aller Bewunderung, mit der Janssen den Worten seines Lehrers lauschte, bewahrte er doch seine volle Selbständigkeit. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, das Glück gehabt, viele Jahre lang fast täglich mit dem Geschichtschreiber des deutschen Volkes zu verkehren, der weiß, wie treu er jedes Wort seines lieben Böhmer in der Erinnerung bewahrte, aber auch wieder durchaus selbständig verwerthete. Der Verkehr mit Persönlichkeiten, welche in so hohem Grade wie Böhmer und Janssen alle geistigen und sittlichen Eigenschaften eines anregenden und begeisternden Lehrers besitzen, ist wohl die schönste Gabe, welche die Vorsehung einem jungen Manne bescheeren kann.

Der Eifer Janssen's, der fast denjenigen seines Lehrers übertraf, war leider von Anfang an gehemmt durch eine fast beständige Kränklichkeit. Schon acht Wochen nach seiner Anstellung mußte er infolge ‚ernster Erkrankung' den Unterricht am Gymnasium aussetzen. ‚Janssen', schreibt Böhmer am 5. September 1855 an Hurter in Schaffhausen, ‚strebt ebenso sehr, sich in Allem zu unterrichten, wie Sie seinerzeit danach strebten, und hat viele Anhänglichkeit an mich. Leider hat er keine recht feste Gesundheit; das ist aber auch das einzige Ungünstige, was ich von ihm weiß' (Böhmer's Leben und Briefe III, 154).

Wenige Tage später berichtet Böhmer der Frau Rath Schlosser: ‚Janssen kränkelt leider beständig, so daß ich ihm gerathen habe, mal für ein ganzes Jahr alle anstrengenden Arbeiten aufzugeben und sich bloß etwa mit deutscher Literatur zu beschäftigen. Zwei- oder dreimal wöchentlich lesen wir gemeinsam Clemens Brentano'sche Sachen, er mit voller Empfänglichkeit, ich mit den sehnsüchtigsten Erinnerungen an den heimgegangenen Freund, den mir Niemand ersetzen kann' (a. a. O. 155).

Zu dem Verzicht auf ‚alle anstrengenden Arbeiten' konnte sich der für die Wissenschaft glühend Begeisterte freiwillig nicht entschließen; das nächste Frühjahr zwang ihn dazu. ‚Wir haben keine frohen Feiertage gehabt,' heißt es in einem Briefe Böhmer's vom 23. März 1856 an Maria Görres, ‚denn Janssen wurde vorgestern von einem Blutsturze befallen, der Anfangs tödtlich schien; jetzt ist doch wieder Hoffnung.' Auch Professor Aschbach wurde durch

*

Böhmer von der schweren Erkrankung seines Schülers benachrichtigt. Die betreffenden Zeilen sind von besonderem Interesse dadurch, weil sie zeigen, wie eng sich das Verhältniß zwischen Böhmer und Janssen schon damals gestaltet hatte. Sie lauten: ‚Ihr Schüler Janssen ist mit seiner hiesigen Stellung sehr zufrieden und bei allen Leuten beliebt, die ihn kennen; er soll seine Lehrstelle auf's Allerbeste ausfüllen. Ich sehe ihn regelmäßig, und namentlich an einem Abend der Woche haben wir Beide eine historische Conferenz, wobei es noch nicht an Stoff für seine Lernbegierde gefehlt hat. In der neu entstandenen Zeitschrift für Geschichte des Niederrheins hat er eine gute Abhandlung über die Kölnischen Geschichtsquellen begonnen. Sein Band Münster'scher Geschichtschreiber ist gedruckt bis auf die Einleitung. Erschreckt wurden wir durch heftiges Blutbrechen, das ihn am Charfreitag befiel, aber jetzt ist er glücklich wieder außer Gefahr. — Sein Weggehen von hier wäre mir ein empfindlicher Verlust' (nur theilweise gedruckt in Böhmer's Leben und Briefe III, 181).

Kaum genesen, fand sich Janssen nur schwer darein, täglich nicht länger als 4—5 Stunden am Studirtische zuzubringen. In den Herbstferien besuchte er seine Eltern in Xanten und bezog im folgenden Sommer aus Gesundheitsrücksichten eine Wohnung außerhalb der Stadt, die gerade damals, nicht zur Freude der alten Frankfurter, eine immer größere Ausdehnung gewann. ‚Janssen', berichtet Böhmer am 28. Juni 1857 an Professor Stumpf, ‚wohnt seit einigen Wochen sehr schön vor dem Eschenheimer Thor, Finkhofstraße Nr. 7, über einer Stiege. Er befindet sich wohl und geht häufig mit mir über die historische Eisenbahnbrücke in den Wald' (Böhmer's Briefe III, 214).

Schon zu Pfingsten des folgenden Jahres hatte Janssen neuerdings eine so heftige Blutkrankheit durchzumachen, daß der Arzt sich dahin aussprach, es dürften von 25 kaum 3 einen solchen Anfall überstanden haben. ‚Nun, wie Gott will,' schrieb er seinen Eltern, ‚ich werde mich noch wieder mehr in Acht nehmen und meinerseits Alles treulich mitwirken, was ich zu meiner Gesundheit mitwirken kann. Dann nur auf Gott vertrauen und sehen, was die Zukunft weiter bringt. So häufige Anfälle bringen eine ernstere Lebensstimmung hervor. Euch, liebe Eltern, kann ich nur ersuchen, daß ihr fleißig für mich betet.' Während der Sommerferien von 1858 brachte Janssen einige Wochen auf Stift Neuburg bei Frau Rath Schlosser zu und begab sich dann zur Cur nach Langenschwalbach. Im Juli des folgenden Jahres suchte er von Neuem an der Quelle dieses reizenden Badeortes Heilung, fand sie aber nicht genügend, hauptsächlich wohl, weil der Rastlose sich nicht hinlänglich geistige Ruhe gönnte. An Mahnungen in dieser Hinsicht fehlte es nicht, namentlich der treue Böhmer war unzufrieden über den allzu großen Studieneifer seines Freundes. Sie sollten, rieth er am 7. Juli 1859, während Ihrer

Badecur nur an Ihre Gesundheit denken und, dem Wahlspruch des alten Mönchs Cäsarius von Heisterbach entsprechend, im Uebrigen sich um Nichts kümmern: sonst wird man nicht gesund (vgl. Böhmer's Leben und Briefe III. 296).

Wie Böhmer, so waren auch die übrigen Frankfurter Freunde während dieser ‚Leidenszeit' für Janssen in jeder Hinsicht treu besorgt. An erster Stelle ist hier die Familie Wedewer zu nennen. Den hochverdienten Professor Hermann Anton Wedewer, Inspector der Frankfurter Selectenschule, hatte Janssen bereits im April 1853 in einer kleinen Abendgesellschaft bei Böhmer kennen gelernt. Der Frankfurter Stadtbibliothekar hatte Wedewer damals mit der ihm eigenen Meisterschaft in folgenden Worten gekennzeichnet, die Janssen unvergeßlich geblieben sind: ‚Er ist von Charakter ein Nathanael; ein erprobter Schulmann; unermüdlich thätig; sehr gelehrt, aber ohne alle Anmaßung der Gelehrten, vielmehr von rührender Bescheidenheit; äußerst mittheilsam, aber absolut unerfahren in der Kunst, etwas aus sich zu machen; in seiner Umgebung wird es Einem wohl. Der verstorbene Rath Schlosser, bei dem er Hausfreund war, sagte nicht mit Unrecht von ihm: dem Wedewer würde es Mühe kosten, nur einer Fliege wehe zu thun.'

In Wedewer's Amtswohnung in der Selectenschule, dicht bei der Liebfrauenkirche, hatte Janssen bei seiner Uebersiedelung nach Frankfurt zwei sehr bescheidene Zimmer bezogen und verbrachte dort mehrere Jahre lang ‚wie zur Familie gehörend'. Das Band der Freundschaft mit dem geistig ungemein angeregten, ächt katholischen Schulmann und Gelehrten wurde immer enger geknüpft. ‚Meine persönlichen Erinnerungen an Wedewer', schrieb Janssen nach dem Hinscheiden des trefflichen Mannes, ‚sind ohne allen Schatten. Mit einem Gefühl unverbrüchlicher Dankbarkeit darf ich sagen, daß ihm unter seinen Frankfurter Freunden keiner näher stand als ich, keiner mit ihm in den religiösen und politischen Ueberzeugungen eine treuere Gemeinschaft hatte, keiner ihn — in guten und in trüben Tagen — in der vollkommenen Lauterkeit seines Wollens und Strebens besser kennen und schätzen lernte, daß er, nach Böhmer's treffender Bemerkung, nichts von der Kunst, etwas aus sich zu machen, verstand, und sich um diese Kunst so wenig wie Böhmer selbst irgendwie bemühte. — Die Frömmigkeit und Lauterkeit der Gesinnung waren in seinem Wesen so ausgeprägt, daß sie jedem edlern Menschen, der mit ihm in Berührung trat, Liebe und Achtung abnöthigte.' Janssen hat dem für die Wissenschaft wie für seine Familie allzu früh heimgegangenen Freunde (16. April 1871) ein schönes Denkmal gesetzt in seiner Schrift ‚Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten' (Freiburg, Herder, 1873). Er schließt diesen tief empfundenen Nachruf mit den Worten des Herrn von Gerlach: ‚Der selige Wedewer gehört zu denjenigen Männern, durch deren Bekanntschaft mir ein wirklicher Erwerb für das Leben geworden ist.'

Frankfurt zählte damals neben Böhmer und Wedewer noch zahlreiche andere Männer in seinen Mauern, durch deren Bekanntschaft dem jungen Gymnasialprofessor ‚ein wirklicher Erwerb für das Leben' ward. Hier sind zunächst zwei edle Protestanten zu nennen: der Mediciner Karl Passavant und Johann David Passavant († 12. August 1861). Durch Letztern, den Biographen Rafael's, wurde Janssen in das große Gebiet der Kunst, namentlich der italienischen, eingeführt, während Böhmer sein Interesse mehr nach der altdeutschen Richtung hinlenkte; die Städel'sche Gemäldesammlung bot die beste Gelegenheit, unter so sachkundiger Führung eine Anzahl der herrlichsten Werke der Malerei würdigen zu lernen.

Noch inniger gestaltete sich Janssen's Verkehr mit dem Arzt und bekannten Psychologen Dr. Karl Passavant. ‚Dieser wahrhaft geistvolle und christliche Gelehrte', sagt sein Biograph, ‚gehörte nicht zu denjenigen Männern der Schule, bei denen der Kopf und das Herz gesonderte Pfade gehen, oder gar Charakter und Geist mit einander in traurigem Zwiespalte sich befinden: sein tiefes Fühlen trug und belebte sein Denken, und was er dachte und fühlte, das wollte und lebte er. Alles Schöne und Erhabene zog ihn an, sowohl in der Natur, namentlich der Alpenwelt, als in der Literatur (die Mystiker des dreizehnten Jahrhunderts, Dante, Leibniz, Shakespeare, Goethe) und der Musik (Palestrina, Marcello, Seb. Bach, Händel, Mozart, Beethoven). Bei den Werken der bildenden Kunst erfreute ihn besonders der fromme Sinn in den Erzeugnissen der ältern Malerei: so bei dem engelreinen Fra Angelico, Luini und Martin Schongauer, den er dem genialen und vielseitigern Albrecht Dürer vorzog. Von Rafael waren ihm diejenigen Werke die liebsten, die in rein christlicher Begeisterung entstanden waren, und schätzte er deßselben demuthsvolle Madonna del Granduca höher als die Madonna della Sedia, trotz ihrer vollendeten Kunst und Schönheit. Von den neueren deutschen Malern hielt er die großartigen Compositionen von Cornelius am höchsten' (s. Helfferich, J. D. Passavant, Frankfurt 1867, S. 321. 322). Es war ein hoher Genuß für Janssen, daß er mit einem solchen Manne Dante's Göttliche Komödie lesen konnte; Passavant nahm das unsterbliche Werk damals zum fünfzehnten Male durch. Im vertrauten Verkehre besprach Janssen mit dem stark katholisirenden Gelehrten vielfach auch religiöse Fragen. Zu einem bestimmten Entschlusse aber kam der gemüthvolle Mann ebensowenig jetzt als früher, wo er mit Sailer und Diepenbrock einen ähnlichen Austausch gepflogen: deshalb gelangte er aber auch nie zur innern Ruhe. Als er am 14. April 1867 starb, war Janssen tief ergriffen. ‚Man ging immer', äußerte er seinem Freunde Balzer gegenüber, ‚von Passavant besser weg, als man zu ihm kam.'

In der Mutterkirche, zu welcher Karl Passavant den Weg nicht fand, hatte schon seit Jahren volle Befriedigung ihrer Sehnsucht erreicht eine edle, hoch-

gebildete Dame, der Janssen in Frankfurt alsbald näher trat: Frau Rath Sophie Johanna Schlosser. Ein geistlicher Freund Janssen's hat in den Historisch-politischen Blättern dieser ‚hochherzigen und frommen Frau, welche in ihrer Erscheinung und ihrem Wesen lebhaft an die altchristlichen Matronen Roms erinnerte', einen überaus warmen Nachruf gewidmet: ‚Es gibt Menschen, welche durch die hohe, reine und edle Begeisterung, die sie für die Angelegenheiten, für das Leben und die Interessen der Kirche beweisen, gleichsam wie mit der Adelsehre der katholischen Religion ausgezeichnet erscheinen, und zu diesen gehörte vor Allen Sophie Schlosser. Das adeliche Wesen der Kirche und unseres Glaubens war ihr im vollsten Maße zu Theil geworden. Die Ehre der Kirche war ihr stets die wichtigste Angelegenheit des Herzens. Wenn sie dieselbe irgendwie angegriffen sah, so war ihr dies der kränkendste Schmerz.' [1]

Frau Rath Schlosser, welche seit dem Tode ihres Gemahls (1851) die äußeren Zeichen der Wittwentrauer bis an ihr eigenes Lebensende nicht mehr ablegte, brachte regelmäßig den Winter in Frankfurt a. M. zu. Ihr schönes Haus auf der Neuen Mainzerstraße bildete den Sammelplatz der vornehmen katholischen Welt der Bundesstadt. Mit Anbruch der bessern Jahreszeit aber siedelte sie regelmäßig nach Stift Neuburg bei Heidelberg über. Ihr Gemahl hatte in den sehr ausgedehnten Räumlichkeiten jenes herrlichen, aus einem alten Kloster geschaffenen Landsitzes eine reiche und gewählte Bibliothek gesammelt und ausgezeichnete Werke der Malerei und Kupferstecherkunst im ‚gothischen Saale' aufgestellt. ‚Der Chor der alten Stiftskirche war durch den Architecten Hübsch zu einer sehr schönen, Andacht erweckenden Hauskapelle umgestaltet worden. An der vordern, dem Neckarthale zugekehrten Seite des ausgedehnten Hauses war eine reizende Blumenterrasse und auf der Rückseite ein stiller lauschiger Park angelegt: so war das Stift durch Lage und Umgebung, durch Reize der Natur und durch Schätze der Kunst zu einer der schönsten Villen des Rhein- und Neckarthales ausgestattet.' Durch die weit ausgedehnte Gastfreundschaft, welche Frau Rath übte, ward dieser wunderbare Wohnsitz ‚ein Vereinigungspunkt für viele hervorragende Männer Mittel- und Süddeutschlands. Künstler und Gelehrte, Celebritäten der Kirche und des Staates fanden sich dort wie in einer gemeinsamen Heimat und lernten sich näher kennen. Viele für das katholische Leben Deutschlands segensreiche Freundschaften wurden zwischen solchen Männern auf dem Stifte Neuburg geschlossen'. Unvergeßliche Tage reinsten geistigen Genusses hat Janssen, der fast alljährlich Gast auf dem prächtigen Landsitze war, dort verlebt. Berühmt waren namentlich die Abende auf Stift Neuburg. ‚Bis in ihr hohes Alter las Frau Rath, wenn nach der Theestunde die vorübergehenden Besuche sich entfernt hatten

[1] Histor.-polit. Blätter Bd. 57, S. 97. 98; vgl. ebend. Bd. 10[illegible], S. 7[illegible]1 f. [illegible] Ausführungen von Dr. A. v. Steinle.

und nur die länger weilenden Gäste noch um den Tisch im großen Saale versammelt waren, irgend ein Werk der ältern oder neuern Poesie vor. Sie begann dieses Vorlesen immer mit einer gewissen spannenden Feierlichkeit und fesselte dadurch sofort die Aufmerksamkeit. Dann zeigte sich auf dem Antlitz der würdevollen, in edlem Anstand dasitzenden Matrone eine so hohe und ausdrucksvolle Begeisterung, in ihre Stimme legte sie eine so ergreifende, dramatische Wärme und ihr Vortrag wurde so kräftig und bedeutungsvoll, daß sie die Zuhörer immer vollständig für den vorgelesenen Gegenstand gewann. Ueber das Vorgelesene wußte sie in der anregendsten Weise eine Conversation zu veranlassen. Sie machte auf die Schönheiten des gelesenen Werkes, die sie mit einer seltenen Genialität herausfand, aufmerksam und führte durch die Freude, mit der sie dies that, auch Andere in das Verständniß ein.'

Es würde zu weit führen, alle Diejenigen zu nennen, mit welchen Janssen auf Stift Neuburg in Berührung kam. Nur die hervorragendsten Persönlichkeiten und diejenigen, zu denen er sich am meisten hingezogen fühlte, seien hier erwähnt: die Bischöfe Ketteler von Mainz, Räß von Straßburg und Weis von Speyer, Domcapitular Wilhelm Molitor, der geniale Dramatiker, und Dr. Lieber, der später berühmt gewordene Centrumsführer, Domdekan Heinrich, die Hofräthe Bähr und Zell, die Professoren Phillips und Walter, P. Roh, Dr. Bering, Frau von Radowitz, Medicinalrath Hasenclever, die auch im Alter noch jugendliche Suleika Goethe's, Geheimräthin Marianne Willemer, endlich Gräfin Maria Grainberg. Mit sehnsüchtiger Rückerinnerung hat Janssen in den spätern Jahren seiner ‚Vereinsamung' oft jenes edeln, wohl weithin einzigen Kreises gedacht, den gleiche Gesinnungen und eine Gegend vereinte, in welcher nach den Worten Eichendorff's der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen umschlingt, und Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit erzählen, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt.

Auf Stift Neuburg kam Janssen auch zuerst in Berührung mit Benjamin Herder und Cardinal Reisach. Erstern lernte er im Jahre 1858, Letztern 1863 kennen. Die Verbindung mit diesen beiden Männern sollte für den Frankfurter Professor von bleibender Bedeutung werden.

Ein häufiger und gerne gesehener Gast bei Frau Rath Schlosser war der seit 1837 in Frankfurt ansässige Meister der christlichen Malerei, Eduard von Steinle. Das Haus dieses durch Genie wie Charakter hervorragenden Mannes war ein Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Katholiken Deutschlands. Hier wurden in Ernst und Scherz die verschiedensten Fragen der Wissenschaft und des Tages besprochen, und Janssen war ein geschätztes Mitglied dieses gewählten Kreises. Steinle nahm an allen literarischen Arbeiten Janssen's den regsten Antheil, und dieser hinwiederum zeigte das lebhafteste Interesse

und Verständniß für die unsterblichen Schöpfungen des ‚dem Wahren und Schönen mit seltener Kraft und Ausdauer dienenden Künstlers'. Es entsprach ganz dem Sinne Janssen's, daß der Meister sich bei seinen zahlreichen Heiligendarstellungen ‚gleich fern hielt von falscher Sentimentalität wie ascetischer Trockenheit'. Mehr noch als die Heiligen-Darstellungen bewunderte Janssen die profanen Werke seines Freundes, der ihn später mit manch köstlicher Gabe bedachte; mit höchster Begeisterung erfüllten ihn vor Allem Steinle's Bilder zu den Dramen Shakespeare's, ‚dessen Wesen nicht leicht tiefer zu erfassen sein möchte', wie es hier geschieht (vgl. A. Reichensperger, Steinle. Frankfurt 1887, S. 31 f.).

Folgenreich war auch Janssen's Bekanntschaft mit dem streng katholischen Staatsrath von Linde († 1870). Dieser ungemein kenntnißreiche Jurist führte ihn in die Kreise der Bundestagsgesandten ein, von welchen namentlich der edle Herr von Sydow und dessen ebenso fromme wie geistvolle Gattin ihn mächtig anzogen.

Innige Freundschaft verband Janssen mit Eugen Theodor Thissen, welcher als Nachfolger des geistsprühenden Stadtpfarrers Beda Weber eine außerordentlich segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Thissen war eine ächt rheinische Natur; sein Wahlspruch: ‚Dienet dem Herrn in Fröhlichkeit', kennzeichnet sein ganzes Wesen. Janssen pflegte von dem für alles Gute und Schöne begeisterten, opferfreudigen Manne zu sagen, er habe ein goldenes Herz. Schon bald nach seiner Uebersiedlung nach Frankfurt ward Janssen bei der Familie Bansa bekannt, ein Haus, in welchem er ‚während eines vollen Menschenalters nur angenehme Stunden verlebte'. Fast ebensolange verkehrte er bei der feinsinnigen Frau Springsfeld (geb. Forsboom), deren Gast er öfters in ihrer Sommerfrische auf dem Johannisberg war. Regelmäßig einen Mittag oder Abend in der Woche brachte Janssen auch in den Familien Matti und Pastor zu. In gemüthlichem Kreise fand er hier Erholung von seinen schweren Arbeiten[1]. Wie sich Dr. J. Matti stets als ächter Freund bewährte, so nicht minder der Senator und Bürgermeister Dr. Speltz; Letzterer hatte bei Janssen's Anstellung entscheidend mitgewirkt; er erwies sich auch später wiederholt als hochvermögenden Gönner und stets hülfsbereiten Berather. Die Beziehungen Janssen's

---

[1] Sehr treffend bemerkt A. v. Steinle, daß Janssen im Verkehr mit den Frankfurter Familien ‚so vollständig von seinem eigentlichen Beruf losgeschält und abgetrennt war, daß, wenn man ihn nur in diesem Verkehr kennen gelernt und seine Werke nicht gekannt hätte, man ihn nie für den mit eisernem Fleiße und mit peinlichster Zuverlässigkeit sammelnden Forscher gehalten haben würde, der er war. Keine Spur vom Bücherwurm oder auch nur vom „Gelehrten". Er vermied es förmlich, in diesem Verkehr ernste Fragen zu behandeln, denn es war für ihn die Zeit, sich geistig zu erholen'. Histor.-politische Blätter Bd. 109, S. 757.

zu seinen Collegen, namentlich zu dem geistvollen Geschichtslehrer für die protestantischen Schüler des Gymnasiums, Professor Creizenach, und zu dem edeln und feingebildeten Director Classen waren stets die besten.

Von sonstigen Frankfurter Freunden sind noch zu nennen: Hofrath Fischer (Redacteur der Oberpostamtszeitung), Dr. Mettenheimer, Dr. Kellner, Dr. Bogner, Archivar Kriegk, Familie Willmar Doetsch, Dr. Fosser, Anton Theodor Brentano, Frau Schöff Brentano, endlich Ludwig Brentano, der Schwiegervater von Professor Karl Friedrich Stumpf.

Stumpf gehörte zu den jungen Historikern, welche, wie die mit Janssen gleichfalls befreundeten Herren Dr. Cornelius Will und Andreas Niedermayer, durch Böhmer nach Frankfurt gezogen wurden. Er nahm zuerst im Sommer 1856, dann vom December 1858 bis April 1860 in der Mainstadt Aufenthalt und knüpfte bald so enge Beziehungen mit Janssen an, daß er eine Zeit lang sogar dessen Wohnung theilte; Janssen hinwiederum bewahrte dem genialen, schon am 12. Januar 1882 nach kurzer Krankheit abberufenen Freunde ein dauerndes Andenken. Zeuge dessen ist das schöne Gedicht, welches er 1885 zur Hochzeit von Stumpf's Tochter mit Herrn von Schorlemer überreichte:

Da euch dem alten Freund das Wort vergönnt,
So möcht' ich mich als Abgesandten denken
Des Vaters, den ihr hier nicht schauen könnt
Und der euch doch will reichen Segen schenken,
Der unsichtbar in eurer Mitte weilt
Und Hoffnung, Lieb' und Freude mit euch theilt.

Wir waren eng verbrüdert manches Jahr,
Durchforschten Eines Sinns die alten Zeiten,
Des Vaterlandes Kämpfe, Noth, Gefahr,
Der Kanzler Walten und der Fürsten Streiten,
Und freudig schlug das Herz uns Beiden gleich
Für Papst und Kaiser, Deutschlands Ruhm und Reich.

Treu, wacker, wie ein ächter deutscher Mann,
Hat nach der Wahrheit forschend er gerungen,
Theilt' liebend mit, was strebend er gewann,
Hielt fromm der Kirche Kreuzpanier umschlungen:
So rief ihn Gott, so lebt er mit euch fort
Der Seinen treuer Führer, Schirm und Hort.

Sein freundlich Aug' auf euch herniederschaut;
Sein lieber Mund spricht treuen Gruß und Segen;
Er weiht die Hand den Myrthenkranz der Braut,
Und schirmend streckt den Arm er euch entgegen,
Mit seiner Liebe euren Bund zu weih'n
Und euch als Schutzgeist immer nah zu sein.

Nehmt mit des Vaters traulem Segensgruß
Des Freundes Glückwunsch auch als Angebinde:
Das Glück, fürwahr, es ruht auf sicherm Fuß,
Kein Sturm verweht die festlichen Gewinde,
Wo solch ein Vater Segen euch erfleht
Und Mutterliebe treu zur Seite steht.

Die kindlich harmlose Natur Janssen's, sein fröhliches, freies Wesen, seine wahrhaft hinreißende Liebenswürdigkeit entzückten schon damals alle seine Freunde und Bekannten. Wie mannigfaltig auch deren Lebensstellung und Beruf, wie verschieden oft die religiösen und politischen Anschauungen waren: Alle schätzten, achteten, ja liebten den jungen Gymnasialprofessor in gleicher Weise und wurden nicht müde, die herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes zu preisen. Janssen hinwieder bewahrte allen seinen Freunden ein treues und dankbares Andenken auch über das Grab hinaus. Am Allerseelentage pflegte er auf dem schönen Frankfurter Friedhofe die Ruhestätten seiner Lieben aufzusuchen. So oft ich ihn auch begleitet habe, der erste Gang war stets zu der Stelle, wo Böhmer ruhte. An jedem Grabe betete er ein Vaterunser, auf dem Rückwege für eine glückselige Sterbestunde, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte. Einmal gab er der Bitte um Wiedervereinigung mit seinen Freunden im Himmel Ausdruck durch das nachstehende, von Frau Rath Schlosser verfaßte, einfach sinnige Gedicht:

Seh' ich all' die sel'gen Geister
Knieend vor der Gottheit Thron,
Preisend ihren Herrn und Meister,
Der sie rief zu ew'gem Lohn:

Flehend möcht' ich alle bitten:
Denket mein bei unserm Herrn,
Auch ihr habet einst gestritten,
Auch ihr waret einst ihm fern.

Bittet, daß er sich erbarme
Seiner Magd, die treu ihm schwört,
Daß er öffne seine Arme,
Gnädig mein Gebet erhört.

Ach und bittet den Dreieinen,
Welcher nimmt und wieder gibt,
Daß er möge dort vereinen,
Die sich hier so treu geliebt.

IV. Literarische Arbeiten der ersten Frankfurter Zeit. 1854—1863.

(Münsterische Geschichtsquellen. Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik. Frankfurts Reichscorrespondenz. Schiller als Historiker.)

‚Nach meiner im Herbste 1854 erfolgten Uebersiedlung nach Frankfurt am Main', sagt Janssen in der Vorrede zum ersten Bande seiner ‚Geschichte des deutschen Volkes', ‚beschäftigte ich mich unter Böhmer's Augen und Anleitung in den ersten Jahren mit den in den Kaiserregesten enthaltenen Zeiträumen, seit 1857 aber wandte ich mich fast ausschließlich dem Studium des ausgehenden Mittelalters und der neuern Zeit zu.' Zahllose Blätter und Hefte mit Auszügen zeugen dafür, wie ernst dieses Studium betrieben wurde. Daneben gingen noch andere Arbeiten her, welche Janssen noch in Münster übernommen hatte. Seinem Landsmann Heinrich Cornelius Scholten war es leider nicht mehr vergönnt gewesen, den zweiten Band seiner Geschichte Ludwig's des Heiligen zu vollenden. Diese Arbeit übernahmen jetzt seine Freunde Junkmann und Janssen[1]. In der Vorrede gab Letzterer auch eine kurze Uebersicht über das Leben seines verstorbenen Freundes. Er schließt dieselbe mit folgenden Worten: ‚Tief religiöser Sinn, Festigkeit des Charakters, Kindlichkeit des Gemüthes, Geradheit, Biederkeit, Anspruchslosigkeit machten den Verstorbenen Jedem lieb und werth, der mit ihm in nähere Berührung getreten war. Treuer Sohn der katholischen Kirche, für deren Verherrlichung er als Mensch und Gelehrter zu wirken suchte, blieb ihm Intoleranz und Lieblosigkeit in der Beurtheilung Andersdenkender unbekannt; denn jede Ueberzeugung war ihm heilig. Geistesarbeit war ihm Lebenslust; als Rathgeber, Tröster, Fürsprecher hat er vielfacher Noth abgeholfen und Manchem freudige Stunden bereitet. Sein Tod erregte deshalb auch nah und fern wehmüthige Theilnahme, in der seine Familie und seine Freunde bei dem erlittenen herben Verluste Trost finden können. Der nächste Trost für dieselben ist das Leben des Verblichenen.'

Noch im Jahre 1855 veröffentlichte Janssen zwei wichtige Arbeiten in Zeitschriften: den schon (S. 12) erwähnten Aufsatz über den Abfall der

[1] Scholten's Geschichte Ludwig IX., des Heiligen, Königs von Frankreich. II. Bd. Herausgegeben von Dr. W. Junkmann, Prof. zu Braunsberg, und J. Janssen, Prof. zu Frankfurt a. M. gr. 8°. XVI u. 806 S. Münster 1855.

Niederlande, dann ‚Studien über die Kölnischen Geschichtsquellen im Mittelalter‘ in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein (I, 78—104. 196—229).

Im folgenden Jahre trat er mit einer neuen Publication auf, welche sich speciell an das ihm so lieb gewordene Münster knüpfte. Ficker und Cornelius hatten 1852 und 1853 zwei Bände Geschichtsquellen des Bisthums Münster veröffentlicht, welchen Janssen nun einen dritten zugesellte. Er vereinte in demselben die späteren Münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey[1]. Diese Publication führte ihn wieder auf das Gebiet der neuern Geschichte, während er dadurch zugleich Quellen nahe trat, welche für die volkswirthschaftlichen, rechtshistorischen und culturgeschichtlichen Verhältnisse interessantes Detail boten.

In den nächsten vier Jahren hat Janssen Größeres nicht veröffentlicht: sehr erklärlich, wenn man bedenkt, daß sich seine Gesundheitsverhältnisse damals recht traurig gestaltet hatten. Nicht genug konnte Janssen stets die Güte seiner Frankfurter Freunde, namentlich des Gymnasialdirectors Classen, während dieser Zeit rühmen. Der Treueste der Treuen freilich war Böhmer, der sich mit wahrhaft väterlicher Sorge seines kranken Freundes annahm und demselben oft stundenlang vorlas.

Bewunderungswürdig ist die Energie, mit der Janssen während jener ‚schweren Zeit‘, mehrmals am Rande des Grabes, ein so weit aussehendes Unternehmen wie seine Deutsche Geschichte festhielt und daneben noch eine andere schwierige Arbeit in Angriff nahm (1857). Böhmer hatte ihn auf den Schatz ungedruckter Actenstücke aufmerksam gemacht, welchen das Frankfurter Stadtarchiv für die Zeit des ausgehenden Mittelalters birgt. Der Frankfurter Bibliothekar hatte diesen reichen Stoff schon vor dreißig Jahren bemerkt, ihn aber damals zur Seite liegen lassen müssen, weil er einsah, daß es der Beschränkung bedurfte, wenn etwas Tüchtiges geleistet werden sollte. Nun veranlaßte er seinen jungen Freund, sich dieser noch ungehobenen Materialien zu bemächtigen. Diese schwierige Arbeit ward wiederholt, namentlich im Jahre 1862, durch Janssen's Erkrankung gehemmt, aber von dem rastlos Thätigen dennoch so weit gefördert, daß im Frühling des nächsten Jahres der erste Band von Frankfurts Reichscorrespondenz erscheinen konnte[2]. In dem Prospecte heißt es: ‚Das Frank-

[1] Die Geschichtsquellen des Bisthums Münster. III. Bd.: Die Münsterischen Chroniken von Röchell, Stevermann und Corfey. Herausgegeben von Dr. J. Janssen. 2 Abtheilungen. gr. 8°. XXIV u. 357 S. Münster, Theissing 185[illegible]—185[illegible].

[2] Frankfurts Reichscorrespondenz nebst anderen verwandten Actenstücken von 1376—1519. Herausgegeben von J. Janssen. I. Bd.: Aus der Zeit König Wenzel's bis zum Tode König Albrecht's II. 1376—1439. gr. 8°. X u. 518 S. Freiburg, Herder. 1863.

furter Stadtarchiv glänzt für das fünfzehnte Jahrhundert durch eine reiche Fülle von Urkunden, diplomatischen Verhandlungen, Geheimschreiben, Briefen u. s. w. zu den bedeutendsten reichsstädtischen Archiven Deutschlands, und bietet aus den Mittheilungen von Augenzeugen ein getreues Bild von dem damaligen Leben in Frankfurt und dem hervorragenden Einfluß, den die Stadt in allen Reichsangelegenheiten ausübte. Aus diesem Archive hat der Herausgeber vorliegenden Quellenwerkes, mit Einfügung anderweitiger archivalischen Forschungen, eine Sammlung von beiläufig 2400 Schriftstücken in zwei Bänden zum Drucke verarbeitet, und theilt die Schriftstücke, je nach ihrer Wichtigkeit, mit erläuternden Bemerkungen, entweder in vollständigem Abdruck, oder im Auszuge, oder in bloßer Regestenform mit. Bei der Auswahl derselben hat er besonders die Frankfurter Gesandtschaftsberichte berücksichtigt, d. h. jene Berichte, welche die Abgeordneten der Stadt von Reichs- und Städtetagen, von ihren Reisen an den Kaiserhof oder von sonstigen diplomatischen Missionen an den Rath einschickten, und welche, abgesehen von ihrer Wichtigkeit für die allgemeine Geschichte des Reichs, über die inneren Verhältnisse Frankfurts trefflichst orientiren, und uns zugleich eine Reihe hervorragender Männer aus den Geschlechtern von Holzhausen, Schwarzenberg, Stralenberg u. s. w. in ihrer schlichten, biderben Treuherzigkeit, Einfachheit und Geradheit, ihrer politischen Einsicht und diplomatischen Wirksamkeit vorführen.

An diese Berichte schließen sich zahlreiche Schreiben der Kaiser an den Frankfurter Rath, Briefe deutscher Fürsten oder fremder Herrscher an denselben, Archivnoten über die Werbungen kaiserlicher oder fürstlicher Gesandten, Aufzeichnungen über die Königswahlen in Frankfurt, städtische Verordnungen bei der Anwesenheit der Kaiser, Verträge und Bündnisse der Stadt u. s. w. an, die in ähnlicher Weise wie die Gesandtschaftsberichte für die Kenntniß sowohl der politischen als der culturlichen Zustände Frankfurts von großer Wichtigkeit sind.'

Das Urtheil der Kritik über die für die Regierungszeit der Könige Wenzel, Ruprecht, Sigmund und Albrecht II. hochwichtige Publication war fast einstimmig ein sehr günstiges. ‚Ein prächtiges Werk,' schrieb Jörg in den Historisch-politischen Blättern (Bd. 51, S. 817), ‚das den Verfasser hoch ehrt, der Vergangenheit der Stadt Frankfurt ein wahrhaft stolzes Denkmal setzt und für die Geschichte Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert ein reelles Fundament von unvergleichlichem Werthe legt.' Fast noch anerkennender lautete das Urtheil eines andern bewährten Forschers, des D. Fr. von Weech in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1863, Nr. 196 und 214, Beilage). Die Reichscorrespondenz wird hier als ‚eine Quellensammlung ersten Ranges' bezeichnet. ‚Der Herausgeber', heißt es am Schlusse der sehr eingehenden Besprechung, ‚hat Alles gethan, daß die Schätze seines Werkes ohne sonderliche

Mühe gehoben und, von den Geschichtsforschern zu ihren Zwecken in kleineren Münzen ausgeprägt, leicht in den wissenschaftlichen Verkehr übergehen können. Janssen hat seinen Quellenschatz nicht als eine rudis indigestaque moles (ungeordnete Masse) hingeworfen, sondern seine Benutzung durch genaue Ueberschriften, sorgfältige Feststellung der Chronologie (oft sind Tage und Stunden angegeben), sowie durch eine reiche Anzahl erläuternder Anmerkungen, welche seinen allumfassenden Ueberblick über die neuere Geschichtsliteratur bekunden, wesentlich erleichtert. Die Männer von Fach kennen die Schwierigkeiten und die Gründlichkeit der Böhmer'schen Forschungsmethode; wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir das Werk des Schülers seinem Meister ebenbürtig an die Seite stellen.'

Auch im Staube der Archive bewahrte sich Janssen ein warmes Herz. Zeuge dessen ist das Festprogramm, welches er 1859 in Verbindung mit seinem Freunde Stumpf seinem treuen Böhmer zur Feier des dreißigsten Geburtstages der Regesten des Kaiserreiches widmete [1]. Dasselbe enthält mehrere bisher ungedruckte Urkunden, welche ,die Kaiser aus Sachsen-, Franken-, Schwaben- und Baierblut ihrem Kanzler im neunzehnten Jahrhundert' darreichen, und außerdem ein vor Jahren von Böhmer selbst verfaßtes Gedicht, in welchem sich das deutsche Vaterland über den Verlust seiner frühern Macht und Größe beklagt.

,Wie herrlich war ich einst geschmückt!
Beglückend und auch selbst beglückt,
Da noch mein Stuhl stand unverrückt.

Ich trug die höchste Kron' der Welt,
Der war das schärfste Schwert gesellt,
Und milde Weisheit, die erhält.

Ich herrschte über Land und Meer,
Zog siegreich von den Alpen her,
Und stählern glänzte meine Wehr!

Am liebsten weilte ich am Rhein,
Nenn Dome spiegelten sich drein
Und tönten in dem Abendschein.

Wo seine Woge tiefer spült,
Wo Frankenerde sie durchwühlt,
Hab' ich mich recht zu Haus gefühlt.

Sein Hirte war das ew'ge Rom,
Am höchsten stieg an seinem Strom
Zum Himmel auf der Kölner Dom.

---

[1] J. F. Böhmer zur Feier des dreißigsten Geburtstages seiner Regesten des Kaiserreiches in dankbarer Verehrung gewidmet von J. Janssen und K. F. Stumpf. Frankfurt a. M. [Adelmann] 1859. gr. 8°. 7 S.

Wie tief die Flut, so tief mein Sinn;
Wie fest sein Gang, so fest ich bin.
Da war ich anders als ich bin!

Gewandelt hat sich nun die Zeit,
Kein Kaiser herrscht mehr weit und breit,
Mein Herzvolk trägt ein buntes Kleid!

Sie raubten dir die Ehre dein!
Sie wollten selbst im Heil'genschrein!
Doch du, o Herr, wirst blicken drein.

Du weckst aus meiner Asche auf,
Der einst mich rächt im Siegeslauf
Und neu mir setzt die Krone auf!

Diese Worte stimmten ganz zu dem Ernst der Zeit. Wie sehr Janssen denselben empfand, zeigt seine 1861 erschienene Schrift ‚Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten'[1], die stets ein leuchtendes Denkmal der echt deutschen Gesinnung des Mannes bleiben wird, den man später als Vaterlandslosen und Reichsverräther hinzustellen suchte. Auf wenig Druckbogen ist hier eine Menge des interessantesten, zum Theil ungedruckten Materiales verwerthet. Mit Meisterhand wird im Lapidarstile Frankreichs traditionelle Politik gegen Deutschland und deren Streben zur Erwerbung der Rheingrenze nachgewiesen. Die Schrift ist ‚den deutschen Diplomaten' gewidmet, in Wahrheit aber an das deutsche Volk gerichtet. In den herrlichen Schlußworten gibt Janssen seiner Hoffnung auf das Wiedererstehen von Kaiser und Reich begeisterten Ausdruck.

Die Anerkennung dieser glänzenden Leistung war eine allgemeine. ‚Mit seiner kleinen Schrift über Frankreichs Rheingelüste', schrieb Böhmer, ‚hat Janssen bei allen Parteien verdientes Glück gemacht. Es ist doch merkwürdig, daß nun auch protestantische Demokraten einsehen, wie der dreißigjährige Krieg viel mehr ein politischer Krieg gewesen, als ein Religionskrieg' (Böhmers Leben und Briefe III, 351). ‚Niemand', bemerkt ein streng protestantischer Kritiker, ‚wird dem Verfasser seinen katholischen Stand- und Gesichtspunkt zum Vorwurf machen wollen. Jeder wird sich vielmehr freuen können, denselben mit so viel Milde gegen Andersgläubige, mit so viel Unbefangenheit und Freimuth der eigenen Kirche gegenüber verfochten zu sehen.' Wie verdient dieses Lob war, erhellt aus der trefflichen Zeichnung, welche Janssen dem Cardinal Richelieu als dem ‚Gründer des glaubensleeren Absolutismus' zu Theil werden ließ. Wie scharf der Frankfurter Historiker die Kirche von der Idee einer absoluten Regierungsgewalt trennte, zeigt folgende Stelle: ‚Nicht umsonst be-

[1] Frankfurt a. M., J. G. Hermann 1861. gr. 8°. 72 S.

klagte sich Rom über die Verwendung hoher Geistlichen zu diplomatischen Geschäften, und wollte Richelieu's räntesüchtigen Kapuziner Joseph trotz häufiger Bitten nicht zum Cardinal erheben, weil ihm der Ruin unzähliger Kirchen und die Fortsetzung der Kriege zur Last falle. Der Absolutismus ist der Kirche noch niemals förderlich gewesen, denn er sucht seinem innersten Wesen nach auch den kirchlichen Organismus zu einer bureaukratischen Maschine herabzudrücken, deren einzelne Räder ihren Dienst ohne freudige Selbständigkeit verrichten; seine officiellen Gnaden und politischen Ehren lähmen die innere Spannkraft und verflechten den Clerus in dynastische Interessen, die seinem hohen Berufe zuwider sind. Nur die Freiheit gibt Kraft, und nur jene Kraft wirkt segensreich, die gesetzlich geregelt ist; der Absolutismus aber kennt weder Freiheit noch Gesetz, und seine goldenen Ketten haben der Kirche nicht bloß im Zeitalter der Staatsomnipotenz schweren Druck bereitet.'

Während die Correcturbogen des ersten Bandes der Reichscorrespondenz noch einliefen, hatte Janssen bereits eine andere historische Arbeit in Angriff genommen, welche 1863 unter dem Titel ‚Schiller als Historiker'[1] erschien. Er knüpfte durch dieselbe an die ersten historischen Untersuchungen an, welche er in Löwen begonnen hatte. Es ist für Janssen's Arbeitsweise bezeichnend, daß er von dem Biographischen ausgeht. ‚Weil die Person Schiller's sich von seinen Werken so wenig trennen läßt, daß man über diese nur dann ein unbefangenes Urtheil gewinnen kann, wenn man ersterer näher zu treten versucht, so habe ich zunächst erörtert, wodurch der Dichter zum Historiker geworden ist, unter welchen Verhältnissen seines innern und äußern Lebens seine Geschichtswerke entstanden sind, und wie er selbst über seine Leistungen urtheilt. Nur durch Beantwortung dieser Fragen erhalten wir den rechten Maßstab, den wir an seine Geschichtswerke anlegen dürfen. Wir finden diese Beantwortung in Schiller's eigenen, zahlreichen Briefen, insbesondere in seinen Briefen an Körner, in welchen er sich mit redlichster Selbsterkenntniß und einem solch hingebenden Vertrauen ausspricht, daß wir ihn in der Werkstätte seines Geistes zur Zeit seiner historischen Schriftstellerei belauschen und die Personen und Verhältnisse kennen lernen können, die seine damalige Thätigkeit beeinflußten. Auch war ich der Ansicht, daß der Werth, den Schiller's vielgelesene historische Schriften auch in unserer Zeit noch beanspruchen könnten, nur dann sich feststellen lasse, wenn man bei ihrer Beurtheilung auch die neueren Forschungen, welche uns jetzt über die von ihm behandelten Geschichtsperioden vorliegen, berücksichtige, ohne natürlich dabei auf Rechnung Schiller's schreiben zu wollen, was er sich in seiner Zeit, in der diese Forschungen noch

[1] Freiburg, Herder, 1863. 8°. IX u. 172 S.

nicht gemacht werden, an Quellenmaterial nicht aneignen konnte. In dieser Beziehung habe ich besonders auf die Geschichte des Abfalles der Niederlande Rücksicht genommen und auf Grund der zahlreichen neu veröffentlichten Documente in raschem Ueberblick die Genesis der niederländischen Revolution zu entwickeln versucht. Bei Besprechung seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges hob ich diejenigen Momente hervor, welche mir zu einer unbefangenen Beurtheilung jener langen Wirrsale am wesentlichsten schienen. Wie ich hierbei nationale Fragen berühren mußte, die auch in der Gegenwart noch die Gemüther bewegen, so konnte ich bei Prüfung der kleineren historischen Abhandlungen Schiller's nicht umhin, mit wenigen Worten seine religiösen Ansichten zu besprechen, über die noch neuerdings wieder so verschiedene Urtheile laut geworden sind.'

Was letztere Seite betrifft, so kommt Janssen zu dem Resultat, daß von einer ‚Conversion' Schiller's nur insofern gesprochen werden kann, ‚als der Dichter aus der Periode eines entschiedenen Unglaubens nicht bloß in die Zeit eines neu erwachten religiösen Bedürfnisses eintrat und in seiner spätern Entwicklung neben der Kunst auch die Bedeutung der Religion anerkannte, sondern auch ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit gewann und eine sittlich-christliche Weltanschauung in seinen Werken ausprägte'. Zur vollen Anerkennung der objectiven Wahrheit des Christenthums hat sich Schiller nicht erhoben.

Die schwierige Aufgabe, den Dichter als Historiker zu würdigen, hat Janssen mit seinem Tact in einer das deutsche Nationalgefühl durchaus nicht verletzenden Weise gelöst. Bezüglich der niederländischen Revolution zeigt er, wie Schiller von dem unrichtigen Grundgedanken ausging, dieselbe sei eine Freiheitserhebung gewesen, und wie er infolge dessen die ganze sich daran reihende Entwicklung der Begebenheiten in einem falschen Lichte ansah. Daß man sich nicht zur Entschuldigung des Dichters auf den Quellenmangel und den Fortschritt der Forschung in neuester Zeit berufen kann, um Schiller's Fälschungen und Entstellungen zu rechtfertigen, ist unzweifelhaft. Der Dichter hätte das Wahre ganz gut treffen können, wenn er sich nicht von dem Grundsatz hätte leiten lassen: ‚Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.' Auch die Untersuchung der Schilderung, welche Schiller von dem dreißigjährigen Kriege gibt, liefert einen schlagenden Commentar zu diesem Ausspruch. Janssen weist nach, daß die ganze Arbeit ein undeutsches Buch ist: nicht protestantisch sei diese Darstellung des furchtbaren Kampfes, sondern trotz Schiller's weltbürgerlicher und philosophischer Geistesrichtung sei sie echt particularistisch, ‚rheinbündisch-französisch und nicht frei von dem Charakter einer schwedischen Hofhistoriographie'.

Es konnte nicht ausbleiben, daß von verschiedenen Seiten danach getrachtet wurde, einen Mann, der so ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen hatte wie der Frankfurter Gymnasialprofessor, für eine Universität zu gewinnen; allein alle Projecte dieser Art zerschlugen sich. Janssen wußte die Vortheile seiner Frankfurter Stellung sehr gut zu würdigen; auch konnte er sich nicht von Böhmer und der ihm lieb gewordenen Mainstadt trennen. ‚Als ich gestern Abend bei wunderschönem Wetter am Fenster lag,' schrieb er am 3. Mai 1857 seinen Eltern, ‚hörte ich in der Nähe singen:

Ja Frankfurt ist wunder-, ja wunderschön,
Drum darf man nimmer aus Frankfurt geh'n.

Es ist dies ein altes Frankfurter Lied, und ich dachte bei mir, es ist wirklich so: Nirgends so schön wie hier.'

V. Priesterthum 1860. Rede über die Kirche und die Freiheit der Völker. Reise nach Italien. 1863—1864.

Die Zufriedenheit Janssen's mit seiner Stellung in Frankfurt prägt sich in allen Briefen an seine Eltern aus. In der That war seine Lage eine in jeder Hinsicht angenehme. Die wenigen Geschichtsstunden am Gymnasium ließen ihm für wissenschaftliche Arbeiten dieselbe Zeit, wie einem akademischen Lehrer, während er von den Schattenseiten der Universitätsverhältnisse nichts zu kosten hatte. Eine im historischen Fach vorzüglich versehene Bibliothek und ein Archiv von fast unerschöpflicher Fülle standen ihm an seinem Wohnorte zur freiesten Benutzung offen. Dazu kam der tägliche Umgang mit einem so hochbedeutenden Manne wie Böhmer, der ihm mit der Liebe eines Vaters entgegenkam. Ein Kreis geistig ungemein angeregter Männer und Frauen, Alle vom idealsten Streben beseelt, machte ihm die ‚wunderschöne‘ Mainstadt doppelt werth und theuer. Seinem Glück schien nichts zu fehlen. Und doch war er nicht ganz glücklich.

Die Welt meinte, dem liebenswürdigen Professor fehle nur eine Frau, und man war außerordentlich gespannt darauf, wer die Auserkorene sein werde. Die Neugierde stieg, als Janssen Anfangs 1860 auf eine Frage dieser Art erwiederte: ‚Ja, ich habe mich verlobt; meine Braut ist sehr reich und schön, nur ihren Namen muß ich noch geheim halten.‘ Bald sollte man den Sinn dieser Worte verstehen. Die Braut, welche Janssen sich auserkoren, war die Kirche. In ihren unmittelbaren Dienst stellte er sich, als er am 26. März 1860 in Limburg die Priesterweihe empfing. So ganz in der Stille hatte er sich zu dem folgenschweren Schritte vorbereitet, daß selbst seine geistlichen Freunde völlig überrascht wurden. Freilich ‚nur äußerlich, nicht innerlich‘, denn auch als Laie, schreibt Hülskamp (Lit. Handweiser 1891, 714), ‚war Janssen schon ganz erfüllt von einem so heiligen Eifer für Gottes Ehre und der Seelen Heil, daß meine junge Priesterseele sich beschämt davor demüthigte‘. Daß diese Worte nicht zu viel sagen, kann man aus folgender Mittheilung von Pfarrer Gleimann entnehmen. ‚Im Jahre 1857‘, schreibt mir derselbe, ‚besuchte mich Janssen in Hüls bei Crefeld, wo ich damals Schulrector war. Da ich um 8 Uhr Abends einen geistlichen Vortrag für die Weberburschen halten mußte, drang er darauf, mich begleiten zu dürfen. Um 10 Uhr eilte

ich direct von der Kanzel nach Hause, wo ich jedoch meinen Professor nicht fand. Erst um 11 Uhr kam derselbe. Was hatte er gethan? Vor der Kirche stand ein Missionskreuz; hier hatte er mit ausgebreiteten Armen den Webern den Rosenkranz vorgebetet.“

Schon als Kind hatte Janssen den frommen Gedanken gehegt, im Priesterthum sich ganz Gott zu weihen. In Münster und Löwen hatte er eifrig theologische Vorlesungen gehört. Seine andauernde Kränklichkeit war die hauptsächliche Ursache, daß dieser Entschluß zunächst nicht zur Ausführung kam. Den Plan aber hielt er fest, nur dachte er nicht mehr daran, in die Seelsorge zu treten, wozu ja auch seine Körperkräfte nicht ausgereicht hätten. Ein weiterer Grund seines Zögerns zum Eintritt in den geistlichen Stand war die Besorgniß, keinen sichern Beruf zum heiligen Amte zu haben. „Eine außerordentliche Gewissenhaftigkeit, die fast an Aengstlichkeit streifte, in Bezug auf Alles, was Gott und das Seelenheil betrifft, hat ihn sein ganzes Leben lang begleitet. Manchmal‘, erzählt Dr. Wedewer, ein Sohn des Inspectors, ‚hat er mich, der fünfzehn Jahre nach ihm Priester geworden, um Rath in religiösen Dingen gefragt, wobei stets eine gewisse ängstliche Sorge, er könne etwas nicht recht gemacht haben, zu erkennen war“ (Akad. Monatsblätter 1892, S. 60).

Durch die Uebersiedlung nach Frankfurt kam Janssen in eine vorwiegend protestantische Stadt, in vielfache Berührung mit protestantischen Freunden, Umstände, welche nicht gerade geeignet erscheinen, die Neigung zum geistlichen Stande zu fördern. Und doch erging gerade während des Aufenthaltes im protestantischen Frankfurt an Johannes Janssen der Ruf des Herrn: „Folge mir nach.“ Am Pfingstfeste des Jahres 1859 faßte er nach ernster Selbstprüfung den Entschluß, sich ganz und auf ewig der Kirche zu weihen. Mit der ihm eigenen Energie traf er sofort alle nöthigen Vorbereitungen. Ein Urlaub gab ihm Gelegenheit, in Tübingen sich weiter in den theologischen Wissenschaften auszubilden. Seine Briefe sind voll des Lobes über „die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit‘ der dortigen Professoren der Theologie, namentlich rühmt er Aberle und Hefele. „Aber auch der anderen Professoren, die meiner Unkenntniß aufhelfen, kann ich“, schreibt er, „nur mit inniger Dankbarkeit gedenken; auch habe ich mit ihnen manche gemüthliche Stunden bei den abendlichen Zusammenkünften“ (Alte und Neue Welt 1886, 237).

Eifriger noch als den Studien lag der angehende Cleriker dem Gebete ob. Schon Weihnachten 1859 hatte er sich in aller Stille zur Abhaltung geistlicher Uebungen in das Aschaffenburger Kapuzinerkloster zurückgezogen. Hier war es, wo ihm ein Ordensmann entgegentrat, in dessen „ganzem Wesen sich Glaubensfreudigkeit, Demuth, Zuversicht und ein wohlthuender Geist der Milde und Versöhnung abspiegelte“: P. Franz Borgias Fleischmann. Ueberaus

rührend sind die Erinnerungen, welche er in seinen „Zeit- und Lebensbildern" (erste Aufl. S. 247 ff., vierte Aufl. I, 380 ff.) diesem achten, kerngesunden deutschen, anspruchslosen und demüthigen Sohne des hl. Franciscus gewidmet hat.

Die Eindrücke, welche Janssen in dem stillen Kapuzinerkloster empfing, blieben unauslöschlich. „Noch niemals war ich früher", erzählt er, „in einem Kapuzinerkloster gewesen und hatte noch nie irgend einen Verkehr mit einem Kapuziner gehabt, und ich wurde etwas beklommenen Herzens, als Bergius sich mir als Leiter der Exercitien ankündigte; denn er erschien mir äußerst streng, ja hart, und beantwortete meine vertrauliche Mittheilung, daß ich den Entschluß gefaßt, Priester zu werden, mit einem langen, tiefen Schweigen, während dessen er mich unverwandt anblickte. Den Eindruck, den dieses Schweigen und dieses ruhig forschende Auge auf mich ausübte, werde ich nie vergessen. Die ersten Worte, die er dann zu mir sprach, lauteten: ‚Haben Sie Liebe zur Einsamkeit, Liebe zum betrachtenden Gebet, innige Verehrung zur heiligsten Jungfrau? Wenn nicht, bitte, werden Sie nicht Priester, denn Sie werden dann kein würdiger und glücklicher Priester. Bedenken Sie, daß Sie vor dem schwierigsten und verantwortlichsten Werk Ihres Lebens stehen, aber auch vor dem segensreichsten, wenn Sie es treu und in demüthiger Gesinnung vollführen.' Darauf kniete er, ohne noch ein weiteres Gespräch anzuknüpfen, nieder, und wir beteten den Rosenkranz, den er mir dann während der Exercitien täglich zu beten vorschrieb. — Ich hatte Saint-Jure's ‚Geisteserneuerung für angehende und wirkliche Cleriker' mitgebracht, und er fand das Buch vortrefflich als Leitfaden für die geistlichen Uebungen, bestimmte gleich das Pensum für den nächsten Tag, und sich verabschiedend, wünschte er: ‚Glückliche Weihnachten! Wenn der Heiland zu uns kommen soll, müssen wir ihm entgegen gehen.'" Und Janssen ging dem Heiland entgegen: in aller Demuth lauschte er den apostolischen Worten des einfachen Kapuzinerpaters und überließ sich ganz seiner priesterlichen Führung. An der Klosterpforte entließ ihn der herrliche Mann mit der Mahnung: „Der Wissenschaft als Priester dienen zu wollen, ist ein schöner Beruf, aber wir müssen Sorge tragen, daß wir in ihrem Dienste nicht Gefahr laufen, an unserer Seele zu verlieren, was wir für unsern Geist an Kenntnissen gewinnen. Auch in der Betreibung der Wissenschaft ist, was der Herr befiehlt, nur, nach Petri Worten, der verborgene Mensch des Herzens, und Wissenschaft ohne Weisheit ist ein verderbliches Geschenk!"

Die Wahrheit dieses Wortes hatte Janssen bei seinem geliebten Freunde und Lehrer Böhmer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt.

Böhmer hatte ein ebenso tiefes religiöses Bedürfniß wie sein junger Freund; allein über all' seinen Arbeiten war er nicht zu jener anhaltenden Beschäftigung mit den religiösen Wahrheiten gekommen, wie sie wünschenswerth gewesen wäre. Er selbst, wie [illegible] Brentano ihm aus der [illegible] einer

wahren Freundes sagte, ‚die große Gnade, das Wahre zu erkennen, und vermochte doch zu leben, ohne in und durch die Wahrheit zu leben. Was fruchtet uns alles Registermachen über die ewig fortstürmende Zeit, wenn wir die Fülle der Zeit nicht erfassen und in uns wirken lassen'? In ähnlichem Sinne hatte Brentano bereits früher gemahnt: ‚Sie suchen und arbeiten und regen sich vergebens, so Sie länger der erkannten Wahrheit, wo nicht widerstreben, jedoch ausweichen und nebenher laufen. — Beuge Deinen steifen Doctornacken, armer Sünder, gehe zur Kirche, der die Schlüssel gegeben sind; lasse Deine Schuld lösen, vereinige Dich mit dem Brautleibe des Herrn, mit der Kirche, lebe als ein treuer Knecht in ihr, gestärkt und genährt mit ihren Gnaden, lebe liebend und leidend um Jesu willen, um Gottes willen' . . . denn nur dann allein werde er Friede und Freude finden und die rechte Beruhigung in seinem ernsten wissenschaftlichen Tagewerk.

Vergebliche Mahnung! Böhmer blieb außerhalb eines jeden activ kirchlichen Verbandes; er wollte um keinen Preis ein Protestant genannt sein und blieb dennoch, wie Görres ihm sagte, vor der geöffneten Pforte der katholischen Kirche stehen. Was ihm fehlte, war, wie er seinem Freunde Melchior von Diepenbrock im Jahre 1839 gestand, ‚dogmatische Klarheit und Festigkeit'.

Durch seine historischen Studien war er ein feuriger Verehrer der katholischen Kirche geworden, jedoch nur als historischer Erscheinung und socialer Lebensmacht. So blieb er außerhalb ihres sichtbaren Verbandes, wurde aber, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein ‚bloß wissenschaftlicher Katholik'. Das Unbefriedigende dieses Zustandes kam ihm immer mehr zum Bewußtsein; mit Beziehung auf einen alten Denkspruch seines Freundes Schulz: ‚Der nächste Weg zu Gott führt durch der Liebe Thür, der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für', schrieb er schon im Jahre 1845: ‚Schulz hat Recht: die Wissenschaft allein gibt keinen Frieden und zeugt nicht jene Liebe, die den Menschen dauernd innerlich aufrecht hält; die historische Wahrheits-Erkenntniß hat nicht die nährende Kraft, die ich ihr in früheren Jahren zutraute, weder für den Forscher, der sich ihr widmet, noch auch für diejenigen, denen er sie vermittelt.'

So oft sich Böhmer auch später noch ähnliche Betrachtungen aufdrängten, so kam er doch nicht zu ernsten theologischen Studien, weil er sich von seinen historisch-wissenschaftlichen Arbeiten nicht trennen konnte. Die innere Unruhe, welche ihn trotz seines rastlosen Schaffens umherwarf und peinigte, nahm mit dem Alter mehr und mehr zu, und er bekannte dies auch seinem Freunde Janssen. ‚Schon 1858', sagte mir dieser einmal in einer vertraulichen Stunde, ‚hatte ich Böhmer's geistige Noth kennen gelernt, seine innere Zerrissenheit, die an Verzweiflung grenzte. Ja, lieber Freund, diese Geistesnoth eines der reichbegabtesten Söhne des neunzehnten Jahrhunderts trieb mich mehr als alles Andere in den geistlichen Stand.'

Wie kindlich fromm Janssen als Priester war, können Alle bezeugen, die ihn näher kannten. „Der Altar war Tag für Tag das Ziel seiner Sehnsucht, war ihm der Tisch des heiligen Mahles, wo er, wie der Apostel Johannes, an das Herz seines Meisters gelehnt, immer wieder von Neuem Kraft und Muth und Ausdauer für seine mühsamen Arbeiten gewann, die nie versiegende Quelle, aus der er jene Wahrheit schöpfte, welche er wie Ströme des Lichtes in seine Werke ergoß. Wie groß war seine Freude, als ihm der Heilige Vater die Vergünstigung gewährte, eine eigene Hauscapelle zu haben und in derselben das Allerheiligste aufbewahren zu dürfen! Das Glück, seinen Heiland beständig in nächster Nähe zu besitzen, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht vor seinem Tabernakel knieen zu können, schätzte er mehr als jede andere Auszeichnung" (Worte von Domcapitular Abt in seiner schönen Gedächtnißrede vom 27. December 1891).

Ueberaus groß war Janssen's Liebe zur Kirche. Mit Vorliebe brauchte er das Wort römisch-katholisch, seitdem mit dem einfachen „katholisch" auch Männer der Auflehnung sich zu brüsten wagten. Er glaubte ganz, ohne Einschränkung oder Zweifel, in demüthiger Unterwerfung unter die von Gott gesetzte Auctorität. Dieser feste Glaube war der eigentliche Quell seines klaren und sichern Urtheils wie seiner unversieglichen Heiterkeit und rührenden Kindlichkeit. Man mußte den später zur Weltberühmtheit gelangten Historiker in den Stunden der Erholung sehen. Da war er der liebenswürdigste Gesellschafter, heiter wie ein Kind, Ernst und Humor mit richtiger Wahl messend. „Fröhlich und frei" war da sein Losungswort. Diese harmlos naive Kindlichkeit bewahrte er sich bis in sein Alter: sie gab den Formen seines Umganges eine wahrhaft hinreißende Liebenswürdigkeit. Wie beliebt er in Frankfurt bei Angehörigen der verschiedensten Parteien und Confessionen war, zeigten die ungemein zahlreichen Besuche, welche nach seinem Hinscheiden in dem Hause Nr. 16 der „Schönen Aussicht" vorsprachen, um von der irdischen Hülle des großen Todten Abschied zu nehmen. In der That: „Janssen als Mensch besaß keinen Feind unter denen, die ihn kannten" (Frankfurter Zeitung vom 24. December 1891).

Aus dem festen Glauben Janssen's entsprang seine schlichte, von jeder Affectation freie Frömmigkeit, seine Demuth[1], seine treue Liebe zum Heiligen Stuhl, seine zarte Andacht zur Himmelskönigin und seine werkthätige Barmherzigkeit.

> Der Glaub' allein ist todt, er kann nicht eher leben,
> Bis daß ihm seine Seel', die Liebe, wird gegeben.

[1] Herr Johannes [illegible], Janssen's langjähriger [illegible], theilte mir mit, [illegible]

war einer seiner Lieblingssprüche. Während er in den Ausgaben für sich selbst ungemein sparsam war (hielt er doch, wie mir sein treuer Diener Joseph Schaller erzählte, für seine persönlichen Bedürfnisse einen Spiegel für 50 Pfennig für genügend!), wendete er den Armen, Kranken und mildthätigen Anstalten die reichsten Gaben zu. Dabei verbarg er sein Wohlthun mit ängstlicher Sorgsamkeit. ‚Sprich nicht davon‘, sagte er stets, wenn er durch Freunde Almosen vertheilen ließ.

‚Wohlthaten, still und treu gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm bestehen,
Sind Sternlein, die nicht untergehen.‘

Und wie zart war er im Verkehr mit den Armen! Seine Richtschnur war in dieser Hinsicht der Satz eines Erbauungsbuches aus dem fünfzehnten Jahrhundert, den er einmal einer Rede im Frankfurter Vincentiusverein zu Grunde legte: ‚Wir müssen die Armen nicht allein mit den Augen des Leibes ansehen, sondern mit den Augen des Geistes, und überhaupt starken Glauben haben an die Würde der Armen und innigliche Liebe gegen sie.‘ Seine liebste Erholung in den letzten Jahren war die Sorge um den Sammelverein für arme verlassene Kinder seiner Adoptiv-Vaterstadt[1]. Im Sommer des Jahres 1888 veröffentlichte er eine ‚Herzliche Bitte‘ für die hülflosen Kleinen im großen Frankfurt, der wir die folgenden rührenden Strophen entnehmen:

Arme, Reiche! kommet Alle;
Helfet sammeln, helfet bau'n
Eine ew'ge Ruhmeshalle
Für das Christkind, schön zu schau'n —

Nicht aus Balken, nicht aus Steinen,
Nicht aus Gold, Krystall und Erz,
Nein, aus Herzen, lieben, kleinen,
Deren Vorbild Jesu Herz!

Arme Kinder, ungezählte,
Euch in's Auge bittend seh'n:
Arme Kinder, gotterwählte,
Euch um Lieb' und Mitleid fleh'n.

Und für jedes dieser Kleinen
Gab der Heiland hin sein Blut.
‚Was ihr Einem thut der Meinen,‘
Sprach er, ‚ihr mir selber thut.‘

Darum öffnet weit die Hände,
Denen Gott in Fülle lieh:
Eure fromme Gabenspende,
Sie entgeht euch jenseits nie.

[1] Das von dem Sammelverein bezweckte Kinderasyl ist im Sommer 1894 unter dem Namen Johannisstift zu Oberursel im Hause der ‚Schwestern der göttlichen Vorsehung‘ in's Leben getreten.

> Nichts ist klein. Im Weltgetriebe
> Hat das Kleinste Riesenmacht.
> Schärft darum den Blick der Liebe,
> Sparet, sorget, schaffet, wacht!'

Hatte Janssen schon als Laie an allen katholischen Bestrebungen innigen Antheil genommen, so mehr noch als Priester. Mit unendlicher Freude begrüßte er deshalb den Beschluß, daß im Herbste 1863 die fünfzehnte Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Frankfurt tagen werde. Er nahm an den Vorbereitungen zu dieser Versammlung lebhaften Antheil und hielt in der ersten öffentlichen Sitzung am 21. September 1863 eine mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Rede über „die Kirche und die Freiheit der Völker". Der Grundgedanke derselben ist in den Worten von Leibniz ausgedrückt: „Die Kirche brachte den Völkern die Freiheit, weil sie ihnen die Gesittung gebracht hat, denn nur durch die Gesittung werden die Völker wahrhaft frei." Im Anschlusse an diesen Ausspruch hält der Redner eine Rundschau über die verschiedenen Perioden der Geschichte und zeigt, wie die Kirche durch die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, durch die Befestigung der Heiligkeit der Ehe und durch das langsame, unablässige Hinarbeiten auf die Abschaffung der Sclaverei den Völkern die Freiheit brachte. In herrlichen Worten wird dann die große sociale Wirksamkeit der Kirche während des Mittelalters gewürdigt. Wenn sich später weltliche Interessen in kirchliche versteckt und damit maskirt hatten, so sei das nicht eine Sünde der Kirche, sondern an der Kirche gewesen. „Wir preisen nicht jene Zeiten des Mittelalters, wo die Fürsten und Regierungen durch das Commendenwesen den Klöstern ein tödtliches Gift einimpften; nicht jene Zeiten, wo nur Adeliche in die reichen Domcapitel gewählt werden konnten und wo die Sechzehn-Ahnen-Kinder den deutschen Episcopat ausdörrten. Wir preisen nur jenes Mittelalter, welches eine Periode großer Charaktere, lebensvoller Institute war, eine Periode des Glaubens und der Kraft, wo der Glaube Alles belebte und beleuchtete, wo sich die Kirche aller gesunden Ideen bemächtigte und die Gesittung und Freiheit der Menschheit entwickelt hat." Zum Schlusse führt Janssen aus, wie die Mittel der Kirche immer dieselben, ihre Hülfsquellen unverjährbar sind. „Die Kirche braucht keine Vorrechte, die Kirche braucht nur Freiheit; die Kirche braucht keinen Anschluß an die absolute Gewalt, die jeder Zeit nur der Kirche geschadet hat. . . . Die Kirche will jede Wissenschaft, wenn sie ohne Stolz und Frevel, pflegen, und muß mit den Waffen der Wissenschaft nicht weniger kämpfen als mit den Waffen des Opfers und des Gebetes[2], denn die wahre Wissenschaft ist auch Opfer und Gebet. Die Kirche braucht keine Furcht zu haben vor dem Leben und der Thätigkeit unserer Zeit, denn sie kann alles Gute pflegen und, was Verkehrtes zu Tage kommt,

bessern; sie allein ist im Stande, die verwilderten Verstandeskräfte zu zähmen und die moderne allgemeine Völkerwanderung der Begriffe zu bemeistern.'

Kurz nach dem Frankfurter Katholikentage starb (22. October 1863) der Mann, durch welchen Janssen ,das Beste ward, was er je empfangen' (Brief an F. v. Weech). Er hatte noch die Freude, vor Böhmer's Hinscheiden von ihm die schönen Worte zu vernehmen: ,Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß.' [1]

Der Tod des Meisters und väterlichen Freundes riß für Janssen eine tiefe Lücke und rief in ihm ein Gefühl grenzenloser Vereinsamung hervor. ,In Böhmer habe ich gelebt,' schrieb er an Onno Klopp, ,und Böhmer's Tod bildet für mich einen Abschnitt im Leben.' Unter diesen Umständen war es ein überaus glücklicher Gedanke, daß er sich entschloß, seine längst geplante Romreise anzutreten, wozu ihm ein Urlaub bereitwilligst gewährt wurde.

Wie so vielen Italienfahrern, so erging es auch Janssen. Er konnte nicht schnell genug sein Ziel, die Ewige Stadt, erreichen. Deshalb wählte er den damals kürzesten Weg über Genf, Marseille und Civitavecchia. Ueber seine Reise berichtete er seinen ,herzlichst geliebten Eltern' am 13. December 1863 von Rom aus: ,Am ersten Tage reiste ich bis Freiburg, wo ich meinen Freund Herder besuchte, blieb einen Tag und reiste dann durch die herrliche Schweiz nach Genf. Von dort ging es direct nach Marseille. Das Wetter wurde prächtig, und ich fand in Marseille vollständigen Frühling. Montag am 7. December, Abends 10 Uhr, in der Vigilie der unbefleckten Jungfrau Maria, ging ich unter dem Schutze der Gottesmutter zur See. Es war ein schöner Abend, und das Meer war ganz ruhig. Aber gegen Morgen, Dienstag, erhob sich ein Sturm, der mehrere Stunden dauerte. Das Schiff schwankte ganz gewaltig, und die meisten Passagiere wurden seekrank. Auch ich litt einige Stunden ganz erbärmlich, aber dann war ich wieder frisch auf. Die See beruhigte sich, und wir hatten bei klarem durchsichtigem Himmel eine ganz herrliche Fahrt. Die Reisegesellschaft, mit der ich bekannt wurde, war sehr interessant, und ich bekam schon ein Bild von dem, was man in Rom, dem Mittelpunkt der ganzen Christenheit, sehen würde. Ich machte die Bekanntschaft von einem Dominicaner-Erzbischof von Chile in Südamerika, von zwei Missionären aus China, von einem Generalvicar aus Indien und einem Oratorianer-Superior aus Paris. Alle zogen nach der Ewigen Stadt, um den Heiligen Vater zu sprechen.

[1] Böhmer hatte 1860 die Absicht, Janssen zum Universalerben seines ganzen großen Vermögens einzusetzen, mit der Bestimmung, das Geld für katholische Geschichtsforschung zu verwenden. Aber Janssen lehnte, obgleich Böhmer keine näheren Verwandten besaß, entschieden ab, um jeden Schein von Eigennutz zu vermeiden. [illegible] Katholik 1892. I, 393.

‚Ihr könnt euch leicht denken, mit welchen Gefühlen ich den Boden Roms betrat! War es doch schon ein alter Jugendtraum von mir, Rom zu sehen; und Alles, was ich über Rom gelesen und gehört, blieb nur schwaches Schattenbild von dem, was ich zu sehen bekam. Hier fühlt man sich recht als Katholik in der Heimat und überall von den großartigsten Erinnerungen umgeben. Als ich Donnerstags zum ersten Male die große Peterskirche betrat, war ich wie geblendet und kann euch gar keinen Begriff geben von der Schönheit und Majestät, von der man sich hier umgeben findet. Vor den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus habe ich auch eurer herzlich im Gebete gedacht und hoffe, dort auch für euch einmal die heilige Messe zu lesen. Als ich die Peterskirche verließ, stieg gerade der Papst vor seinem Palaste in den Wagen, und ich sah ihn so ganz nahe und empfing seinen Segen. Darauf besuchte ich den Cardinal Reisach. Und nun denkt euch, wie gut ich empfangen wurde! „Sie müssen bei mir wohnen bleiben, lieber Professor," sagte der Cardinal, „und in einigen Tagen sind zwei Zimmer für Sie hergerichtet. Sie können dann jeden Morgen in meiner Hauscapelle die heilige Messe lesen, darauf mit mir frühstücken und sind dann frei, den Tag über zu arbeiten und zu besehen, was Sie wollen. Um 1 Uhr essen wir, und wenn Sie dann Lust haben, können Sie mit mir spazieren fahren." So viel Freundlichkeit habe ich freilich nicht erwartet, und ich muß Gott recht für Alles danken. — Ich fühle mich hier schon ganz eingebürgert, hoffe, bis Ostern hier zu bleiben, und werde Rom recht genau kennen zu lernen suchen. Das Klima wird hoffentlich meiner Gesundheit wohl thun, und ich befinde mich Gott Dank schon recht gut. An Bekanntschaften aller Art wird es mir nicht fehlen.'

‚Bekanntschaften aller Art' machte Janssen in den nächsten Monaten in so reicher Fülle, wie noch nie in seinem Leben; nur die hervorragendsten Namen seien hier genannt: Cardinal Antonelli, die später gleichfalls mit dem Purpur geschmückten Erzbischöfe Franchi und Manning, die Bischöfe Feßler, Adames und Dupanloup, die Ordensgenerale Beckx und Jandel, G. B. de Rossi, Professor Henzen, P. Theiner, P. Pius Zingerle, die Diplomaten Bach, Hübner und Willisen, Alfred von Reumont, P. Kleutgen, P. Perrone, Overbeck, Flatz, Seitz, Achtermann und viele Andere. Sehr viel verkehrte er auch mit Fräulein Johanna Bauer, welche seit längerer Zeit regelmäßig den Winter in Rom verbrachte.

Unvergeßlich blieben Janssen vor Allem seine Audienzen bei Pius IX. ‚Gestern Abend hatte ich das Glück und die Freude,' berichtet er am 22. Januar 1864 seinen Eltern, ‚mit dem Cardinal Reisach fast eine ganze Stunde beim Papste zu sein, und die Eindrücke dieser Stunde werden mir für mein ganzes Leben unvergeßlich bleiben. Ich kann euch die heilige Würde und die liebens-

würdige Freundlichkeit des Papstes nicht genug beschreiben. Zuerst mußte ich ihm über Allerlei aus Deutschland erzählen, dann über meine Studien, die ich in Rom treiben wollte und zu denen er mir dann die Erlaubniß zur Benützung aller betreffenden Archive gab.' Diese Studien bezogen sich einerseits auf die deutsche Geschichte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, andererseits auf die erste Theilung Polens. Das Material, welches das vaticanische Archiv für diese Ereignisse birgt, erwies sich so ausgedehnt, daß Janssen Ende Februar um eine Verlängerung seines Urlaubes einkam, die ihm auch zugestanden wurde. So konnte er seine im März durch Unwohlsein unterbrochenen archivalischen Arbeiten beenden und auch einige Ausflüge in die Umgebung Roms machen.

Ueber den archivalischen Studien wurden von ihm während seines römischen Aufenthalts die Monumente und Kunstwerke keineswegs vernachlässigt. Wie sehr Janssen auch die geschriebenen und gedruckten Quellen schätzte, so stand doch die Bedeutung der gebauten, gemalten und gemeißelten nicht minder klar vor seinem geistigen Auge. Auch dem Volksleben, dessen innige Verbindung mit der Kirche ihn wundersam anmuthete, wurde gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, und nicht minder den politischen Zuständen, zu deren Besserung ihm vor Allem die Hebung der ganz daniederliegenden katholischen Presse nothwendig schien.

Vor seiner Abreise hatte er noch einmal ‚das Glück, mit dem Cardinal Reisach länger als eine halbe Stunde zur Abschiedsaudienz beim Heiligen Vater zu sein'. ‚Der Papst', heißt es in einem Briefe an Frau von Sydow, ‚war wo möglich noch liebenswürdiger wie das erste Mal, wo ich längere Zeit bei ihm war. Als ich hereintrat, sagte er: „Unser lieber Professor hat schon die Pistole in der Hand." Ich hatte nämlich eine Supplik mitgebracht, worin ich ihn bat, daß er meinen lieben Eltern, wenn sie auf meinen Namenstag am 24. Juni die heilige Communion empfingen, jährlich einen vollkommenen Ablaß gewähren wolle. „Von ganzem Herzen, mein Sohn", sagte er und unterschrieb sofort, schenkte mir dann eine schöne silberne Medaille, die auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern die Fußwaschung Petri enthalt. „Ich pflege diese Medaille", bemerkte er dabei, „nur noch (am Gründonnerstage) den dreizehn Aposteln zu geben, aber Sie als Historiker haben auch ein Apostelamt zu erfüllen. Wahrhaftig, es ist eine apostolische Aufgabe, als Historiker thätig zu sein für die Ausbreitung der geschichtlichen Wahrheit und zwar thätig im Geiste der Liebe und des Friedens." Ich war so glücklich an dem Abend, daß ich mich hätte recht ausweinen mögen.'

Am folgenden Tage (8. April) machte Janssen einen Abstecher nach Subiaco und reiste am 14. April nach Neapel.

In Pompei, Salerno und Monte-Cassino, wo Wibald von Stablo eine kurze Zeit Abt gewesen, verlebte er genußreiche Tage. ‚Die Zustände in Süd-

Italien' fand er „über alle Maßen traurig; seitdem ich die Dinge in größerer Nähe kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe,' schrieb er an Senator [illegible], ‚bin ich in meiner alten Ueberzeugung noch viel bestärkt worden: die ganze italienische Revolution ruht auf socialem Grunde; Verfassungsparagraphen und moderner Liberalismus können da nicht aushelfen; nur ein gesunder freier Bauernstand und bürgerlich-städtisches Selfgovernment kann Italien wieder zur Ruhe bringen.' Auf der Rückreise wurden noch Florenz, Bologna, Ravenna, Venedig und Mailand besucht und dann über den Gotthard, Luzern und Freiburg ‚das liebe Frankfurt' erreicht, wo der Italienfahrer am 18. Juni 1864 wieder eintraf[1].

[1] Meister, Erinnerungen S. 7, erzählt, Janssen sei „auf der Rückkehr von Rom im Frühjahr 1864 in der Eisenbahn zwischen Lyon und Avignon glücklich dem Stahl eines Raubmörders entgangen". Die Zeitangabe ist hier entschieden falsch, denn Janssen berührte Lyon-Avignon nur auf der Hinreise Ende 1863. Wichtiger ist, daß in den zahlreichen, ohne Lücke erhaltenen Briefen Janssens über seine Reise jenes Attentat mit keiner Silbe erwähnt wird. Auch die von Meister S. 87 gegebenen Details über Janssens Unterredung mit Graf H. v. Arnim stimmen nicht mit den mir vorliegenden authentischen Aufzeichnungen.

VI. Schriftstellerische Thätigkeit von 1863—1873.

(Polens erste Theilung. Der zweite Band der Reichscorrespondenz. Böhmer's Leben und Briefe. Frankfurter und auswärtige Freunde.)

Sehr bald nach der Rückkehr aus dem sonnigen Lande der Kunst machte sich bei Janssen, der gerade damals durch die Theilung des literarischen Nachlasses von Böhmer ‚auf's Aeußerste beschäftigt' war, ein Halsleiden so stark geltend, daß der Arzt auf einer Badecur bestand. Kurz nachher traf ihn ein Unfall, der leicht seinen Tod hätte herbeiführen können. Bei einem Ausfluge der Gymnasialschüler auf den Niederwald wurde er beim Hinaufreiten auf den Berg vom Maulthier abgeworfen und sehr erheblich verletzt. Mehrere Wochen lang befand er sich auf seinem Leidenslager zu Rüdesheim in größter Gefahr. ‚Ich habe', schrieb er am 3. Juli 1864 seinen Eltern, ‚in allen Krankheiten von früher zusammen nicht so viel Schmerzen ausgehalten wie diesmal. Aber ich habe mich in Geduld zu fassen gesucht, jetzt geht es mit jedem Tag besser, und ich bin fast den ganzen Tag im Garten.' Ein Aufenthalt in Badenweiler, an den sich ein kurzer Besuch auf Stift Neuburg anschloß, kräftigte Janssen so weit, daß er im August den Unterricht am Gymnasium, später auch seine wissenschaftlichen Studien wieder aufnehmen konnte. ‚Gottlob,' berichtete er am 12. October nach Hause, ‚es geht mir recht gut, morgen fang' ich meine Arbeiten von Neuem an; zunächst beschäftige ich mich mit einer kurzen Darstellung der polnischen Verhältnisse im vorigen Jahrhundert, für die ich schon in Rom viele Studien gemacht habe. Ich hoffe, damit gegen Weihnachten fertig zu sein; auch der zweite Band meiner Frankfurter Reichscorrespondenz wird wieder in Angriff genommen.'

In der Schrift ‚Zur Genesis der ersten Theilung Polens'[1] führt Janssen auf Grund der zuverlässigsten Berichte, namentlich der Schreiben der päpstlichen Nuntien, das ergreifende Trauerspiel des Verraths und Untergangs einer einst großen Nation an dem geistigen Auge des Lesers vorüber. ‚Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart wollte ich die vergangenen Dinge so darstellen, wie ich nach bester Ueberzeugung glaube, daß sie sich wirklich zugetragen; ich wollte diese Dinge

[1] Freiburg, Herder, 1865. gr. 8°. VII u. 186 S.

überall mit dem rechten Namen nennen, Nichts übertreiben, Nichts bemänteln oder verschweigen, nicht, wie es neuerdings so vielfach geschehen, fruchtlos moralisiren und über Ereignisse und Personen bei jeder Gelegenheit ein ägyptisches Todtengericht abhalten, sondern durch einfache Darlegung des thatsächlichen Verlaufs dem einsichtigen Leser zu einem selbständigen Urtheil verhelfen. Nur durch dieses selbständige Urtheil gewinnt der Leser den sittlichen Ernst, mit dem man eine in das europäische Leben so tief einschneidende Katastrophe, wie die Theilung Polens, betrachten soll.'

Als diese Arbeit erschien, war Janssen im Verein mit seinen Freunden Haffner und Thissen mit einem andern, ungemein zeitgemäßen literarischen Unternehmen beschäftigt. Es war auf dem Würzburger Katholikentage, wo der Frankfurter Stadtpfarrer Thissen die Anregung zur Gründung des sogen. ‚Broschürenvereins' gab. Der Zweck desselben war, ohne confessionelle und politische Polemik eine Reihe der wichtigsten Fragen der Geschichte, sowie des religiösen und socialen Lebens der Gegenwart, durch namhafte deutsche Gelehrte und Schriftsteller im Geiste der katholischen Kirche in kleinen Broschüren behandeln zu lassen. Gleich für den ersten Jahrgang (1865) lieferte Janssen zwei werthvolle Arbeiten über ‚Rußland und Polen vor hundert Jahren', sowie über ‚Gustav Adolf in Deutschland'. Auch später betheiligte er sich an dem in schönster Weise emporblühenden Unternehmen, in welchem er ‚ein vortreffliches Mittel zur Katholisirung der öffentlichen Meinung wie zur Verbannung weitverbreiteter, tief eingefressener Irrthümer' sah. 1867 brachte der Broschürenverein aus seiner Feder einen geistvollen Vortrag über ‚Karl den Großen', 1869 die bereits erwähnten Erinnerungen an P. Borgias[1].

Neben dieser leichtern literarischen Thätigkeit arbeitete Janssen unverdrossen weiter an dem großen Quellenwerke ‚Frankfurts Reichscorrespondenz', wodurch er seinen wissenschaftlichen Ruf begründet hat. 1866 erschien davon des zweiten Bandes erste Abtheilung, Acten aus der Zeit Kaiser Friedrich's III. bis zur Wahl König Maximilian's I. (1440—1486) enthaltend; die zweite Abtheilung mit den Documenten der Zeit Maximilian's I. (1486—1519) folgte erst 1872 nach[2]. In der vom 8. December 1872 datirten Vorrede konnte der Herausgeber sagen: ‚Der große Werth, den die im ersten Bande und in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes veröffentlichten Materialien für die Reichsgeschichte, insbesondere für die Regierungen Ruprecht's, Sigmund's und Friedrich's III. besitzen, ist von der Kritik einstimmig anerkannt worden. Daß die vorliegende letzte Abtheilung zu den wichtigsten des ganzen Werkes gehört, er-

[1] Die Broschüren über Karl d. Gr., Gustav Adolf und Rußland und Polen erschienen neuerdings unter dem Titel ‚Drei geschichtliche Vorträge von J. Janssen'. 4. Aufl. Frankfurt a. M., Foesser's Nachfolger 1891. 8°. 186 S.

[2] Freiburg, Herder, 1866 und 1872. gr. 8°. XL u. 1001 S.

weisen jedem Kenner der Reichsgeschichte allein schon die reichhaltigen neuen Abtheilungen über die Reichstage von Cöln 1505, von Constanz 1507, von Worms 1509, von Augsburg 1510, von Trier und Cöln 1512, von Mainz 1517 und von Augsburg 1518. Meine Absicht war, diesem Bande eine ausführliche Einleitung vorauszuschicken, worin ich für beide Bände den Werth der Schriftstücke im Einzelnen zu besprechen versuchte, aber ich habe dieselbe wegen des großen Umfangs des Bandes, dessen Text allein tausend Seiten umfaßt, vorläufig zurücklegen müssen.' Dem ‚tiefen Respect vor dieser colossalen Leistung eines einzelnen Mannes' gab Jörg in einer Besprechung Ausdruck, in welcher die Bedeutung des monumentalen Werkes, das nahezu zwei Jahrzehnte ernsten Forscherlebens in Anspruch genommen hat, mit folgenden Worten gekennzeichnet wird: ‚Es gibt keine Seite der deutschen Reichsgeschichte, wozu die Frankfurter Reichscorrespondenz nicht die schätzbarsten neuen Beiträge lieferte. Kein Geschichtschreiber des ausgehenden Mittelalters wird ein Capitel seiner Arbeit abschließen können, ohne Janssen's Reichscorrespondenz zu Rathe gezogen zu haben. Sie wird dem Historiker so unentbehrlich sein, wie dem Geistlichen das Brevier' (Hist.-polit. Blätter Bd. 73, S. 306—307).

Während Janssen mit solch' schweren Arbeiten beschäftigt war, vollzogen sich in seinem äußern und innern Leben mannigfache Veränderungen. Im März 1865 verlor er seine Stiefmutter, worauf sein Vater zu ihm nach Frankfurt zog. Das Zusammenleben Beider war ein überaus harmonisches und glückliches. ‚Meine beste Freude und Erholung', schrieb er am 16. December 1866 an Fräulein Johanna Pastor, ‚ist mein engelsguter Papa, der mir Muster und Vorbild in seinem kindlich-gläubigen heitern Sinn, in seiner Treue bis in's Kleinste. Da wächst das Christenthum auf lebendig grüner Wurzel. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohlthuend mir der Umgang mit ihm ist.'

Das Jahr 1865 brachte Janssen noch einen andern schweren Verlust: am 24. Mai starb auf ihrem Landgute Sophie Schlosser. Das Abscheiden der guten Frau Rath schien allen ihren Verwandten und Freunden ‚ganz unglaublich'. ‚Die treue Anhänglichkeit an sie lebte in Allen so fest, ihr wohlwollendes, offenes, mütterlich-theilnehmendes Bild stand in Allen so frisch, daß sich Niemand vorstellen konnte, wie sie nun auf einmal nicht mehr da sein sollte. Allen war aus ihrem Herzen stets so viel Güte und Liebe zugeflossen, daß es ihnen unmöglich schien, wie dieses Herz nun auf einmal stillestehen sollte. In Jedem, der ihr näher stand, starb mit ihrem Tode ein großer Theil der eigenen Freude mit.'

Im folgenden Jahre forderte Gott ein noch schwereres Opfer von Janssen. 1863 war er mit dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten von Sydow bekannt geworden. Die Gattin dieses ausgezeichneten Mannes, Maria von

Sydow (geb. von Stein), war nicht ohne Kämpfe im Jahre 1860 in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Mit hoher Bildung, lebhaftem Interesse für literarische Arbeiten und feinem Kunstsinn verband diese seltene Frau eine tiefe Frömmigkeit. ‚Ihres Lebens Wesen', heißt es in einer Aufzeichnung, ‚war, Gott ihrem Herrn zu dienen, in immer heller brennender Liebe, in immer wachsender Begier nach Erkenntniß seines heiligen Willens. Ihrem Heilande sein Kreuz nachzutragen, mit völliger Hingebung ihrer selbst, war das tiefste Sehnen ihres Herzens.' Schon ein Jahr nachdem Janssen Frau von Sydow kennen gelernt, ward dieselbe von einer schrecklichen Krankheit ergriffen. Fast 20 Monate hatte Maria von Sydow zu leiden, bis Gott sie am 3. März 1866 von dieser Erde abberief. ‚Ich bezeuge,' schrieb Janssen wenige Tage später, ‚daß sie in den drei Jahren, in welchen ich das Glück hatte, ihr geistlicher Führer und Freund zu sein, nur Gottes Ehre gesucht hat und immer tiefer und siegreicher in die Erkenntniß des Geheimnisses eingedrungen ist: daß die Stärke des Menschen in dem Bewußtsein seiner eigenen Schwäche, dem demüthigen Mißtrauen in die eigene Kraft und der freiwilligen und freudigen, ungetheilten und rückhaltslosen Hingebung an Jesus den Herrn und seine Hülfe besteht. Das Gewöhnliche des Lebens hatte nur Interesse für sie, wenn sie es in irgend eine Beziehung zu den höchsten Fragen, mit denen ihr Geist und ihr Herz stets beschäftigt waren, zu bringen vermochte. Darum war ihr ein bloß äußerlicher Verkehr mit Menschen so peinlich, so zeitraubend, und oft klagte sie sich an, daß ihr dieses Opfer so schwer falle, daß sie nicht genug ruhig bleibe bei solchem Verkehr, daß ihr wohl eine harte Aeußerung darüber entfalle. „Zur Strafe hierfür", sagte sie oft, „muß ich dann stundenlang unter dem Drucke meines Körpers leiden, und dieser körperliche Druck verwehrt meine Erregtheit." Wie streng war überhaupt ihre Selbstprüfung! Dieselbe wurde immer strenger, je inniger sie ihre schweren Leiden in die Leiden Jesu eintauchte, ihre Schmerzen mit den Schmerzen Jesu vereinigte. Bitter bereute sie nicht bloß Momente der Ungeduld, sondern auch, wenn ihre Geduld nur ein „passives Geschehenlassen" gewesen war, wenn ihr Geist nicht derart über die Schmerzen Herr geworden, daß sie mit Paulus sagen konnte: „Ich freue mich der Trübsal." — „Passive Geduld und stoische Stärke", sagte sie oft, „hatten auch die Heiden; wir leiden nur recht, wenn das Leiden ein Beweis unserer Hingabe wird, wenn wir es, wie Jesus und die Heiligen, nach seinem Vorbilde, um Gottes willen, leiden und üben." Und so hat sie ihr zweijähriges Leiden geliebt und geübt — treu ihrem Wahlspruche, den nun Janssen annahm: „Durch Kreuz zum Licht!"'

Der Verlust dieser ‚treuen großen Seele' ging Janssen ungemein nahe. ‚Seit dem 3. März, wo meine unvergeßliche liebe Freundin starb,' klagt er in einem Briefe vom Juni 1866, ‚ist es mir einsamer geworden. Ihr Tod

kostet mir ein Stück vom Leben. Ich kann darüber weder viel sprechen noch schreiben, denn was man am tiefsten fühlt, gehört uns allein an. Wöchentlich gehe ich einmal zu ihrem Grabe; all' meinen späteren Arbeiten wird man es anmerken, daß mir die Theilnahme einer so goldenen Seele gefehlt hat, wie mir meine Freundin seit drei Jahren bot. Gott nehme sie in seine treue Hut. Wie sind doch die menschlichen Dinge so vergänglich! In Böhmer's Haus, einer Gesellenherberge, wird jetzt getrunken, geraucht und gesungen, Frau Rath Schlosser's Haus wird abgerissen, und in Sydow's Haus zieht wahrscheinlich ein — Jude.' [1]

Janssen's trübe Stimmung ward nicht wenig vermehrt durch die unselige Verwicklung der deutschen Verhältnisse, welche auf den innern Krieg hintrieben. Was er damals gelitten, wissen alle Diejenigen, welche sein ächt deutsches Herz gekannt. ‚Körperlich haben mich die Ereignisse der letzten Woche so angegriffen, daß ich an allen Nerven zittere,' schrieb er am 1. Juli 1866; ‚geistig bin ich unfähig zu aller Arbeit, und doch muß ich noch ein paar Tage mich dranhalten. O schwere Zeit der Noth!'

Nachdem die Kriegsfurie ausgetobt und die für Frankfurt doppelt ‚schwere Zeit der Noth' überstanden, sehen wir Janssen wieder ‚einsam und mühsam an seinem Tagewerke'. ‚Seit Herbst habe ich mich', schrieb er am 16. December 1866 an Fräulein Johanna Pastor, ‚fast ausschließlich mit Böhmer beschäftigt, an dessen Leben und Briefen ich nun eben drucke. Gestern erhielt ich den siebenten Bogen; es werden zwischen 90 und 100 Bogen, also noch Arbeit in Menge; gegen 40—50 Bogen liegen so ziemlich druckfertig vor.'

‚Die Menge der Arbeit', welche die Böhmer-Biographie verursachte, war so groß, daß das Werk erst im Jahre 1868 erscheinen konnte [2]. Janssen trat durch dasselbe in die Reihe unserer ersten Historiker ein.

Die Bedeutung des herrlichen Denkmals, das seine Freundeshand dem verstorbenen Lehrer mit eben so viel Liebe wie Verständniß errichtet, wurde sofort von den verschiedenen politischen Parteien und religiösen Richtungen anerkannt. ‚Die Biographie, die nicht nur mit großer Sorgfalt, sondern auch mit künstlerischem Geschick und Geschmack geschrieben ist,' sagt F. von Weech

[1] Die vorliegende Stelle ist von verschiedenen Seiten irrig gedeutet worden: Janssen nahm in der Judenfrage einen ächt katholischen Standpunkt ein. Die Ausschreitungen des ungläubigen modernen Reformjudenthums verurtheilte er streng, aber er ward deshalb kein Anhänger des unchristlichen Rassen-Antisemitismus. Wo er Gelegenheit hatte, gute Seiten der Juden, namentlich Wohlthätigkeit und Pietät gegen die Eltern, wahrzunehmen, hat er dies stets unumwunden anerkannt.

[2] Joh. Friedr. Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften. Durch Joh. Janssen. Bd. 1: Böhmer's Leben. gr. 8°. XX u. 476 S. — Bd. 2: Böhmer's Briefe. Briefe von 1815—1849. gr. 8°. XXII u. 533 S. — Bd. 3: Böhmers Briefe von 1849—1868. Kleinere Schriften. gr. 8°. XXI u. 489 S. Freiburg, Herder 1868.

*

in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1868, Nr. 172, Beilage), ‚führt uns in lebendiger Darstellung die äußeren Umstände von Böhmer's Leben vor Augen; sie entwirft, überall auf die ersten Quellen zurückgehend, ein anschauliches Bild der Frankfurter Zustände am Ende des achtzehnten und am Beginn unseres Jahrhunderts; sie schildert uns die Eltern und Lehrer Böhmer's und großentheils mit dessen eigenen Worten die ersten Eindrücke, welche das Leben auf den begabten Knaben hervorgebracht, den Bildungsgang, den der strebsame Jüngling zurückgelegt. Sie begleitet ihn nach Italien und führt uns ein in den geistvollen Kreis deutscher Künstler und Gelehrten, der in Rom, schwelgend in dem Studium der Antike und mächtig berührt von den großen Traditionen der Kirche, eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft zu begründen begann. Dann wieder öffnet sie uns die Thüre des stillen ernsten Arbeitszimmers, in welchem der zum Manne gereifte Böhmer mit klarem Blick und festem Entschluß seine bahnbrechenden Werke schuf; sie läßt uns, mit Hülfe der Briefe und hinterlassenen Aufzeichnungen und Tagebücher, einen Blick thun in Kopf und Herz des Gelehrten, in seine innersten Kämpfe und Zweifel; sie führt uns die Entstehung eines seiner Werke nach dem andern vor, belehrt uns über die unendlichen Mühen und Opfer, unter denen sie entstanden, über ihren Werth und ihre Bedeutung, über das ihnen gewordene Lob, die ihnen zugewandte Theilnahme, die ihnen in den Weg gestellten Hindernisse.' ‚Wir wüßten kaum ein anderes neueres biographisches Werk zu nennen,' schrieb die Berliner Norddeutsche Allgemeine Zeitung (1868, Nr. 161, Beilage), ‚aus welchem so vielseitige Belehrung zu schöpfen wäre. In dieser Vielseitigkeit liegt auch das bedeutendste Interesse der Sammlung von über 550 Briefen, worin wahre Goldkörner ausgestreut sind für historische Forschung und deren Methode, für Kunst und Literatur.' Die Bedeutung der Publication für die ‚Geschichte der deutschen Studien' ward von Ranke in seiner Rede bei Eröffnung der neunten Plenarversammlung der historischen Commission (s. Ranke's Werke 51—52, S. 535 ff.) anerkannt, während August Reichensperger die Wichtigkeit der Arbeit für die nationale Kunst eingehend würdigte (Organ für christliche Kunst 1868, Nr. 13). Besonders freute es Janssen, daß Wattenbach sich mit der Art der Herausgabe der Briefe einverstanden erklärte. Der genannte Forscher spricht dabei von der ‚heldenmüthigen Rücksichtslosigkeit', mit welcher der Herausgeber verfahren sei (Heidelb. Jahrb. 1868, Nr. 36). Bezeichnend ist es, daß die Biographie fast ganz aus den eigenen Worten Böhmer's und den Aeußerungen ihm nahe stehender Personen zusammengewoben ist. ‚Die Arbeit', sagt Hülskamp (Lit. Handweiser 1868, Nr. 69), ‚ist ein wahres Mosaik, mit vollkommenem Verständniß, geläutertem Geschmack und mühevoller Kunst zusammengesetzt aus vielen tausend kleinen, an der Quelle sorgsam ausgelesenen und mit dem Gepräge der Wahrheit ver-

sichtig ausgestatteten Steinen, so daß es in der That nur wenige Biographien gibt, welche das Bild ihres Helden mit einem ebenso großen Maße von genauer Kenntniß, pietätvoller Weihe und historischer Unparteilichkeit entworfen und in den Rahmen einer so anmuthigen Darstellung gefaßt haben.'

Um den überreichen Inhalt des dreibändigen Werkes einem größern Leserkreise zugänglich zu machen, stellte Janssen das Wichtigste und Interessanteste daraus in einem kleinen Bande zusammen, der 1869 unter dem Titel ‚Joh. Friedr. Böhmer's Leben und Anschauungen'[1] erschien. Neben diesen größeren Arbeiten gingen kleinere her, welche in Zeitschriften, namentlich im ‚Katholik', dem Bonner ‚Theologischen Literaturblatt', den ‚Historisch-politischen Blättern' und den ‚Kölnischen Blättern' (Kölnische Volkszeitung) veröffentlicht wurden. Es ist hier nicht der Ort, diese Aufsätze und Besprechungen im Einzelnen aufzuführen: nur das sei bemerkt, daß diese Arbeiten den Beweis liefern, wie ungemein vielseitig Janssen war. Am meisten zogen ihn stets Briefsammlungen und biographische Aufzeichnungen an, und er war der Ansicht, ‚Niemand sollte beispielsweise die Briefe von Johannes von Müller, die Lebensnachrichten von Niebuhr, die Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel und die Briefe von Karl Ritter ungelesen lassen'. Zu den Werken deutscher Literatur, welchen Janssen ‚die meiste Anregung und Förderung verdankte', rechnete er ‚das Nibelungenlied, Gudrun, Wolfram von Eschenbach's Parzival, Walther von der Vogelweide, das Annolied; die deutschen Chroniken und die religiösen Unterrichts- und Erbauungsbücher des fünfzehnten Jahrhunderts; viele der letzteren kann man, scheint mir, abgesehen von ihrem sonstigen Werthe, den schönsten Erzeugnissen deutscher Prosa beizählen. Unter den Neueren erwähne ich namentlich: Lessing's kritische Schriften; Goethe's Iphigenie, Tasso und Hermann und Dorothea; Schiller's Wallenstein; Clemens Brentano's prosaische Schriften; Uhland; Eichendorff; Stifter's Studien und bunte Steine; Riehl's ‚Familie', ‚Deutsche Arbeit', ‚Culturstudien' und Novellen; Weber's Dreizehnlinden. Lieblingsbücher aus anderen Fächern sind mir Möhler's Symbolik; Hettinger's Apologie des Christenthums und der Kirche; Ketteler's social-politische Schriften; Fénelon's geistliche Schriften; die Conferenzen und die Briefe von Lacordaire; sämmtliche Werke von Montalembert, von Balmes, von Wiseman und von Newman. Auf meine geschichtlichen Studien übten unter den Neueren den meisten Einfluß auf mich aus: in früher Jugend Stolberg's Religionsgeschichte; später: Ritter's Geographie, Ranke's Geschichte der Päpste, Guizot's Vorlesungen über die europäische und über die französische Civilisation; der erste Band von Macaulay's englischer Geschichte und dessen Essays; am nachhaltigsten wirkte Karl Adolf Menzel's Neuere Geschichte der Deutschen'.

---

[1] Freiburg, Herder, 1869. 8°. XII u. 358 S.

Zu Anfang 1869 erkrankte Janssen's Vater: am 26. Februar hatte er den Schmerz, ihn von dieser Welt scheiden zu sehen, aber auch den Trost, ihm als Priester in der schwersten Stunde zur Seite zu stehen. Lange Zeit konnte der treue Sohn sich gar nicht fassen. ‚Wolle mich nicht trösten,' heißt es in einem Briefe an einen Freund, ‚Schmerz muß Schmerz sein; er muß sein Recht haben. Die vier Jahre, welche mein Vater bei mir zugebracht hat nach dem Tode der Stiefmutter, deren Andenken uns Beiden gleichmäßig theuer war, sind für mich in ihrer völlig ungetrübten Gemüthlichkeit und Harmlosigkeit wie im Fluge weggeeilt.' ‚Er hatte', fährt Janssen nun den Verewigten schildernd fort, ‚nur eine gewöhnliche Schulbildung empfangen, aber er war voll Interesse und Verständniß für höhere Dinge und behielt noch während seiner letzten schweren Krankheit eine auffallende geistige Frische. Alle, die ihn hier gekannt haben, freuten sich über die Herzlichkeit und Kindlichkeit seines Gemüthes, die mit dem Alter noch zuzunehmen schien. Als frommer, kernfester Katholik war er Feind aller confessionellen Reibereien und sagte mir noch kurz vor seinem Tode: „Halte fest daran, was die Mutter Dir gesagt: thue alles für Deinen Glauben, lebe und sterbe für ihn, aber laß Dich in Deinem Verkehr nie in religiöse Streitigkeiten ein, verletze Niemanden und liebe alle Menschen." Dieselben Worte sagte er meinem Freunde Professor Stumpf, der sich oft und gern mit ihm unterhielt, wenn er während der Ferien hier war. „Man darf sich aber", fügte er hinzu, „in seinem Glauben auch nicht Ungebührliches gefallen lassen. Wird man dann angegriffen, muß man sich wehren, sonst ist man ein Feigling." Ein alter Major in Berlin — mein Vater war voll Erinnerungen an seine Militärzeit als Gardist in Berlin und in Potsdam — habe oft gemahnt: „Jungens, wer sich Unrecht gefallen läßt, wenn es seine Ehre angreift, ist ebenso ein Wicht, wie der, welcher Unrecht thut." An dieses Wort, sagt der Vater, habe er oft gedacht. Dasselbe gelte für einen Jeden, besonders wenn der Glaube angegriffen werde: denn der sei die eigentliche Ehre des Menschen. Für mich war es', schreibt Janssen dann zum Schlusse, ‚der liebste Lohn, wenn das Auge meines Vaters auf meinen Arbeiten ruhte, und wenn ich sah, wie er sich darüber freute. Jetzt stehe ich wieder allein.' ‚Er starb ohne allen Todeskampf. Indem er sich mit dem Kreuzzeichen bezeichnete und noch vernehmlich die Worte sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!" schlief er ein' (Alte und Neue Welt 1886, S. 237, und Meister, Erinnerungen S. 17).

Einen erneuten Schmerz erfuhr Janssen 1869, als sein Freund Stadtpfarrer Thissen nach Limburg als Domcapitular übersiedelte. Thissen selbst wie seine Schwester Clara hatten für Janssen, namentlich in den Zeiten seiner Krankheit, treulichst gesorgt: ihr Weggang war für ihn ein schwerer Verlust. An der Eisenbahn, wo sich Janssen von Clara Thissen verabschiedete, traf er

mit der Familie Fronmüller zusammen; auf dem gemeinsam angetretenen Rückwege sagte er: ‚Wenn Freunde auseinandergehen, müssen die Zurückbleibenden näher zusammenrücken. Lassen Sie uns von jetzt an Freunde sein.‘ Von da an besuchte Janssen regelmäßig das gastliche Haus der genannten Familie und fand dort so treue Freundschaft, daß er am 22. Mai 1876 von Berlin aus schreiben konnte: ‚Ich habe jetzt in reichem Maße wieder, reicher als je zuvor, was mir seit dem Tode der guten lieben Frau von Sydow in Frankfurt so fehlte: lebendigste Antheilnahme an dem, was mich beschäftigt und mich in meinen besten Stunden beglückt, und volles Verständniß aus der Fülle des Herzens.‘

Lebendigste Antheilnahme und volles Verständniß aus der Fülle des Herzens fand Janssen auch bei seinen zahlreichen auswärtigen Freunden. Allen voran sind hier die um die katholische Sache so hochverdienten Männer zu nennen, welchen diese Lebensskizze gewidmet ist: August Reichensperger und Franz Hülskamp. Die Freundschaft mit Ersterem reicht zurück in den Beginn der Fünfziger Jahre, wo Reichensperger mit Janssen eine Fahrt nach Calcar machte. Die Freundschaft Beider wuchs mit den Jahren und wurde so innig, daß Reichensperger bei dem allzu frühen Tode seines Freundes mit Wahrheit schreiben konnte: ‚er sei mit demselben wie verwachsen gewesen‘. Es wird noch später davon die Rede sein, welch' wichtige Anregungen Janssen für seine Arbeiten durch Reichensperger, der in dieser Hinsicht überhaupt viel mehr geleistet, als man ahnt, zu Theil wurden.

Das freundschaftliche Verhältniß Janssen's zu Hülskamp stammt aus der zweiten Hälfte der Fünfziger Jahre, wo Hülskamp wiederholt zu längerem Ferien-Aufenthalt in Frankfurt Anlaß hatte. Beide Männer fühlten sich um so mehr zu einander hingezogen, als die gleiche hohe Auffassung des geistlichen Amtes und der Wissenschaft sie auszeichnete. Innige Freundschaft verband Janssen auch mit dem geistvollen Verfasser der Apologie des Christenthums, Franz Hettinger, und dem herrlichen Mainzer Dreigestirn: Ketteler, Heinrich und Haffner. Unzählige Male ist Janssen nach dem goldenen Mainz gefahren und hat stets von dort die reichsten Anregungen mitgebracht. Seit langen Jahren war Janssen mit den Bonner Professoren Franz Kaulen und Hermann Hüffer befreundet. In den Ferien nahm er besonders seit den Siebenziger Jahren gern Aufenthalt in Klein-Heubach bei dem für die katholischen Interessen so rastlos thätigen Fürsten Löwenstein oder bei dessen geistvoller, hochherziger Schwester, der Herzogin von Bragança, in Bronnbach.

Ein ganzer Kreis von Freunden Janssen's fand sich in Freiburg im Breisgau: neben Benjamin Herder und dessen vortrefflicher Gattin Emilie, geb. Streber, verkehrte er hier bei seinen häufigen Besuchen vor Allen gern

mit Alban Stolz, Franz Hutter, Alzog und Erzbischof Hermann von Vicari. Stolz und Janssen begegneten sich hauptsächlich in ihrer Vorliebe für das Volk. ‚Stolz nennt Janssen‘, schreibt Heinrich von Andlau, ‚unsern liebenswürdigen Demokraten, aber er ist Demokrat im Sinne des Mittelalters und wird nie vergessen, daß er aus dem Handwerkerstande hervorgegangen ist und selbst voreinst ein Handwerk lernen sollte‘ (Alte und Neue Welt 1886, S. 236). Wie nahe Janssen dem ehrwürdigen Metropoliten von Freiburg stand, erhellt schon daraus, daß der hochbetagte Kirchenfürst den Frankfurter Professor im Jahre 1867 mit der Abfassung des Ausschreibens zur achtzehnten Säcularfeier des Martyrfestes des hl. Petrus betraute. Janssen löste seine Aufgabe so glänzend, daß der Hirtenbrief, welcher ‚das Papstthum in der Geschichte‘[1] behandelte, sofort in's Englische, Italienische und Ungarische übersetzt wurde. Mit Bossuet'scher Redekunst werden in demselben an der Hand der Geschichte die unvergänglichen Verdienste der Päpste um Christenthum und Gesittung und die wunderbaren Wege der Vorsehung geschildert.

[1] Separatdruck Frankfurt a. M., Hamacher 1867. 8°. 32 S.

VII. Entstehung der ‚Geschichte des deutschen Volkes'. ‚Zeit- und Lebensbilder.' 1875.

Fast zwanzig Jahre waren seit jenem Spaziergange mit Böhmer auf der Mainbrücke verflossen, und von der deutschen Geschichte war noch keine Zeile geschrieben. Da folgte der kirchlichen Krisis von 1870, unter welcher Janssen ‚furchtbar gelitten'[1], der große Kampf gegen den französischen Imperator. ‚Was keine Einheitstheorien und keine Parteiprogramme jemals vermögen,' hatte Janssen im Jahre 1861 in ‚Frankreichs Rheingelüste' geschrieben, ‚vermag der Volkskrieg, der dem nationalen Leben einen frischen Impuls verleiht und unter gemeinsamen Gefahren und Drangsalen, Siegen und Ehren Alle von Nord und Süd einander näher führt und allen Sondergeist der Stämme und ihrer Regierungen bricht.' Der Volkskrieg kam und mit ihm der Sturz des dämonischen Mannes, von welchem Janssen 1859 gesagt: ‚Napoleon wird fallen, wenn sein Glück auch noch so hoch steigen sollte, denn nur durch Verbrechen hat er sich erhoben.'

In allen Briefen Janssen's aus dieser ‚großen Zeit' kommt sein deutscher Patriotismus, seine jubelnde Begeisterung über die Siege der deutschen Waffen zum Ausdruck. Angesichts des obschwebenden Riesenkampfes zwischen Frankreich und Deutschland wandte sich der Blick des Historikers naturgemäß Gegenständen zu, welche mit dem welthistorischen Ereignisse im Zusammenhange standen. Janssen hatte zu Beginn des Krieges an eine neue Auflage seiner Schrift über ‚Frankreichs Rheingelüste' gedacht; die Vereitelung dieser Gelüste gestaltete sich aber so gründlich, daß er seine Absicht als überflüssig aufgab. Um so stärker erwachte die Sehnsucht, sich wieder ganz den Studien für die deutsche Geschichte zuzuwenden. Die Zeitereignisse waren hier von bestimmendem Einflusse. Mit dem Jubel über die Siege der deutschen Truppen verbindet sich in den meisten Briefen aus jenen bewegten Tagen der Gedanke: ‚Gottlob, jetzt läßt sich wieder mit Freude eine deutsche Geschichte schreiben.'[2]

[1] Er gehörte gleich Windthorst, Reichensperger u. A. zu denjenigen, welche gegen die Definirung der päpstlichen Unfehlbarkeit waren, unterwarf sich aber in aller Demuth der Entscheidung des Concils.

[2] Näheres aus diesen Briefen unten in Capitel 10.

Wenn nur die Reichscorrespondenz nicht gewesen wäre! Das ‚drückende Gefühl', wie viel Zeit diese ‚trockene und gemüthsleere Arbeit' noch erfordern werde, nahm immer mehr zu. Um den Abschluß möglichst zu beschleunigen, stand Janssen ‚meistens um 5 Uhr oder auch früher auf'. ‚Wäre doch nur einmal diese Arbeit glücklich vollendet,' schrieb er am 22. December 1870 an Benjamin Herder, ‚daß ich die deutsche Geschichte, wohin jetzt mein ganzes Sinnen und Trachten geht, in Angriff nehmen könnte.' Im November des folgenden Jahres war ‚endlich Alles so weit vorbereitet', daß das Manuscript zum letzten Halbbande der ‚Reichscorrespondenz' nach Freiburg eingesandt werden und der Druck beginnen konnte. Indem Janssen dies seinem Freunde Herder mittheilte, fügte er Folgendes hinzu: ‚Die deutsche Geschichte erfüllt mich im tiefsten Innern, und ich fange schon jetzt in den Abendstunden an, mich regelmäßig damit zu beschäftigen. — Keine anderen Arbeiten werden mehr unternommen; mehrere kleine, die ich noch vom Sommer her vorbereitete, sind alle fertig und werden nach und nach in Zeitschriften erscheinen. Die Arbeiten für die Reichscorrespondenz sind unendlich mühselig gewesen und werden es bei meiner gänzlich isolirten Stellung bis zum Schlusse sein, aber gerade die deutsche Geschichte, die ich als einen heiligen Beruf ansehe, ist mir wie ein Sporn, so auch eine Erleichterung und Trost bei den mühseligen Arbeiten. Ich habe doch seit 1853, wo ich zuerst als Vierundzwanzigjähriger den Plan zu einer deutschen Geschichte faßte, außerordentlich viel gesammelt und vorgearbeitet, mehr als ich selbst glaubte, nachdem ich jetzt einmal meine Sammlungen revidirt und geordnet. Wenn Gott Gesundheit und Kraft verleiht, sollst Du Freude an dem Buch haben, ich lebe ganz darin und es wird auch nicht ohne Nutzen sein.'

Ganz von selbst war so der Plan der deutschen Geschichte, den Janssen seit dem Jahre 1853 nicht aus den Augen verloren, wieder in den Vordergrund getreten. Lebhafter denn je kehrten die Mahnungen des großen Mannes in seine Erinnerung zurück, welcher, obgleich nicht katholisch, doch für die alte Kirche nach ihrer geschichtlichen Erscheinung ein geradezu wunderbares Verständniß besaß. Wie eindringlich hatte Böhmer die Nothwendigkeit einer bessern Betreibung und Förderung historischer Studien von Seiten der Katholiken, auch des katholischen Clerus, betont, ‚damit nicht die Anderen, Ranke und Consorten, das Wort allein behalten' (Böhmer's Leben u. Briefe II, 286). Wie tief hatte er es beklagt, daß die Katholiken gelehrte Arbeiten über Gegenstände, zu denen sie doch vorzugsweise sich berufen fühlen sollten, vielfach Andersgläubigen überließen!

Zu diesen Gegenständen rechnete Böhmer neben der Papst- und Bisthumsgeschichte vor allem die Epoche der Kirchentrennung, ‚von der', wie er schon 1846 schrieb, ‚all unser Unglück datirt'. Eigene Forschungen hatten den

Frankfurter Stadtbibliothekar schon seit Langem zu einer ganz andern Auffassung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts geführt, als sie in den landläufigen Geschichtswerken und auf den meisten Hochschulen vorgetragen wurde. Immer und immer wiederholte es der edle Mann, daß, wenn einmal von einem Katholiken jene entscheidungsvolle Zeit quellenmäßig studirt werden sollte, ein ganz anderes Bild zu Tage treten müsse, als das durchaus ‚einseitige und ungenügende', welches man sich jetzt davon mache.

Gedanken dieser Art waren es, welche der große Quellenkenner dem Studenten Janssen am 18. April 1853 auf der Frankfurter Mainbrücke ausgesprochen, und welche damals in dem Herzen des jungen Mannes einen so tiefen Wiederhall gefunden hatten, daß er den großen Entschluß faßte, eine gesammtdeutsche Geschichte von den historischen Anfängen unseres Volkes bis auf die Gegenwart zu schreiben. An Aufmunterung ließ es Böhmer von Anfang an nicht fehlen. ‚Es gibt gewiß keine schönere und fruchtreichere Aufgabe,' schrieb er am 5. Mai 1854 an Janssen nach Münster, ‚als eine im edlern Sinne populär gehaltene Darstellung der deutschen Geschichte, welche die vorhandenen Forschungen so viel als möglich benutzt und, das Wesentliche zusammenfassend, in kräftiger Sprache zu den gebildeten Kreisen des Publicums redet, und ich lobe den, der sich schon in der Jugend eine so hohe Aufgabe steckt. An hohen edlen Zielen müssen wir uns emporziehen und aus ihnen Kraft, Muth und Selbstverläugnung schöpfen' (Böhmer's Leben u. Briefe III, 118).

Es ist von hohem Interesse, zu sehen, wie Janssen schon damals daran dachte, bei seiner Arbeit vor Allem die culturhistorische Seite in den Vordergrund treten zu lassen. Böhmer war hier anderer Ansicht. ‚Wenn Sie nächstens kommen,' heißt es in dem eben erwähnten Schreiben, ‚wollen wir das in Ihrem Briefe berührte Capitel über die Behandlung der Culturgeschichte des Nähern besprechen. Allerdings halte ich die Forderung einer mehr culturhistorischen Richtung in unserer Zeit für wohl begründet; aber ich meine, daß man die Culturgeschichte in einer gewissen Absonderung von der Geschichte im engern Sinne, d. h. der politischen, halten dürfe und müsse, und erinnere Sie nur daran, daß auch die großen Historiker des Alterthums die Culturgeschichte bei Seite gelassen haben. Theilung der Arbeit ist auch hier das große Wort.'

Die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit wurde Janssen bei dem Fortschritt seiner Studien immer klarer, jedoch nach einer andern Seite hin, als Böhmer sie in's Auge gefaßt. Wie auf allen Gebieten des Wissens, so wuchs namentlich auf dem der Geschichte in den Fünfziger Jahren die Zahl der Einzeluntersuchungen zu einer kaum mehr übersehbaren Masse an. Unter diesen Umständen konnte eine gründliche gesammtdeutsche Geschichte von einem einzelnen Gelehrten, und wäre er auch der fleißigste und unermüdlichste gewesen,

kaum mehr geschrieben werden. So kam am 8. September 1857 bei Janssen der Entschluß zur Reife, sich auf die deutsche Geschichte seit dem fünfzehnten Jahrhundert zu beschränken. Gern gedachte er dieses wichtigen Tages. ‚Uebermorgen werden es dreißig Jahre,' schrieb er am 6. September 1887 von Bronnbach aus an Familie Frommüller in Frankfurt, ‚daß ich, als ich Morgens aus der Leonhardskirche heimkam, mit festem Plane meine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" begann. Früher war meine Absicht, die ganze Geschichte von Anfang an zu behandeln. Erst an dem genannten Tage faßte ich unter dem Schutze der lieben Mutter Gottes, die ich herzlich um ihre Fürbitte und Hülfe anrief, den besagten Plan und freue mich noch heute darüber, und danke Gott dem Herrn für allen Segen, den er so reichlich meiner Arbeit hat zu Theil werden lassen.'

Welche Hindernisse und Ablenkungen seinem Vorhaben auch in dieser beschränktern Form in der Folgezeit noch entgegentraten, hat die vorhergehende Darstellung gezeigt. Janssen war ein achtes Kind des Rheinlandes: nicht bloß besaß er die sprichwörtliche Frohnatur und Regsamkeit, auch die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit seiner Stammesgenossen war ihm in hohem Grade eigen. Die Geschichte des Menschen im weitesten Sinne des Wortes erregte sein lebhaftes Interesse, ‚daher auch seine Vorliebe für culturhistorische und insbesondere für biographische Studien' (Hülskamp im Literarischen Handweiser 1891, S. 713). Daß einem solchen Manne die Beschränkung auf eine Arbeit nicht leicht wurde, liegt auf der Hand. Zuweilen hatte es in der That den Anschein, als sei Janssen in ganz andere Zeiten und Gegenstände vertieft, und doch bleibt es wahr, was einer seiner vertrautesten Freunde schreibt, daß ‚der Plan zu einer weitausholenden Culturgeschichte Deutschlands seit der „Reformation" fester und fester in's Auge gefaßt wurde. Alle Hauptstudien spitzten sich darauf zu. Was mittlerweile vorab noch besonders ausgearbeitet und veröffentlicht wurde, stand entweder mit der großen Lebensarbeit — sei es als methodologische Vorbereitung, sei es als besonders ausgereifte Specialfrucht — in mehr oder minder directer Beziehung, oder es läßt sich sozusagen als „lyrisches Intermezzo" zur großen epischen Forschung, als reizvolle, mitunter auch ärztlich gebotene Unterbrechung und Erholung von der allzu anstrengenden großen Arbeit, hin und wieder auch als ein aus innerm Drange entstandenes Product des „nil humani a me alienum" (alles Menschliche interessirt mich) bezeichnen' (Hülskamp a. a. O. S. 716).

‚Unter dem Schutze der lieben Mutter Gottes' hatte sich Janssen im Jahre 1857 entschlossen, von der großen deutschen Geschichte die Zeit vom Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart zu übernehmen. Unter dem Schutze der von ihm in so rührender Weise verehrten Himmelskönigin griff er die Arbeit wieder auf. ‚Am 8. December 1871', heißt es in seinem

Aufzeichnungen, ‚begann ich hier auf dem Archiv meine archivalischen Studien für das sechzehnte Jahrhundert; 8. December 1873 Schluß dieser Studien; am 8. December 1874 gab ich die ersten ganz fertigen Bogen zum Abschreiben. Gott helfe weiter, und die heilige Jungfrau unterstütze meine Arbeit durch ihre Fürbitte.‘

Eine gewisse Ablenkung von der deutschen Geschichte brachte der auf den französisch-deutschen Krieg folgende sogenannte ‚Culturkampf‘ mit sich. Janssen hatte an den großartigen Erfolgen des Jahres 1870 den innigsten und freudigsten Antheil genommen; um so schmerzlicher war nun seine Enttäuschung, daß religiöser Zwiespalt das junge Reich zerriß und ein verblendeter Staatsmann ‚in der alten Kirche heiliger Macht den Erbfeind deutscher Größe wähnte‘.

Seit frühester Jugend hatte Janssen's Herz eben so warm für Deutschlands Größe wie für die Freiheit der Kirche geschlagen, und was brachte nun das erste Jahr des neu erstandenen Deutschen Reiches? ‚Schrankenlose Gewerbefreiheit, Coalitionsfreiheit und Freizügigkeit, Gleichberechtigung der atomistischen Kopfzahlwahlen, Herrschaft des Majoritätenprincips und damit der Souveränität von unten, Verwandlung unserer Großstädte in Brutstätten sittlicher Fäulniß und Verwesung nach dem Vorbilde von Paris, Losreißung der Schule von der Kirche, Entchristlichung des Staates und der Ehe, statt Freiheit nur tiefe Gefangenschaft der Kirche, unter immer bedrohlicherer Schädigung ihres verbrieften Bekenntnisses: das Alles sehen wir theils schon verwirklicht, theils als nahe bevorstehend uns vor Augen gerückt. Finis Germaniae! gerade durch seine größere Einheit und Macht.‘ Also schrieb nicht etwa Janssen, sondern — die ‚Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung‘, deren Worte der Frankfurter Historiker sich aneignete in seiner interessanten Schrift: ‚Berlins sittliche und sociale Zustände, nach Berliner Berichten dargestellt‘ (Freiburg, Herder, 1872).

Angesichts der traurigen Entwicklung, welche die Verhältnisse in Deutschland nahmen, gereichte es Janssen zum wahren Troste, Zeuge zu sein, ‚wie groß die Kirche in ihrer Einheit mitten unter den inneren und äußeren Verfolgungen dastand. Ich für meinen Theil‘, schrieb er im Juni 1872, ‚habe noch nie so gläubig und hoffnungsfreudig in die Zukunft gesehen wie jetzt — denn eine solche Einheit zwischen Papst und Bischöfen, Clerus und Volk war, soweit ich die Kirchengeschichte kenne, noch nie (selbst in den größten Zeiten des Mittelalters nicht) vorhanden. Das kirchliche Leben hebt sich im Volke sogar hier in Frankfurt, der Besuch der heiligen Sacramente durch die Männer nimmt zu. So am Rhein, in Westfalen, in Schlesien u. s. w.‘ Auch Janssen hat sein Verdienst an der Entfaltung des katholischen Lebens jener bewegten Tage; weder zum Volksredner noch zum Parlamentarier berufen, suchte er am Studirpulte ausharrend die Sache der Kirche zu unterstützen.

indem er sich eifrig an der Hebung und Förderung der katholischen Presse betheiligte. Er hielt dies Angesichts des Kampfes gegen die Freiheit der Kirche in Deutschland für ‚pflichtverbindend‘.

Bei der Vielseitigkeit Janssen's kann es nicht überraschen, daß neben dem kirchenpolitischen Streite auch noch andere Dinge sein Interesse wieder von der deutschen Geschichte abzulenken drohten. So gab er im Winter 1872—1873 Anleitung zur Abfassung einer deutschen Biographie des berühmten Kanzelredners Lacordaire. Freund Herder aber mahnte dringend von solchen Nebenarbeiten ab. ‚Bleibe Deinem Vorsatze schon getreu,‘ schrieb er am 15. Januar 1873, ‚und lasse Dich durch Nichts mehr, auch nicht durch einen Lacordaire, daran unterbrechen.‘ Derselben Ansicht verliehen Wilhelm Junkmann und August Reichensperger Ausdruck. Janssen schenkte diesen Freunden willig Gehör und widmete fortan seine volle und beste Kraft der deutschen Geschichte.

Der Plan im Einzelnen war damals noch durchaus nicht festgestellt, so wenig, daß Herder am 27. Februar 1873 schreiben konnte: ‚Wie früher, stimme ich noch immer dafür, daß die Zeit von der Kirchentrennung bis zum dreißigjährigen Kriege in einem Bande zu liefern.‘ Janssen war zu jener Zeit auch noch darüber im Unklaren, ob er eine ganz populäre Arbeit ohne Anmerkungen, oder ein zwischen gelehrter und populärer Darstellung die edle Mitte haltendes Werk liefern solle. Daß er schließlich Letzteres wählte, daran glaubt der Schreiber dieses sich ein kleines Verdienst beimessen zu dürfen.

Bezüglich der Berücksichtigung der Culturgeschichte führte Janssen schon seit Herbst 1870 eine äußerst fruchtreiche Correspondenz mit August Reichensperger. ‚Die deutsche Geschichte anlangend,‘ schrieb Letzterer am 29. November 1870, ‚würde ich an Ihrer Stelle besonders den culturgeschichtlichen Theil in's Auge fassen und dabei ganz besonders Gewicht auf das Eindringen des römischen Rechtes und der wälschen Kunst in's Germanenthum legen, da Beides — Letzteres ganz und gar — von den bisherigen Historiographen meines Wissens gänzlich außer Acht gelassen worden ist.‘ Bei wiederholten persönlichen Zusammenkünften besprachen die beiden Freunde namentlich die Darstellung der Kunst-Abschnitte, bei welchen Reichensperger's Einfluß ganz unverkennbar ist.

Ein noch größeres Verdienst erwarb sich Reichensperger, indem er Janssen zu einer Sammlung seiner in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze veranlaßte. Seit dem Jahre 1871 drang er unermüdlich in den Freund, diese Arbeit in Angriff zu nehmen. ‚Ich lasse Sie damit nicht eher in Ruhe,‘ schrieb er Ende October 1873, ‚bis Sie mir melden, daß der Druck begonnen hat.‘ Es verging aber noch einige Zeit, bis Reichensperger die Sammlung, welche er im vollsten Sinne des Wortes als ‚sein Pathenkind‘

bezeichnen konnte, zu Gesicht bekam. Janssen war damals noch zu sehr in seine archivalischen Studien für die deutsche Geschichte vertieft, als daß er die Bitte des Freundes hätte erfüllen können. Mit wahrem Jubel begrüßte Reichensperger endlich die vom 27. Januar 1875 datirte Meldung: ,Das Buch ist fertig, der Contract abgeschlossen, in nächster Woche beginnt der Druck. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie so oft mich ermahnt, die Arbeit zu machen; Sie sind der eigentliche Vater derselben, und ich frage nunmehr auch ganz ergebenst an, ob ich Ihnen das Buch dediciren darf. Es würde mir das eine große Freude sein. Als Titel habe ich gewählt: „Zeit- und Lebensbilder". Der erste Band soll folgende 12 Aufsätze enthalten: 1. Eine deutsche Culturdame und ihre Freunde (Schlegel, Schleiermacher, Schelling u. s. w.). 2. Alexander von Humboldt im Verkehr mit seinen Freunden. 3. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgang dargestellt. 4. Selbstbekenntnisse aus dem Leben und den Briefen des Fürsten Pückler-Muskau. 5. Aus Karl Ritter's Leben und Briefen. 6. Ein russisches Dichterleben. 7. Erinnerungen an einen deutschen Kapuziner. 8. Politische und kirchliche Anschauungen der preußischen Diplomaten Nagler und Rochow. 9. Friedrich Christoph Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. 10. Freiherr von Bunsen und sein Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. 11. Friedrich Wilhelm's IV. politische und religiöse Gesichtspunkte. 12. Gervinus über Deutschland und seine Zukunft. — Ich war sehr erkältet und laborire noch ein Bischen, aber ich habe mir durch starkes Arbeiten zu helfen gesucht. Nur wenige Aufsätze erscheinen unverändert. Die meisten sind erweitert, zum Theil völlig umgearbeitet, mehrere neu. Sie sind hoffentlich zufrieden mit ihrem Schützling, der nun wieder an die deutsche Geschichte geht.'

Der Erfolg der ,Zeit- und Lebensbilder'[1] bewies, daß Reichensperger's unaufhörliches Drängen sehr berechtigt gewesen war. Allgemein bewunderte man die ungemeine Belesenheit des Verfassers, die Anmuth seiner Darstellung, die plastische Abrundung aller Einzelheiten, die meisterhafte Charakterzeichnung. Durchweg nach ihren eigenen Aufzeichnungen und Briefen geschildert, ziehen vor dem geistigen Auge des Lesers die Götzen des falschen Liberalismus und der glaubenslosen Cultur vorüber; sie alle illustriren die Wahrheit des als Motto vorangestellten Ausspruches von Goethe: ,Die Charaktere, die man wahrhaft hochhalten kann, sind seltener geworden. Wahrhaft hochachten kann man nur das, was sich nicht selbst sucht . . . Ich muß gestehen, selbstlose Charaktere dieser Art in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes, religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen un-

[1] Freiburg, Herder, 1875. gr. 8°. XXI u. 522 S.

wandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhängig von der Zeit, ihrem Geiste, ihrer Wissenschaft.'

In den Charakterbildern der ‚Culturdame' Caroline, geborene Michaelis, verehelichte Böhmer, verehelichte Schlegel, geschiedene Schlegel, verehelichte Schelling, und des Fürsten Pückler-Muskau zeigt Janssen, zu welchem Abgrund sittlicher Verworfenheit die antichristliche Cultur führt[1]. Wohlthuend wirkt nach dieser mehrfach peinlichen Lectüre die Schilderung des edeln, gläubig protestantischen Geographen Karl Ritter, des idealen russischen Dichters Joukoffsky und des eben so treu katholischen wie ächt deutschen Kapuziners Franz Borgias. Das mit warmer Liebe gezeichnete Bild dieses Freundes der Armen und Soldaten ist, was Inhalt und Darstellung anbelangt, wohl die Perle des Ganzen: der schlichte bayerische Ordensmann bildet gleichsam die goldene Mitte der ‚Zeit- und Lebensbilder'. ‚Mag es Janssen beabsichtigt haben oder nicht,' sagte mir einmal mein unvergeßlicher Freund, Domdecan Heinrich, ‚es liegt ein tiefer historischer Humor und etwas Künstlerisches darin, daß er neben den Großen der modernen, so rasch verwelkenden Cultur ein solches Bild alter und nie veraltender katholischer Natur hinstellt.'

Mit dem Gesagten ist die Bedeutung der ‚Zeit- und Lebensbilder' keineswegs erschöpft, denn neben dem apologetischen Moment kommt in denselben auch das Zeitgeschichtliche überall zur Geltung. Die Aufsätze über die preußischen Diplomaten Nagler, Rochow und Bunsen, die Historiker Dahlmann und Gervinus, über die politischen und religiösen Gesichtspunkte König Friedrich Wilhelm's IV. gewähren tiefe Einblicke in die politische Geschichte unserer Zeit, deren Gefahren der Verfasser am Schlusse seines Werkes mit folgenden Worten schildert: ‚Zu gleicher Zeit wird die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten immer mehr losgelöst von Christenthum und Kirche: Millionen von Deutschen werden in ihren heiligsten Gefühlen verletzt und als Reichsfeinde verschrieen und verfolgt; alle Grundsäulen des sittlichen Lebens wanken; der ganze Bestand der Gesellschaft ist bedroht. Man will das tausendjährige christlich-kirchliche Erbgut Deutschlands ersetzen durch eine bloß humanitische Cultur. Frankreich besaß vor hundert Jahren eine solche Cultur ohne Christenthum, aber sie wurde unter grauenhaften Leiden des Volkes ertränkt im Blutbade der großen Revolution. Gott schütze Deutschland!'

Die Art und Weise, wie Janssen die Koryphäen der antichristlichen Bildung schilderte, rief naturgemäß mannigfache Angriffe hervor; doch ward ihm auch die Genugthuung, daß ehrlich denkende Protestanten seine Arbeit unumwunden anerkannten. ‚Janssen urtheilt oft meisterlich,' schrieb der Berliner

[1] In der dritten 1879 erschienenen Auflage wurden die grauenhaften Selbstbekenntnisse Pückler-Muskau's weggelassen und die Aufsätze über die Culturdame und Schopenhauer wesentlich umgearbeitet.

Kreuzzeitung (1875, Nr. 300, Beilage), ‚die Originale seiner Zeit- und Lebensbilder selbst reden zu lassen und mit christlichem Freimuthe sein Urtheil über das oft höchst anstößige Thun und Treiben solcher Berühmtheiten, die zu Tagesgötzen geworden sind, in die frisch geschriebenen und knapp gehaltenen Mittheilungen einfließen zu lassen. Aus Langeweile wird kein Leser das Buch aus der Hand legen. Gegen die im Glauben stehenden evangelischen Christen wird der Verfasser nirgends verletzend.‘

Die Gütersloher Zeitschrift ‚Beweis des Glaubens‘ (1876, Nr. 3) lobte den ‚richtigen historischen Tact‘, mit welchem Janssen seine Quellen benutzt, und stimmte ihm darin bei, daß es gerade in unserer Zeit von Tag zu Tag nothwendiger werde, die sittlichen Zustände jener modernen Cultur, die sich an Stelle des Christenthums setzen möchte, klar an's Licht zu stellen.

Durch die Veröffentlichung der zur Freude Reichensperger's ‚salonfähig‘ ausgestatteten ‚Zeit- und Lebensbilder‘ wurde Janssen in Kreisen bekannt, die ihm bis dahin gänzlich verschlossen geblieben waren. Wie wichtig dies war, hat er erst später ganz erkannt, dann aber auch wiederholt betont, daß die Lebensbilder recht eigentlich seiner deutschen Geschichte den Weg in die weitesten Kreise bereitet haben.

VIII. Aufenthalt in Berlin. Erster Band der deutschen Geschichte. Leben Stolberg's. 1875—1878.

Während die in den ‚Zeit- und Lebensbildern' niedergelegten Beiträge zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts die literarische Welt beschäftigten, war der geistvolle Verfasser derselben in jene Periode unserer vaterländischen Geschichte vertieft, welche der Glaubensspaltung vorhergeht. Je mehr Janssen hier in die ursprünglichen Quellen eindrang, desto mehr überzeugte er sich, mit welchem Rechte Böhmer vor zwei Jahrzehnten die bisherigen Darstellungen eine Farce nennen konnte. Beim Fortschritt seiner Studien kam er zu der Erkenntniß, daß das fünfzehnte Jahrhundert ‚eines der am wenigsten gekannten Zeitalter der Geschichte sei'. Mit einem erstaunlichen Eifer bemühte er sich, vor Allem in die geistigen Zustände jenes Zeitabschnittes einzudringen. Hier war eine Zusammenfassung des weit zerstreuten Materials, mehr aber noch eine gründliche Revision der bisherigen Darstellungen dringend geboten. ‚Mit der mangelhaften Kenntniß gingen die abgeschmacktesten Vorurtheile Hand in Hand. Trotz aller fleißigen Detailforschungen war die vulgäre Beurtheilung des fünfzehnten Jahrhunderts so ziemlich die alte geblieben. Auch Mildergesinnte jammerten nicht nur mit Recht über die politische Misere unseres Vaterlandes, sondern machten sich auch von dem geistigen Leben sehr bescheidene Vorstellungen. Hartnäckig behauptete sich der Mythus von dem religiös, sittlich und intellectuell verkommenen deutschen Volke, in welchem nur ein Dutzend „Vorläufer der Reformation" die Stimme des Rufenden in der Wüste erschallen lassen, von der Burg der Finsterniß, in welche der Humanismus Bresche legte, um Luther's triumphirenden Einzug. Wie wenig hatte z. B. die im bekannten Lapidarstil geschriebene Einleitung zu Ranke's Reformationsgeschichte gethan (ich nenne gerade dieses Buch, weil es bisher leider vorzugsweise jüngere Historiker in den „Geist der Reformation" einzuführen pflegt), um diese Irrthümer zu beseitigen! Da war eine Reaction nöthig, und selbst wenn dieselbe, wie es nun allerdings der Fall zu sein scheint, etwas über das Richtige hinausgehen sollte, so ist das im Vergleich zu den bisherigen Albernheiten ein kleines Uebel.' Also Dr. Carbonius in einer Besprechung der ‚Geschichte des deutschen Volkes', auf die wir noch zurückkommen.

Kein Opfer an Zeit und Mühe ward von Janssen während dieser Vorarbeiten gescheut, um aus den entferntesten Schlupfwinkeln der Archive und Bibliotheken bisher unbeachtetes Material herbeizubringen. ‚Die deutsche Geschichte‘, schrieb er am 3. Januar 1874 an Herder, ‚nimmt mich ganz in Anspruch und beschäftigt mich Tag und Nacht. Ich war nie im Leben von einer Arbeit so tief ergriffen wie jetzt.‘ Da Janssen das gesammte Leben des Volkes in den Kreis seiner Studien zog, mußte er sich ‚mit großer Mühe in ganz fremde Gegenstände hineinarbeiten‘. Oft klagte er auch in seinen Briefen über die Schwierigkeit, daß ‚Alles steinchenweise zusammengesucht werden müßte‘. Ohne Rücksicht auf seine stets schwankende Gesundheit muthete er sich damals die äußersten Anstrengungen zu. Jede andere geistige Beschäftigung wurde eine Zeitlang aufgegeben, kaum noch die in jener bewegten Epoche doppelt interessanten Tagesblätter gelesen. Unvergeßlich ist dem Schreiber dieser Blätter der Eindruck, als er ihm freudestrahlend am 19. Mai 1874 das erste Capitel seines Werkes vorlas. Auf meine Bemerkung: ‚Da öffnet sich ja eine neue Welt‘, erwiederte er, bei der Ausarbeitung habe er denselben Eindruck gehabt.

Je weniger die gewonnenen Resultate den landläufigen Ansichten über das vielfach so verrufene fünfzehnte Jahrhundert entsprachen, desto eifriger war Janssen's Bemühen, Alles möglichst sicher zu stellen und nur die Quellen sprechen zu lassen. Völlig und ganz aller Schwierigkeiten sich bewußt war er an die Arbeit gegangen. Mit eisernem Fleiße blieb er bei derselben. Alle seine Freunde und Bekannten wurden in Bewegung gesetzt; seine Briefe aus jener Zeit, namentlich diejenigen an August Reichensperger, Wilhelm Hohoff, Hugo Lämmer, Alexander Kaufmann, Constantin von Höfler, Onno Klopp, Franz Falk, später Alexander Baumgartner, Dr. Pieper, Dr. Bäumker, Dr. Niemöller (†), Dr. Braunsberger, Dr. Duhr, Dr. Gottlob, W. E. Schwarz und Andere, enthalten fast nichts als Anfragen; jeden, auch den kleinsten Baustein wußte Janssen mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu verwerthen. Infolge der Ueberanstrengung verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand. Unter diesen Umständen kann man es nur als eine glückliche Fügung bezeichnen, daß er den Antrag annahm, an Stelle seines am 11. Februar 1875 verstorbenen Freundes Karl Friedrich von Savigny den Wahlkreis Montjoie-Schleiden-Malmedy im preußischen Abgeordnetenhause zu vertreten. Einige der Janssen am nächsten Stehenden, namentlich Professor Kaulen und Benjamin Herder, waren mit diesem Entschlusse nicht einverstanden. ‚Ich weiß, wie treu ihr Beide es mit mir meint,‘ antwortete er am 12. April 1875, ‚und daß die Abmahnungen wegen Berlin aus bester Absicht kommen: sie wären auch begründet, wenn ich mich etwa aus meinen Geschichtsstudien in's parlamentarische Leben stürzen und in der politischen Arena eine Rolle zu spielen suchen

wollte. Habt nur keine Besorgniß; die Mutter vom guten Rath ist lang angegangen worden, um mir in dieser Sache das Richtige einzugeben, und ich glaube, ich habe ihre Stimme, auf die ich in allen Lebensverhältnissen seit Jahren gelauscht, auch in diesem Falle nicht unrichtig verstanden. Wie Du, so suche auch ich durch neue Eindrücke meine Anschauungen zu bereichern. Nur habe ich es in meinem hiesigen geistig öden Leben mehr nöthig wie Du.'

Ueber den Aufenthalt Janssen's in Berlin in den Jahren 1875 und 1876 liegen hochinteressante Tagebücher vor, welche in der größern Biographie benutzt werden sollen; hier können aus räumlichen Gründen nur einige seiner Briefe zur Verwerthung kommen. Die Eindrücke, welche sich in denselben wiederspiegeln, sind sehr gemischter Natur. ,Der ganze kleine Rest von Respect, den ich noch vor acht Tagen vor dem Constitutionalismus hatte,' schrieb er am 2. Mai 1875 an Familie Fronmüller, ,ist schon gänzlich verschwunden — in dieser Beziehung kann ich hier nichts mehr lernen. Aber ich versichere Sie, der ganze Aufenthalt ist höchst interessant und belehrend für mich, und ich bin wirklich froh darüber, daß ich den Entschluß gefaßt, das Mandat anzunehmen. Der Verkehr mit den bedeutenden Männern des Centrums ist äußerst instructiv, und ich glaube, auch für die Behandlung der deutschen Geschichte wird der Aufenthalt nicht ohne wesentlichen Nutzen sein.'

Außer dem Respect vor dem constitutionellen System verschwand in Berlin ,auch der letzte Rest von Furcht vor den Culturkämpfern', von welchen Janssen ,wenigstens etwas weniger Pöbelhaftigkeit im äußern Benehmen erwartet hätte' (Brief an Frau E. Herder vom 8. Juni 1875). Es war ihm hochinteressant, alle diese Verhältnisse einmal ,in nächster Nähe kennen zu lernen; aber von dem Stoff, aus welchem man Parlamentarier bildet', fühlte er nichts ,in sich', und er war ,darüber gar nicht unglücklich' (Brief an O. Klopp vom 22. März 1876).

,In den frühen Morgenstunden' war Janssen regelmäßig mit seiner deutschen Geschichte beschäftigt, der Abend war dem geselligen Verkehr mit den Centrumsmitgliedern und einigen befreundeten Familien (namentlich Ministerialdirector Lemmer und den Geheimräthen von Wangenheim und Linhoff) gewidmet. ,Mit lebhaftestem Danke gegen Gott für alles ihm während seines Aufenthaltes in Berlin zu Theil gewordene Gute und Belehrende' reiste er nach Schluß des Landtages am 15. Juni 1875 mit Pfarrer Ibach über Halle nach Eisenach und besuchte von dort aus die Wartburg. ,Das war ein unvergeßlicher Nachmittag: Alles, Natur, Kunst und die Bekanntschaft des äußerst freundlichen und gefälligen Schloßcommandanten von Arnswald, kam uns zu gute. Wir betrachteten den Weg wie eine Pilgerfahrt zur hl. Elisabeth, wandelten zum Theil noch auf denselben Wegen, die diese so oft betreten.' In das Album des Schloßcommandanten schrieb Janssen:

'Nur treu, wer frei.
Immer heiter, Gott hilft weiter!'

Nach Frankfurt zurückgekehrt, nahm Janssen sofort seinen Geschichtsunterricht am Gymnasium wieder auf, gebrauchte in den Juliferien eine Kaltwassercur in Königstein und 'ging dann mit Gottes Hülfe wieder an die deutsche Geschichte'. Mit unendlicher Sorgfalt wurde jetzt namentlich die stilistische Ausfeilung betrieben. Leider strengte der mit seiner Arbeit nie Zufriedene sich wieder allzu sehr an. Ein Handübel, an dem er schon im vorhergegangenen Jahre gelitten, stellte sich auf's Neue ein, so daß er 'kaum einen ordentlichen Brief zu schreiben vermochte'.

In der 'Octave der heiligen unbefleckten Empfängniß' 1875 konnte Janssen endlich einen großen Theil von dem Manuscript der ersten Abtheilung seiner deutschen Geschichte nach Freiburg senden. Der Druck wurde sofort begonnen, und im Mai 1876 lag der erste Halbband vor, der innerhalb weniger Monate vier Auflagen erlebte. Für die Vervollkommnung desselben war der Verfasser unermüdlich thätig; er bat mich wiederholt, 'auf jeden einzelnen Bogen ganz genau Verbesserungen und neue Erscheinungen aufzunotiren'.

Wie angestrengt Janssen, der sich damals wieder in Berlin befand, arbeitete, zeigt sein Tagebuch. 'Vom 4. bis 31. März', heißt es hier, 'keine Zeit gefunden zu weiteren Aufzeichnungen, da ich während dieser Zeit nicht bloß die deutsche Geschichte zu corrigiren hatte, sondern auch die mehrfach umgearbeitete Auflage der „Zeit- und Lebensbilder", von der durchschnittlich wöchentlich neun Bogen Correctur ankamen. Außerdem verlangte Herder sofort eine zweite Auflage der deutschen Geschichte, für die ich mehrere Bücher noch durchzuarbeiten hatte.'

Die Ende Mai 1876 ausgegebene erste Abtheilung des ersten Bandes der 'Geschichte des deutschen Volkes'[1] ist der Darstellung von 'Deutschlands geistigen Zuständen beim Ausgange des Mittelalters' gewidmet; sie ist für sich allein ein hochbedeutendes und durchaus eigenartiges Werk. In letzterer Hinsicht ist schon der Gesammttitel 'Geschichte des deutschen Volkes' beachtenswerth. Während die Mehrzahl der deutschen Historiker bisher vorwiegend den sogenannten Haupt- und Staatsactionen, den Kriegen, Schlachten und diplomatischen Verhandlungen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, faßt Janssen das gesammte Leben des Volkes in's Auge: er dringt ein in das Heiligthum seines Denkens und Fühlens. 'War ich von Anfang an entschlossen,' so sagt er in der Vorrede, 'das Culturgeschichtliche viel mehr, als in den bisherigen allgemeinen Darstellungen geschehen, hervortreten zu lassen, so trat mir das Bedeu-

[1] Freiburg, Herder, 1876. gr. 8°. XVI u. 264 S.

muß einer solchen Behandlung ganz besonders für die Zeit des ausgehenden Mittelalters entgegen. Wir besitzen für diese Periode in Bezug auf das geistige und wirthschaftliche Leben des Volkes eine große Anzahl trefflicher, meistentheils von gründlichen und unparteiischen protestantischen Forschern verfaßter Abhandlungen und Monographien, aber noch nicht eine einzige die Gegenstände zusammenfassende Arbeit. Eine solche schien mir aber zur richtigen und unbefangenen Würdigung jener Periode deutschen Lebens unumgänglich nothwendig. Ich suchte deshalb die Ergebnisse der Einzelschriften über Volksunterricht und religiöse Unterweisung des Volkes, über Wissenschaft und Kunst, über die Verhältnisse der Landwirthschaft, der Gewerbe, des Handels und der Capitalwirthschaft zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, und dieses, nach Möglichkeit durch eigenes Quellenstudium, vornehmlich durch Benützung mancher bisher ungedruckter oder, wenn gedruckt, unbeachtet gebliebener Quellen zu vervollständigen.'

Die Absicht, eine Culturgeschichte in diesem weiten Sinne des Wortes zu schreiben, erklärt es, daß, allerdings etwas unvermittelt, ein Fürst im Reiche der Geister, der edle Cardinal Nicolaus von Cusa, die Darstellung eröffnet. In kurzen Worten charakterisirt Janssen den großen Sohn des kleinen Moseldörfchens Cues als kirchlichen Reformator, Neubegründer der theologisch-philosophischen, der mathematisch-physikalischen und der classischen Studien'. Die Darstellung geht dann zu einem Ereigniß über, das für die Geschichte der Menschheit weit wichtiger war als die glänzendsten Waffenthaten oder größten Staatsactionen: zur Erfindung des Bücherdruckes. In begeisterten Worten hebt Janssen am Schluße der Einleitung die stärksten und eigenthümlichsten Charakterzüge des Zeitalters hervor, welches sich von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Auftreten des kirchenfeindlichen jungdeutschen Humanismus erstreckt. ‚Es war eines der gedankenreichsten und fruchtbarsten Zeitalter deutscher Geschichte; auf dem religiös-sittlichen, auf dem staatlichen und auf dem wissenschaftlich-künstlerischen Gebiete das eigentliche Zeitalter deutscher Reformation. Fast unerschöpflich schien der Reichthum an großen, edeln, scharf markirten Persönlichkeiten, die aus ihren Schulstuben und Hospitälern und ihren stillen Werkstätten der Gelehrsamkeit und Kunst den Umschwung des geistigen Lebens herbeiführten. Bei ihnen allen war die Gottesfurcht der Anfang der Weisheit. Als demüthig gläubige Christen waren sie zugleich tiefe, feste Männer, gemüthstief und charakterstark, hochsinnig und unerschrocken.'

‚Die wunderbare Entfaltung des geistigen Lebens' jener Zeit auf dem Gebiete des ‚Volksunterrichtes und der Wissenschaft' wird im ersten Buche geschildert; die Darstellung geht aus von der Erfindung des Bücherdruckes, zeigt, wie Deutschland in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit geistigen Werkstätten übersäet war, wie Deutsche ‚die wundersame Kunst'

durch ganz Europa verbreiteten. Das bekannte Wort, daß Luther die Bibel unter der Bank hervorgezogen, wird durch die Thatsache gekennzeichnet, daß die Vulgata bis zum Jahre 1500 beinahe hundertmal aufgelegt und mindestens fünfzehn vollständige Bibeln in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart vor der Kirchentrennung erschienen waren. In ähnlicher Weise werden in dem folgenden Abschnitt über die niederen Schulen und die religiöse Unterweisung des Volkes die herkömmlichen Anschauungen von der deutschen Barbarei und Volksverdummung gründlich umgestoßen. Eine Fülle von wohlbelegten Thatsachen zeigt, wie im Gegentheil von kirchlicher Seite der Volksunterricht eifrigste Pflege fand, wie in Stadt und Land niedere Schulen gestiftet oder die vorhandenen verbessert wurden, wie die ganze Erziehung ihre feste Grundlage im christlichen Hause hatte. Hier wie überall bekundet der Verfasser eine geradezu staunenswerthe Kenntniß der weit zerstreuten Literatur. Dies colossale Material ist mit einer Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit verarbeitet, die nur durch die Durchsichtigkeit der Anordnung und Feinheit der geistigen Auffassung übertroffen werden. Wahre Perlen culturhistorischer Darstellung sind die Abschnitte über die religiöse Unterweisung des Volkes durch Predigt, katechetische Schriften, Beicht-, Gebet- und Erbauungsbücher, ‚in welchen allen sich die reine, ächte, unverfälschte Heilslehre findet'.

In Verbindung mit der Schilderung der gelehrten Mittelschulen kommt dann der ältere deutsche Humanismus zur Darstellung. Janssen's Meisterschaft der biographischen Charakteristik bewährt sich hier glänzend. Rudolf Agricola, Jacob Wimpheling und die hochgebildeten Frauen jener Zeit werden in leuchtenden Farben gezeichnet. Im Anschluß hieran führt der Verfasser den Leser in das frische geistige Leben ein, welches an den von der Kirche mächtig geförderten Universitäten und anderen hervorragenden Culturstätten, wie Nürnberg und Straßburg, zu hoher Blüte gelangt war. Erst hier tritt uns Kaiser Maximilian entgegen, und zwar als Förderer deutscher Wissenschaft und Kunst. Ganz vortrefflich leitet dies über zum zweiten Buch: ‚Kunst und Volksleben'.

Ganz im Geiste Böhmer's und Reichensperger's läßt sich der Verfasser hier von dem Grundsatze leiten, daß ‚deutlicher und eindringlicher noch, als aus den geschriebenen Quellen, das Herz und der Geist, die Arbeit und die Ausdauer eines Volkes aus seinen Kunstwerken spricht'. Für das deutsche Volk muß nach der gewiß richtigen Ansicht Janssen's ‚in der Zeit des ausgehenden Mittelalters die Kunst eine um so größere Berücksichtigung finden, weil es während derselben mehr als während irgend einer frühern oder spätern den Kern und das Mark seines Lebens in seine Kunstwerke niederlegte'. Die Werke, in Kraft, Einfalt und Schönheit die Wunder aller Jahrhunderte, sind die höchsten Merkmale der damaligen deutschen Geschichte, die Gradmesser der

sittlichen Höhe des Volkes, die edelsten Kundgebungen seiner glaubenskräftigen und patriotischen Gesinnung. Sie liefern den unumstößlichen Beweis, daß die Kirche, hier wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, noch alle Geister beherrschte und, weit entfernt, den Flug des Geistes zu hemmen, Kraft und Mittel zu den idealsten Schöpfungen darbot. Aus den innigen Wechselbeziehungen zwischen ihr und ihren einzelnen Gliedern erwuchs jenes freudige Glaubensleben, jene Verklärung der irdischen Erscheinungen, jene demüthige selbstlose Hingabe an höhere Zwecke, die man als die eigentlichen Quellen der damaligen Kunst betrachten kann'.

Von der Architektur als dem Mittelpunkte des gesammten Kunstlebens ausgehend, werden Bildnerei, Malerei, Holzschnitt und Kupferstich mit einer Gründlichkeit behandelt, wie sie manche Fachwerke nicht aufzuweisen haben. Der Reichthum des Details wirkt fast verwirrend; aber, bemerkt ein nicht leicht zufrieden gestellter Kritiker, ‚die üppige Fülle des Einzelnen ist auch hier wieder von Meisterhand geformt. In feinen Uebergängen rollt die Darstellung übersichtlich und anmuthig weiter, wie selbstverständlich schließt sich Eins an das Andere, und nur der reflectirende Leser vermag sich eine Vorstellung zu bilden, welche unendliche Mühe die Stoffvertheilung und Verbindung der einzelnen Glieder gekostet haben muß' (Dr. Cardauns in der Köln. Volkszeitung 1876, Nr. 104, III).

Ein ganz einziges Capitel voll der treffendsten Beobachtungen zeigt uns ‚das Volksleben im Lichte der bildenden Kunst', während ein anderes die Blüte der Musik schildert. Naturgemäß schließt sich hieran die Charakteristik des Volksliedes, des geistlichen und Kirchenliedes und des geistlichen Schauspieles. Die ganze Darstellung ist hier mit köstlichen Proben belegt, wie denn überhaupt die Quellen möglichst redend eingeführt werden.

Auch die beiden Schlußcapitel ‚Zeit- und Sittengedichte', ‚Die Kunst der Prosa und die weltliche Volkslectüre' erhalten durch zahlreich eingestreute Originalproben einen ganz unwiderstehlichen Reiz. ‚Beim Beginn des sechzehnten Jahrhunderts', so schließt der Verfasser, ‚standen in Deutschland alle Wissenschaften und Künste in reichster Blüte: das deutsche Volk, dessen Sprache bereits neben der lateinischen unter allen am meisten verbreitet war, reifte heran zur geistigen Vorherrschaft in Europa.'

So gestaltete sich diese erste Abtheilung der ‚Geschichte des deutschen Volkes' zu einer glänzenden Ehrenrettung des viel verlästerten, wenig gekannten fünfzehnten Jahrhunderts. ‚Daß eine solche', bemerkt Dr. Cardauns, ‚leicht über die feine Linie objectiver Darstellung hinausgeht, daß der Widerspruch gegen alte Vorurtheile ganz von selbst auch ohne eigentliche Tendenz dazu führt, das wenig bekannte Gute in besonders kräftigen Zügen hervortreten zu lassen, das ist ebenso bekannt wie leicht erklärlich.' Eine gewisse Breit-

tigung dieser Ausstellung hat Janssen selbst anerkannt, indem er bei späteren Auflagen Manches änderte, was in zu lichten Farben gemalt war; ebenso hat er den Eingang zu seiner Arbeit umgestaltet, indem er nicht mehr von Cardinal Nicolaus von Cusa, sondern von der Erfindung des Bücherdruckes ausging. An der Bedeutung des Cusaners aber hält er noch in der letzten, fünfzehnten Auflage fest. Kann man ihm in diesem Punkte wie auch sonst in manchen Einzelheiten nicht unbedingt beistimmen, so bleibt doch das Gesammturtheil davon unberührt: die erste Abtheilung der deutschen Geschichte, welche tiefe Forschung mit feinsinniger und doch stets populärer Darstellung in ganz einziger Weise verbindet, ist eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, eine Leistung würdig Böhmer's, dem sie gewidmet ist.

An Anerkennung von Freund und Feind fehlte es nicht; das deutsche Volk aber erkannte sofort, daß hier sein Geschichtschreiber aufgetreten sei. Noch war kein halbes Jahr verflossen, und das Buch hatte einen wahren Siegeslauf durch ganz Deutschland gemacht. Den Katholiken gereichte diese Geistesthat eines ihrer Glaubensgenossen in schwerer Stunde zum Trost und zur Erhebung: es war das rechte Buch zur rechten Zeit. Größer noch war auf protestantischer Seite das Interesse und Aufsehen; der Absatz des ganzen Werkes im protestantischen Deutschland dürfte den im katholischen um ein Beträchtliches übersteigen. Das war eine Erscheinung ganz ungewöhnlicher Art. Der Spruch: ‚Katholische Bücher liest man nicht‘ (catholica non leguntur), hatte bisher mehr oder minder noch immer bei den Protestanten Geltung gehabt. Nun war dieser Bann gebrochen. Die feurige Liebe und Begeisterung für die Größe der deutschen Nation, ein Motiv, das sich wohlthuend durch den ganzen ersten Band zieht, hatte nicht zum wenigsten Antheil an dem fast beispiellosen literarischen Erfolg der ‚Geschichte des deutschen Volkes‘, welche klar und deutlich bewies, was es mit der ‚Vaterlandslosigkeit der Ultramontanen‘ auf sich hatte. Wie das Urtheil der angesehensten protestantischen Gelehrten damals über Janssen lautete, zeigt am besten eine verbürgte Aeußerung von Georg Waitz: ‚Janssen ist der erste jetzt lebende deutsche Historiker‘ — und damals lebte noch Ranke! (S. Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für 1891, S. 22.)

‚Hier ist wieder einmal eine That des Katholicismus‘, schrieb die nichtkatholische Deutsche Reichspost (1877, Nr. 286) bei Besprechung des Janssenschen Werkes. ‚Wie hohe Wellen auch Möhler's Symbolik einst über dem todten Meere der deutschen Gelehrsamkeit erregte, ebenso hohe erregt nun dies Buch, und vielleicht in noch weitere Kreise fortschreitende. Tiefe Gelehrsamkeit, eminenter Ueberblick über die meisten wissenschaftlichen Gebiete, reichliche, treffliche Combinationen finden wir gepaart mit besonderen Autoreigenschaften, einem ungewöhnlichen Talente geschickter Uebergänge, einem kräftigen Stil. Keine Polemik im Buche. Ein religiös-idealer und patriotischer Grundton zieht stark

und warm durch das Ganze.' Auch in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' (1877, Nr. 1) wurde das von Janssen entrollte Bild als ‚farbenreich und lebensvoll' anerkannt, mit dem weitern Geständniß, daß ‚der Verfasser in ungewöhnlichem Maße die gesammte, weit zerstreute, einschlagende Literatur' beherrsche. ‚Der literarische Verkehr' (1877, Nr. 3) bewunderte den ‚stattlichen wissenschaftlichen Apparat' und die übersichtliche Gruppirung, der ‚Beweis des Glaubens' in Gütersloh (1877, 1. Heft) die ‚sichere Gründlichkeit' des Verfassers in Beherrschung des umfangreichen Stoffes, die ‚genaue Kenntniß von Land und Leuten, die sorgfältige Sammlung und umsichtige Verwerthung alles erreichbaren Quellenmaterials, die zutreffende Charakterisirung der vorkommenden historischen Persönlichkeiten, die vielsagende Knappheit und treue Anschaulichkeit' der Darstellung. In der ‚Allgemeinen Zeitung' erkannte Ludwig Geiger die ‚Wissenschaftlichkeit' des Werkes ‚voll und unbedingt an' (1876, Nr. 347, Beilage).

In Berlin bekam Janssen von nichts weniger als katholikenfreundlichen Abgeordneten Worte der Anerkennung zu hören. ‚Einen mir ganz unbekannten Collegen (auch ich war ihm unbekannt, d. h. er wußte nicht, daß ich der Verfasser sei)', berichtet Janssen am 22. Mai 1876 von Berlin aus an Familie Frommüller, ‚fand ich im Lesezimmer bei der Lectüre des Buches; er meinte, es sei wichtiger als alle Reden des Centrums. Gott der Herr kräftige und stärke mich, und mache mich würdig, zu Seiner heiligen Ehre das Werk weiterzuführen.'

Nach Schluß des Landtages gönnte sich Janssen zunächst noch keine Ruhe; er begab sich vielmehr direct von Berlin nach Luzern, um am dortigen Archiv für seine Geschichte zu arbeiten. Mit seinem Freunde Lutolf besuchte er auch das Archiv zu Zürich und kehrte dann über Basel und Straßburg nach Frankfurt zurück. Jetzt endlich ließ er sich in Königstein einige Erholung zu Theil werden[1]. Während dieser Zeit trat die Frage an ihn heran, ob er ein neues Mandat für den preußischen Landtag annehmen solle. Er entschloß sich nach schwerem Kampfe, darauf zu verzichten. Bestimmend war in dieser Hinsicht zunächst die Rücksicht auf die katholischen Schüler des Frankfurter Gymnasiums, denen kein katholischer Ersatzmann geboten wurde, dann die Erkenntniß, daß sich mit den Pflichten eines Abgeordneten nur schwer eine intensive literarische Thätigkeit vereinen lasse. Im Herbst war er wieder auf das Eifrigste mit seiner großen Lebensarbeit beschäftigt. ‚Ich stecke', schrieb er am 19. October 1876 an August Reichensperger, ‚stark in der deutschen Geschichte — Volkswirthschaft — und komme bald mit einigen Fragen.' Daneben be-

[1] Janssen gebrauchte 1876 und 1877, sowie 1880 in Königstein eine Wassercur. Der Leiter der dortigen Heilanstalt, der kürzlich verstorbene Medicinalrath Pingler, erwies sich ihm dabei als ein väterlich besorgter Freund, und Janssen bekannte gern, daß er demselben ein gutes Stück seiner Gesundheit zu danken habe.

schäftigte er sich ‚zur Erholung in den Abendstunden' mit einer Biographie des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. ‚Von Jugend an', schreibt er in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werkes, ‚war ich ein inniger Verehrer des Mannes, dessen Wesen und Wirken ich darzustellen versuche. Schon als Knabe wurde ich durch seine vaterländischen Gedichte begeistert; seine Religionsgeschichte und sein Leben Alfred's des Großen gehörten zu den ersten Büchern, aus welchen ich Vorliebe für historische Studien gewann: ich verdanke denselben einen guten Theil meiner Ausbildung. Daher nahm auch Alles, was aus biographischen Schriften über die Persönlichkeit Stolberg's bekannt wurde, mein lebhaftes Interesse in Anspruch, und ich hielt es für eine glückliche Fügung, als mir im Mai vergangenen Jahres, ganz ungesucht, sein auf dem Schlosse Brauna in Sachsen aufbewahrter brieflicher und literarischer Nachlaß durch die Güte seines Enkels, Alfred Graf zu Stolberg-Stolberg auf Brauna in Sachsen († 1880), dem dieses Buch gewidmet, zur Bearbeitung vertrauensvoll in die Hände gelegt ward. Die Beschäftigung mit diesen ehrwürdigen Reliquien war mir, neben meinen Studien für die Geschichte des deutschen Volkes, eine Erfrischung für Geist und Gemüth, wie ich sie seit dem Abschluß meines Werkes über Böhmer nicht mehr gekostet habe.'

Trat schon in der Böhmer-Biographie der Verfasser möglichst zurück, so ist dies in dem vorliegenden Werke noch weit mehr der Fall. ‚Dein Buch erscheint mir wie eine Art Selbstbiographie Stolberg's,' schrieb ein Freund Janssen's, dem er während des Druckes die einzelnen Bogen zugeschickt, ‚und darin, dünkt mich, liegt sein eigenthümlicher Werth.' ‚Ich möchte wünschen,' sagt Janssen, ‚daß die Arbeit auf jeden Leser denselben Eindruck mache, und darf dann auch wohl von dieser „Selbstbiographie" sagen, daß wir an Schönheit und Reichhaltigkeit des Inhaltes aus katholischen Kreisen, wenigstens in Deutschland, kaum eine ähnliche besitzen.' Diese Worte enthalten keine Uebertreibung. Der Briefwechsel, aus welchem Janssen zunächst Stolberg's Leben seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche (1800—1819)[1] aufbaute, erschließt einen seltenen Reichthum schöner, wahrhaft frommer, edler und vaterländischer Gedanken. Ueber die verschiedensten Fragen, über Erziehung, Unterricht, Theater, Literatur, Sprache, Lectüre, Studium der alten Classiker, Vaterlandsliebe, Stellung des Adels, Presse und Politik finden sich die geist- und gehaltvollen Bemerkungen in ganz verschwenderischer Fülle. Gerade aus den letzten Jahrzehnten des Mannes, dessen stiller Familienkreis ein Mittelpunkt kirchlicher Erneuerung und regen katholischen Lebens wurde, waren verhältnißmäßig noch wenige briefliche Aeußerungen bekannt geworden. Diese Lücke füllt Janssen's

[1] Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1800—1819. Aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. Freiburg, Herder, 1876. gr. 8°. XX u. 516 S.

Arbeit in vortrefflicher Weise aus. Sie schildert zunächst Stolberg's Conversion als eigentlich entscheidenden Lebensabschnitt, dann sein Familienleben und geistiges Schaffen von 1800—1813. Der zweite Abschnitt beleuchtet Stolberg als deutschen Patrioten in der Zeit der Knechtschaft, der Befreiung und der vereitelten Hoffnungen; der dritte seine Arbeiten auf kirchlichem Gebiet, vor Allem seine Geschichte der Religion Jesu Christi; der vierte und letzte sein Leben im häuslichen Kreise 1814—1819. Ueberall tritt dem Leser in anschaulichster Lebendigkeit die Idealgestalt eines hochherzigen, durch Geist und Bildung hervorragenden Mannes und vollendeten Christen entgegen. Briefe wie der Stolberg's an seinen gegen den wälschen Unterdrücker zur kaiserlichen Armee ausziehenden Sohn oder der über den Tod seines Sohnes Christian hat die deutsche Literatur nicht viele aufzuweisen. Welche Vollkommenheit, welche Ergebung in den Willen Gottes! Niemand wird Janssen's Stolberg aus der Hand legen, ohne aus dem Buche reichen Gewinn für sein inneres Leben gezogen zu haben.

Mit besonderer Ausführlichkeit hat Janssen die herzlichen Beziehungen geschildert, in welchen Stolberg zu vielen ihm durch Bande des Blutes und des Geistes theuren Protestanten stand. In welch irenischem Geiste gerade diese Abschnitte gehalten sind, hat auch die protestantische Kritik zugestanden.

Auch sonst war die Anerkennung, welche dieser Biographie zu Theil wurde, eine überaus große. ‚Janssen's Meisterschaft im Gliedern und Gruppiren', sagt Dr. Binder, ‚ist bekannt. Gerade hier, bei einem so ungemeinen Reichthum bisher ungehobener Schätze, die ihm aus den Familien-Archiven des Stolberg'schen Hauses zuflossen, war es keine geringe Aufgabe, des gewaltigen Stoffes Herr zu werden und diesen, statt chronologisch Brief an Brief zu reihen, vielmehr nach seinem Inhalte so zu ordnen, daß die Masse zu einem übersichtlichen, harmonisch gegliederten Gebilde erwuchs, daß in die Fülle Klarheit, in die Mannigfaltigkeit Wohllaut und Rundung kam. Dies aber ist ihm durch das künstlerische Geschick, womit er die chronologische und die sachliche Anordnung zu verbinden wußte, in vorzüglicher Weise gelungen' (Histor.-polit. Blätter Bd. 80, S. 665).

Nicht weniger künstlerisch vollendet und inhaltsreich ist der im folgenden Frühjahr veröffentlichte Band über Stolberg's Leben bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche (1750—1800)[1]. Die Jugendjahre, die Universitätsstudien, die Schweizer- und die italienische Reise, das dichterische Schaffen und das Familienleben des unvergleichlichen Mannes, von welchem Goethe rühmt: ‚in ihm war die Fülle der Menschheit, das Gemüth des Großen', werden hier streng chronologisch mit solch feinem Verständniß geschildert, wie es nur eine

[1] Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche 1750—1800. Größtentheils aus dem bisher noch ungedruckten Familiennachlaß dargestellt. Freiburg, Herder, 1877. gr. 8°. XXIV u. 500 S.

geistesverwandte Natur vermochte. Geradezu ergreifend ist der letzte Abschnitt: ‚Aus der Zeit der Vorbereitung zur Conversion‘. Die siebenjährigen inneren Kämpfe, welche der edle Mann vornehmlich mit der Waffe des Gebetes durchstritt, sein ernstes Streben nach innerer Heiligung, sein Flehen zu Gott um Erleuchtung, der Ernst, mit welchem er die Streitpunkte zwischen Katholiken und Protestanten studirte, die Rückwirkung der welthistorischen Ereignisse auf sein Seelenleben: das Alles wird durchwegs nach seinen eigenen, namentlich an die Fürstin Gallitzin gerichteten Mittheilungen und Bekenntnissen mit einer Anschaulichkeit und Klarheit dargelegt, die wahrhaft bewunderungswürdig sind.

Neben der Stolberg-Biographie war Janssen eifrig an der Vollendung des ersten Bandes seiner deutschen Geschichte thätig. Man glaubt ihm gerne, wenn er am 5. März 1877 an August Reichensperger schreibt: ‚Ich stecke in schwerster Arbeitsnoth, da ich im Doppeldruck (auch des Stolberg) bin und im Gymnasium mit den österlichen Prüfungen, Abiturientenexamen, Conferenzen ꝛc. außergewöhnlich viel zu thun habe. Zudem werden alle möglichen Anforderungen von außen an mich gestellt. Liebster Reichensperger, ich habe noch gegen sechzig unbeantwortete Briefe, mehr als sieben Achtel Geschäftsbriefe in wissenschaftlichen oder pecuniären Angelegenheiten; ich weiß oft nicht aus noch ein und bin darüber oft recht deprimirt. Deinem Rathe nach fange ich allmählich an, eine „harte Haut“ zu bekommen, aber es geht nur sehr allmählich.‘

Die Folgen der Ueberanstrengung ließen nicht auf sich warten. ‚Seit Wochen‘, klagt Janssen in einem Briefe vom 8. Mai 1877, ‚leide ich an einer völligen Nervenabspannung und kann gar nichts arbeiten; hoffentlich wirkt ein Aufenthalt in Königstein, wohin ich morgen gehe, erfrischend ein. Es thut mir leid, daß die Fortsetzung der Geschichte stocken muß.‘ Die erfrischende Luft des Taunus that diesmal nicht sogleich ihre Wirkung. ‚Lieber Ludwig, besten Dank für Deinen Brief,‘ heißt es in einer Karte vom 26. Juni; ‚sobald es meine Gesundheit erlaubt, schreibe ich Dir ausführlicher. Augenblicklich muß ich alles Arbeiten, selbst das Briefschreiben, meiden, ich habe an schrecklicher Schlaflosigkeit gelitten monatelang; die Nerven ganz herunter, seit zwei Tagen einige Besserung‘ — die aber leider nicht anhielt. ‚Daß Du für mich betest,‘ schrieb er mir am 11. November 1877, ‚ist ein rechter Trost für mich, und bitte ich ja darum, es täglich zu thun, wenn es auch nur ein einziges frommes Vaterunser ist. Es ist ein hartes Jahr für mich, und ich muß mich fügen lernen. In Limburg habe ich mir vor vierundeinhalb Wochen in der Bibliothek unseres guten Thissen eine überaus starke Erkältung zugezogen und habe nun furchtbar husten müssen, wodurch auch mein Blut wieder in Unruhe kam. Ich hatte einmal an einem Tage elfmal starkes Nasenbluten; seit einigen Tagen geht es Gottlob entschieden besser, nur muß ich mich noch ruhig halten. Urlaub nehmen kann ich jetzt

nicht; ich würde mein ganzes Leben nicht darüber ruhig werden, wenn ich dadurch Veranlassung gäbe, meine Stelle zu cassiren. Du glaubst nicht, wie sehr ich in Anspruch genommen — gestört, mit Briefen bombardirt und mit Besuchen von auswärts gequält werde. Manchmal acht Briefe an einem Tage! Es liegen noch zwischen dreißig und vierzig da, die ich kaum angesehen. Etwas habe ich doch an meiner Geschichte weiter gearbeitet, der Druck wird langsam, in vierzehn Tagen etwa, beginnen können.'

Zu Beginn des neuen Jahres (1878) lag endlich der ganze erste Band: ‚Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters' [1], im Drucke vor. War die erste Abtheilung ausschließlich den geistigen Verhältnissen gewidmet gewesen, so kamen in der zweiten die wirthschaftlichen, rechtlichen und politischen Zustände zur Darstellung, und zwar in so ausgezeichneter Weise, daß man sagen konnte: was der Anfang verheißen hat, ist von dem Schluß vollauf geleistet. ‚Das Werk', urtheilt ein Kenner ersten Ranges, Dr. Jörg (Hist.-polit. Bl. Bd. 81, S. 841), ‚zeugt auf jeder Seite von der tief gründenden Gelehrsamkeit der Böhmer'schen Schule und von einer Quellen- und Literaturkenntniß ohne Gleichen. Aber es ist überall nicht die unfruchtbare Gelehrsamkeit, welche bloß den Kopf anfüllt. Janssen hat wirklich für das Leben, für das ganze große Leben unserer Zeit gearbeitet. Man kann seine Geschichte aus der Zeit vor vierhundert Jahren nicht lesen, ohne stets an die Verhältnisse unserer Tage erinnert zu werden; ja, das Eine versteht sich erst ganz und voll aus dem Andern. Das heißt wahrhaft sociale Geschichte schreiben, und das katholische Deutschland darf sich gratuliren, daß gerade einer seiner Söhne ein solches Werk geliefert hat, das ihm Niemand so leicht nachmachen und Keiner so bald übertreffen wird.'

Auch in der zweiten Abtheilung erhalten wir zunächst Lichtbilder. ‚Mit der Blüte deutscher Wissenschaft und Kunst im fünfzehnten Jahrhundert', sagt der Verfasser, ‚stand auf gleicher Stufe die Blüte der Volkswirthschaft.' Dies wird nach den drei verschiedenen Arbeits- und Erwerbszweigen, in welche das wirthschaftliche Leben zerfällt: Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, im Einzelnen in einer Reihe farbenreicher Bilder durchgeführt. Dem Leser eröffnen sich ganz überraschende Ausblicke auf den Wohlstand der Bauern, die günstigen Kost- und Lohnverhältnisse und den gewaltigen Aufschwung der gewerblichen Arbeit; als Grundzug tritt auch hier das aus dem Wesen des katholischen Christenthums entsprungene Princip der Gemeinschaft und Verbrüderung hervor. Mit einer Schilderung des Handels und der Capitalwirthschaft schließt Janssen sein großartiges Bild der wirthschaftlichen Blüte

[1] Freiburg, Herder, 1878. gr. 8°. XVI. XXVIII u. 618 S. Fünfzehnte, verbesserte Auflage 1890. XLVIII u. 671 S.

Deutschlands, bei dessen Ausarbeitung ihm sein Freund Hohoff große Dienste leistete. In dem Abschnitt ‚Handel und Capitalwirthschaft‘ tritt uns zuerst die Kehrseite der Verhältnisse entgegen: der Reichthum führte zur Sittenlosigkeit und einem ganz unglaublichen Luxus, aus dem übertriebenen Handel entwickelte sich mehr und mehr ein unnatürliches Uebergewicht des Capitals. Durch Wucher, Aufkauf- und Preissteigerungs-Gesellschaften, Verfälschung der Waaren und Bankerotte trat eine bedenkliche Verschlimmerung der volkswirthschaftlichen Zustände ein. Zwar trat man in den einzelnen Territorien wie von Reichs wegen vielfach gegen diese Mißbräuche auf, welche die ganze bisher so glückliche christlich-sociale Ordnung mit Umsturz bedrohten; aber das Großcapital, der mit ihm verbündete Luxus, seine Gönner und Helfer erwiesen sich vielfach stärker als das alte Recht und Christenthum. So war man vielfach, schon vor dem großen Abfalle von der Kirche, mit deren Geist und Grundsätzen im socialen Leben in einen vollen Widerstreit getreten. ‚Der Kampf gegen die christlich-germanische Weltordnung ging von allen Denjenigen aus, welche sich durch dieselbe in einer schrankenlosen Erwerbsthätigkeit zu eigenem Genuß und zur Ausbeutung des Volkes behindert fanden. Die mächtigste Waffe in diesem Kampfe lieferte das neu eingeführte römische Recht, dessen volkswirthschaftliche Lehre im entschiedenen Gegensatz zu der christlich-germanischen stand. Je tiefer dieses Rechtssystem des altheidnischen Sclavenstaates im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts im deutschen Boden sich einwurzelte, desto größer wurde der Mißbrauch des Eigenthums, der Verfall der arbeitenden Classen, der wirthschaftliche Rückschritt des ganzen Volkes. Nicht bloß das gewerbliche Leben, sondern auch der Entwicklungsgang der bäuerlichen Verhältnisse wurde gewaltsam gestört.‘

Noch unerfreulicher gestalteten sich die Dinge auf dem politischen Gebiet, welches Janssen im fünften Buche: ‚Das Reich und dessen Stellung nach Außen‘, behandelt. In großen Zügen werden die Entwicklung des römisch-deutschen Kaiserthums, die Reichsverfassung, Wesen und Entstehung des germanischen Rechtes und dessen Vergewaltigung durch das römische Recht geschildert. Mit einem zusammenfassenden Rückblick leitet Janssen auf die herannahende politisch-kirchliche Revolution über. Erst hier kommen die kirchlichen Zustände zur Sprache; die Schattenseiten derselben werden keineswegs verhehlt. ‚In Deutschland stand die Kirche noch in voller Lebenskraft da, und der christkatholische Sinn und die fromme Andacht bewährten sich glänzend in allen Ständen des Volkes, in den Familien und Genossenschaften. Allein es gab doch schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bedenkliche Anzeichen eines abnehmenden Glaubens und der Verwirrung der Geister über die Lehren der Kirche und ihren Cult.‘

Es muß billig überraschen, daß den kirchlichen Zuständen und der gesammten kirchenpolitischen Entwicklung kein eigener Abschnitt gewidmet ist

Nachdem das geistige, rechtliche, wirthschaftliche, sociale und politische Leben bis in das Einzelnste zur Darstellung gekommen war, hätten unseres Erachtens auch die kirchlichen Zustände mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden müssen. Janssen wies dem gegenüber darauf hin, daß er ‚keine Kirchengeschichte schreibe', und daß ‚die epochemachende Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts viel eindringlicher auf wirthschaftlichem, rechtlichem und socialem als auf kirchlichem und geistigem Gebiete sich vollzog'. Wenn man dies auch zugibt, so dürfte doch nicht zu bestreiten sein, daß die schweren Schäden der deutschen Kirche, wie die antirömische Stimmung sehr weiter Kreise, wesentlich zum Gelingen jener Umwälzung beigetragen haben. Jene schweren Schäden werden von Janssen allerdings nicht übergangen, aber sie werden nur hier und dort, nirgends im Zusammenhang mit jener Ausführlichkeit behandelt, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Eine Uebersicht der kirchenpolitischen Entwicklung Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert, eine eingehende Abwägung der in den ‚Beschwerden der deutschen Nation' berührten vermeintlichen oder wirklichen Mißbräuche, eine Darlegung der Nachwehen der Concilienzeit und der Folgen des Wiener Concordats fehlt ebenso sehr, wie die volle Aufdeckung der in Deutschland gegen Rom herrschenden Mißstimmung, bei welcher vielfach nationaler und politischer Haß mit hineinspielte. Eine zusammenhangende Behandlung dieser Dinge würde wohl zu einer etwas andern Zeichnung der Bedeutung und Wirkung der für das Gelingen der Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts in Betracht kommenden Factoren geführt haben[1].

Hierin kann kein Vorwurf gegen die Objectivität Janssen's liegen: ‚denn welcher Historiker', sagt er selbst, ‚könnte, wenn er auch noch so eifrig und gründlich gearbeitet, einstehen für die vollkommene Richtigkeit seiner Darstellung?' Daher war Janssen weit entfernt, sachliche Ausstellungen übel zu nehmen, vielmehr dankbar für jede wirkliche Berichtigung. Nach dem Erscheinen der fünfzehnten Auflage des ersten Bandes hatte ich bezüglich seiner abweichenden Ansichten eine längere Unterredung mit ihm, welche er mit den Worten schloß: ‚In einer neuen Auflage werde ich die antirömische Stimmung in Deutschland während des fünfzehnten Jahrhunderts viel eingehender behandeln.'

Welche Unsumme von Arbeit der erste Band der deutschen Geschichte erforderte, zeigt ein Blick in das zwanzig Seiten füllende Verzeichniß der mehr als einmal citirten Druckwerke; dazu kommt noch ein sehr umfangreiches handschriftliches Material nicht nur aus dem Frankfurter, sondern auch aus sonstigen Archiven.

[1] [illegible] Ausführungen von Professor Dittrich im Historischen Jahrbuch [illegible]

Die wichtigsten und gelungensten Partien des ganzen Bandes sind jene, welche die socialen Verhältnisse behandeln. Dies hat auch die gegnerische Kritik anerkannt. So schrieben die Berliner ‚Jahresberichte der Geschichtswissenschaft' (1878, S. 606): ‚Janssen entwirft das Bild von dem Leben der Deutschen in der Zeit des Uebergangs vom Mittelalter zur Neuzeit, das vollständigste und getreueste, das bis jetzt geboten worden ist. In dem dritten Buche: „Volkswirthschaft", gibt er eine Musterschöpfung geschichtswissenschaftlicher Arbeit; hier zeigt er die Wege, auf welchen man zu einem wirklichen Verständnisse aller bewegenden Kräfte in einem Zeitabschnitt gelangen kann.'

In ähnlicher Weise erkennt die socialdemokratische ‚Neue Zeit' (V. 433 ff.) Janssen's Werk als ‚eine literarische Leistung ersten Ranges' an. ‚Wir können es als bewiesen erachten,' heißt es hier, ‚daß namentlich in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sich eine Epoche von außerordentlicher Prosperität erschloß, welche die Lebenshaltung des Volkes auf eine Höhe brachte, die sie in gleichem Verhältniß früher oder später nie wieder erreicht hat. Wir ziehen aus dem vorliegenden Material natürlich andere Schlüsse als der ultramontane Geschichtschreiber, dessen immerhin verdienstvollem Werke wir es entnommen haben.'

Ein Forscher und Schriftsteller von der Bedeutung Friedrich Paulsen's schloß sich im Wesentlichen den Ergebnissen an, welche Janssen's ‚anziehende' Darstellung ‚der mächtig aufstrebenden Culturentwicklung des fünfzehnten Jahrhunderts' zu Tage gefördert (vgl. Geschichte des gelehrten Unterrichts 125). Eine angesehene Pariser Zeitschrift faßte ihr Urtheil dahin zusammen, daß ‚die Veröffentlichung des ersten Bandes der Geschichte des deutschen Volkes dem Verfasser einen der ersten Plätze unter den Geschichtschreibern in ganz Europa sichern werde' (Rev. du droit 1878, p. 124).

Eine besondere Eigenthümlichkeit der ‚Geschichte des deutschen Volkes' ist, daß der Verfasser, wo irgend möglich, die Zeitgenossen sprechen läßt, musivisch aus den Quellen Steinchen um Steinchen an einander fügt. Vielfach hat man diese Art der Darstellung angegriffen — jedoch mit Unrecht. Die Geschichtschreibung ist nicht Wissenschaft allein, sie ist auch Kunst. Gerade durch seine Art der Darstellung, welche ein möglichst objectives und lebendiges Bild der Vergangenheit ermöglicht, hat Janssen bewiesen, in welch hohem Grade ihm das künstlerische Talent des Historikers eigen ist. Es ist wahr: seine Darstellung ist größtentheils ein Mosaik, aber dasselbe wirkt so frisch und eindrucksvoll wie eines jener herrlichen Mosaikbilder im großen Stil, welche dem Besucher der Basiliken von Venedig, Ravenna und Rom entgegenleuchten.

IX. Der zweite und dritte Band der Geschichte des deutschen Volkes. Kleine Biographie Stolberg's. 1878—1882.

Im Januar 1878 war der erste Band der deutschen Geschichte fertig geworden. Bereits am 29. des genannten Monats überraschte mich Janssen durch die Mittheilung: ‚Seit einigen Tagen habe ich den zweiten Band begonnen, worüber ich bald näher schreibe. Bitte, notire Dir doch neue Aufsätze, welche etwa für meine Periode in Zeitschriften erscheinen.' Selbst in den Sommerferien wurde die Arbeit nicht bei Seite gelegt; von Bronnbach aus, wo Janssen bei der Frau Herzogin von Braganca weilte, berichtete er am 5. Juli 1878 an Familie Fronmüller: ‚Ich habe, wie ich Ihnen wohl sagte, nur Sachen für den Bauernkrieg mitgenommen, der auch hier in nächster Gegend spielte, und stecke nun vollständig in diesen Dingen und suche sie mir klar vor Augen zu führen in ihrer Entstehung, Entwicklung, ihrem Wesen, ihren Folgen. Die Beschäftigung mit dem Positiven hat doch einen ganz besondern Reiz, und je älter ich werde, desto größer wird meine Ehrfurcht vor der positiven Wahrheit. Liebe zur Poesie braucht dadurch nicht sich zu vermindern; sie ist vielmehr der rechte Duft über den irdischen Dingen; und auch in der Poesie ist eigentlich nur das Wahre schön.'

Bei der Rückkehr nach Frankfurt setzte ihm dort die Hitze arg zu. ‚Die Arbeit, die ich trotz der hohen Temperatur nicht liegen ließ,' schrieb er aus Königstein am 17. August 1878 an meine Mutter, ‚hat mich recht ermüdet, und so thut mir hier die herrliche Luft und Ruhe doppelt wohl. Es gibt doch nur ein Königstein.'

Nach einem weitern halben Jahre rastloser Arbeit gelangte der zweite Band[1] im Frühjahr 1879 zum Abschluß. Derselbe reicht ‚vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525'. Manche Partien desselben, namentlich die Bearbeitung der socialen Revolution und ihrer Folgen, hatten Janssen ‚auf das Tiefste ergriffen, mehr als irgend eine frühere Arbeit, weil' — wie er am 2. Januar 1879 an seinen Freund Dietrich Freiherrn von Stolberg

[1] Freiburg, Herder, [illegible]. gr. 8°. XXVII u. 587 S. [illegible], verbesserte Auflage [illegible]. XXXII u. 614 S.

schrieb — es mir dabei vorkommt, als schriebe ich die Geschichte unserer allernächsten Zukunft'.

Hier ist das Moment berührt, durch welches sich Janssen's zweiter Band mehr noch als sein erster von ähnlichen Geschichtswerken scharf unterscheidet. Während Döllinger und Kiffel in ihren großen Werken als Kirchenhistoriker vornehmlich die innere Entwicklung des Protestantismus geschildert, hatte Ranke einen großen Erfolg erzielt, indem er neben der theologischen Seite die historisch-politischen Beziehungen in den Vordergrund treten ließ. Noch umfassendere Gesichtspunkte kommen bei Janssen zur Geltung, indem er mit den beiden genannten Standpunkten noch einen dritten, ungemein zeitgemäßen, den culturhistorischen und socialpolitischen vereinigte, ja als das die gesammte historische Entwicklung beherrschende Moment in den Vordergrund stellte. Ein Forscher, der über Deutschland in der Revolutionsperiode 1522—1526 ein Fundamentalwerk geschaffen, Dr. Jörg, hat diese Art der Behandlung durchaus gebilligt und zugleich auf die enormen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche dabei zu überwinden waren. ,Die Krisis im Reich, die Humanistenbewegung, die Adelsempörung, die zweideutige Städtepolitik, der Bauernkrieg und, als rother Faden alle Stadien des Processes durchlaufend, die Entstehung und Ausgestaltung des großen Abfalles: das sind lauter Themate, deren jedes einzelne ein Buch in Anspruch nehmen könnte. Die Persönlichkeit Luther's aus der entscheidenden Zeit seines Auftretens, in welcher dieser Mann auf den Geist der Nation einen allseitigen Einfluß ausübte, wie niemals mehr, mußte in das historische Bild vollständig und in jeder Gruppirung wieder von einer bestimmten Seite aufgenommen werden. Schon dieser eine Theil der Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, verlangte den vollendeten Meister, damit nicht in den Augen der Einen zu wenig, in denen der Anderen zu viel in den allgemeinen Rahmen der Darstellung einfließe' (Hist.-pol. Bl. Bd. 84, S. 356).

Dazu kam eine geradezu erdrückende Specialliteratur, welche, als Döllinger und Ranke schrieben, zum größten Theil noch nicht vorhanden war. Aber die Schwierigkeit, hier das Richtige und Nothwendige auszuwählen, verschwand gegen die andere, die Ueberleitung zu finden von der Epoche des Aufschwunges und der Reform im fünfzehnten zu derjenigen der Revolution und des Niederganges im sechzehnten Jahrhundert. Janssen findet diese Ueberleitung, indem er von dem jungdeutschen, stark nach dem Heidenthum hinneigenden Humanismus ausgeht. Das erste Buch: ,Die Revolutionspartei und ihre Erfolge bis zum Wormser Reichstage von 1521', gliedert sich in drei Abschnitte, welche den jüngern deutschen Humanismus, den Reuchlin'schen Streit und Luther und Hutten behandeln. An der Spitze des Bandes steht eine Charakteristik des Führers und Vorbildes der jüngeren Humanisten, des

Erasmus von Rotterdam, welche zum Interessantesten gehört, was Janssen geschrieben hat. Der Kritiker, Skeptiker und Satiriker, sein egoistisches, ungnurchsames wie frivoles Wesen tritt uns hier so lebenswahr entgegen, wie selbst kaum in dem berühmten Portrait des Hans Holbein, welches das Baseler Museum bewahrt. Die tiefverderbliche Wirksamkeit des Erasmus, welcher, ohne gerade abzufallen, ja selbst noch immer mit den kirchlichen Autoritäten kokettirend, den Kampf der jüngeren Humanisten gegen die Kirche eröffnete, wird in der schärfsten Weise geschildert.

Will man den Fortschritt der Forschung, welcher sich im Janssen'schen Werke zeigt, recht deutlich erfassen, so möge man nur Döllinger's Reformationsgeschichte aufschlagen und dort die wenigen Seiten über Erasmus lesen. An Erasmus schließt sich eine Schilderung des widerlichen Treibens der jüngeren Humanisten und ihrer trüben Vermischung von christlicher Wahrheit und heidnischer Denkweise. Verfall aller wahren Wissenschaft, insbesondere der Philosophie, war die Frucht dieses Humanismus. Viel fortgeschrittener und revolutionärer als der vornehm-kluge Erasmus waren jene Humanisten, welche in Conrad Mutian ihr Haupt verehrten. Der Verachtung der Kirche und ihrer Heilslehre entsprach bei den meisten dieser ‚Poeten' eine oft schrankenlose sittliche Ungebundenheit; auch hier ging der von Janssen nach ungedruckten Briefen geschilderte Mutian voran. Die neuheidnischen ‚Poeten' benutzten, zum ersten Mal in einem festgeschlossenen Bunde auftretend, die Reuchlin'schen Verwicklungen zu ihrem Kampfe gegen die kirchliche Auctorität und die kirchlich-scholastische Wissenschaft. Als ihr einflußreichster Sprecher erscheint Hutten, eine durch und durch revolutionäre Natur, der dem Papstthum schon früher unversöhnliche Feindschaft geschworen. Leider leistete der von den Netzen der Humanisten umstrickte Mainzer Erzbischof, Albrecht von Brandenburg, dem revolutionären Treiben jeglichen Vorschub. Die Ablaßpredigten für den Bau der Peterskirche gaben endlich den längst ersehnten Anlaß, das kirchliche Dogma nachdrücklich anzugreifen. Jetzt erst trat Luther auf. Die folgenschwere Verbindung dieses Mannes mit den jüngeren Humanisten, namentlich mit dem revolutionären Hutten, tritt scharf in den Vordergrund; gegen Luther selbst sagt der Verfasser kaum ein hartes Wort, er läßt ihn im Wesentlichen sich selbst charakterisiren.

Man muß Janssen unzweifelhaft darin beistimmen, daß der jüngere Humanismus ein Hauptfactor bei Ausbruch der folgenschweren Revolution auf geistigem Gebiete war, unter der Deutschland so schwer leiden sollte. Allein der jüngere Humanismus war keineswegs der einzige Factor: die tiefe Abneigung gegen Rom, welche auch in nichthumanistischen Kreisen stark verbreitet war, wie die aus der Concilienzeit herrührenden, gegen den monarchischen Charakter der Kirche gerichteten Oppositionstendenzen, haben gleichfalls mit-

bestimmend eingewirkt. Diese Momente sind unseres Erachtens in der Darstellung Janssen's nicht genügend in Anschlag gebracht.

Das zweite Buch schildert, mit Heranziehung eines wahrhaft colossalen Materials, den berühmten Wormser Reichstag und die Fortschritte der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausbruch der socialen Revolution, die ereignißvolle, entscheidende Zeit von 1521—1525. Die interessantesten Abschnitte dieses Theiles sind jene, welche die Aufwiegelung des Volkes durch Predigt und Presse, den Verfall des geistigen und charitativen Lebens und die wachsende Verwirrung im religiösen und gesellschaftlichen Leben zur Darstellung bringen. Besonders für diesen Theil des Werkes gilt der vom Verfasser dem ganzen Buch als Motto vorangestellte Ausspruch eines streng protestantischen Historikers: ‚Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war Alles gelost und wie in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch.‘ (J. G. Droysen.)

Aus den religiösen Wirren folgte naturgemäß der sichtbare Niedergang des geistigen Lebens. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verfielen binnen wenigen Jahren die bis dahin so herrlich aufgeblühten Universitäten. Viele Prediger des neuen Evangeliums beförderten diesen Verfall auf alle Weise; auf den Trümmern der kirchlichen und wissenschaftlichen Anstalten versuchte man, eine Herrschaft des unwissenden Pöbels unter Leitung kirchlicher Demagogen aufzurichten.

Vom größten Interesse für die Gegenwart ist das dritte und letzte Buch des vorliegenden Bandes, das der großen socialen Revolution gewidmet ist. Als ächter Historiker geht Janssen auch hier auf die tieferen Gründe der furchtbaren Katastrophe zurück und weist namentlich die folgenschwere Einwirkung der socialistisch-radicalen Ideen des Hussitenthums nach. Bezüglich der wichtigen Frage, inwieweit die religiösen Wirren in Deutschland die sociale Revolution veranlaßten, spricht sich der Verfasser in höchst objectiver Weise dahin aus, daß die große Revolution von 1525 allerdings nicht, wie man noch immer vielfach behauptet, erst durch die Predigten und Schriften der deutschen Religionsneuerer veranlaßt wurde, daß auch ohne das Auftreten Luther's und seiner Anhänger neue Aufstände und Empörungen stattgefunden haben würden, daß jedoch andererseits die sociale Revolution ihren Charakter der Allgemeinheit und der unmenschlichen Furchtbarkeit erst aus den durch die religiösen Wirren geschaffenen oder entwickelten Zuständen des Volkes erhielt. Außerordentlich anschaulich hat Janssen sowohl den Verlauf wie den allgemeinen, auf völligen Umsturz, Raub und Zerstörung abzielenden Charakter der Revolution und ihrer Rädelsführer (einer derselben, Jäcklein Rohrbach, sagte: ‚Meine ganze Satzung ist Brennen‘) gezeichnet, und gezeigt, wie die ganze

Bewegung aus der gemeinsamen Erhebung des städtischen, bäuerlichen und adeligen Proletariats ihren so sehr gefährlichen Charakter erhielt. Schreckliche Scenen ziehen hier vor dem Auge des Lesers vorüber. Wie weit die Dinge schon damals gekommen waren, zeigt schlagend die eine Thatsache, daß man bereits einen vollständigen Entwurf für die Aufrichtung einer demokratisch-socialistischen Republik ausgearbeitet hatte. Die Revolution unterlag damals nur deshalb, weil ihr das mangelte, was ihr der Schwäbische Bund entgegenstellte: eine einheitliche Leitung, kriegerische Ordnung und Uebung und ein klares Ziel. ‚In die Erbschaft der Revolution aber traten ein die Fürsten, die Herren und städtischen Obrigkeiten.‘ Die Entwicklung dieser Dinge sollte der dritte Band schildern, von welchem einzelne Abschnitte bereits in Angriff genommen wurden, während der Druck des zweiten Bandes noch andauerte.

Nach Vollendung dieser Arbeit hätte man annehmen sollen, der Verfasser werde sich jetzt einige Ruhe gönnen. Mit nichten! Bis in den Hochsommer hinein wurde rastlos gearbeitet. ‚Grundmüde, fast erschöpft, bin ich im Begriff, in die Ferien zu reisen,‘ schrieb Janssen mir am 3. Juli 1879, ‚um die Erholung und Ruhe zu suchen, die mir dringend noth, besonders auch wieder mit Gottes Hülfe einen ruhigern Schlaf zu finden, der mir seit mehreren Wochen recht gefehlt hat. Improbus labor omnia vincit (unverdrossene Arbeit besiegt Alles), aber es war doch die Anstrengung seit Ostern wohl zu groß. Für die fünfte Auflage des ersten Bandes der Geschichte gab es viel zu thun. Sechs Bogen davon sind schon gedruckt; auch die Lebensbilder sind wesentlich umgearbeitet und im Druck bis auf die Register bereits vollendet; Schiller ist ebenfalls wesentlich verändert, und der Druck hat begonnen[1]. Mitte August möchte ich gern wieder an die Geschichte, d. h. den dritten Band, gehen; bete noch recht für mich an den heiligen Stätten Roms. Der herrliche Leo XIII.! Die Nachricht von der Ernennung Hergenröther's[2] hat mich mit Freude durchschüttert. Was läßt sich da nicht Alles erhoffen! Sage dem Herrn Cardinal meine verbindlichsten Grüße. Ich möchte viel darüber schreiben, aber mein Kopf ist jetzt dazu nicht im Stande.‘ In der Folgezeit verschlimmerte sich Janssen's Zustand noch mehr. ‚Du hattest wohl Recht, mich wiederholt vor Ueberarbeitung zu warnen‘, heißt es in einem Briefe vom 13. August an August Reichensperger. ‚So lange ich im Trabe, merkte ich nicht, wie dringend dieses nöthig; nachdem ich aber am 28. Juli die letzten Correcturbogen abgeschickt, stellte sich sofort eine solche Ermüdung und Abspannung ein, daß ich gar nichts mehr machen konnte, und sogar die Lectüre einer Zeitung mir schwer wurde. Leider bekam ich gleichzeitig wieder an Schlaflosigkeit wie vor zwei Jahren, und

[1] Schiller als Historiker. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Freiburg, Herder, 1879. gr. VIII u. 221 S.

[2] zum Cardinal der heiligen Kirche.

zum ersten Male in meinem Leben, seitdem ich studire, bekam ich eine förmliche Aversion vor — Büchern. Dadurch hat sich Gott Lob und Dank meine Natur allmählich geholfen, aber ich bin doch noch nicht wieder kampffähig und will noch bis Ende nächster Woche die Arbeit aussetzen und in Königstein im Taunus kalte Bäder nehmen. Mit Gottes Hülfe will ich dann an St. Joachim den dritten Band in Angriff nehmen.'

An Mahnungen von Seiten seiner Freunde, das Arbeiten nicht zu übertreiben, fehlte es auch in der Folgezeit nicht. Am eindringlichsten redete August Reichensperger dem Freunde in's Gewissen. In einem Briefe vom 6. September gab er seiner Besorgniß Ausdruck, daß ‚die Ueberfülle der Auctorlorbeeren Janssen erdrücken oder ersticken werde'. ‚In der That begreife ich nicht,' fährt er fort, ‚wie es Dir möglich ist, resp. wird, Dich durchzuarbeiten. Möge Gott, dessen Sache Du in so eminenter Weise dienst, Dich stärken und helfen, halte aber auch Deinerseits möglichst Maß.' Daß Janssen diese und ähnliche Mahnungen genügend beachtet hätte, kann man leider nicht sagen. Sein Tagebuch von 1880 verzeichnet Arbeit auf Arbeit für den dritten Band, dessen eigentliche Ausarbeitung er ‚mit Gottes Hülfe' am 3. Januar 1880 in Angriff nahm. Aber Besuche und namentlich Briefe brachten fortwährend Störungen der unliebsamsten Art. ‚Mein Leben ist nicht gerade erfreulich', heißt es in einem Schreiben vom 9. März 1880; ‚ich komme in eine Arbeitshast hinein, die mir weder geistig noch körperlich gut sein kann. Seit Neujahr sind ungefähr 200 Anforderungen, Anfragen, Bittgesuche &c. an mich gekommen — wo soll das hinaus!' Aehnliche Klagen kehren in einem Briefe vom 24. Mai wieder, an dessen Schluß es heißt: ‚Ich ziehe weiter im Karren meiner großen Arbeit.' Die Zahl der Zettel für den dritten Band belief sich im genannten Monate bereits auf 11 000.

Große Freude bereitete Janssen um diese Zeit seine Ernennung zum päpstlichen Hausprälaten und apostolischen Protonotar ad instar participantium — er sah darin vor Allem eine besondere Anerkennung seines Wirkens auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete durch Papst Leo XIII.

Ende Juni gab er endlich dem Drängen seiner Freunde nach und suchte in Königstein Ruhe und Erholung. ‚Heute, nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Königstein,' berichtet das Tagebuch zum 9. August, ‚nach Frankfurt zurückgekehrt. Gottlob hatte die Luft- und Laufcur günstigen Erfolg. Ich war achtmal auf dem Feldberg, einmal auf dem Rossert &c. Im Ganzen war ich 311 Stunden in frischer Luft, habe gar nicht gearbeitet und hoffe nun neu gestärkt meine Arbeiten für den dritten Band wieder aufzunehmen und wieder täglich die heilige Messe lesen zu können. Gott der Herr helfe mir [illegible]' Rührend für mich war die Adresse, welche ich während meines Aufenthaltes in Königstein von den westfälischen Geistlichen der confraternitas [illegible]

voluntatis (Bruderschaft vom guten Willen) erhielt, worin Dank ausgesprochen wird für mein Geschichtswerk und die Beihülfe des Gebetes für die Fortsetzung versprochen wird. Eine bessere Beihülfe kann mir nicht zu Theil werden. Ich hatte darüber eine außerordentliche Freude; die Westfalen sind doch treue Menschen.' In den folgenden Monaten konnte Janssen ‚tüchtig arbeiten', wenn es auch nicht an ‚großen Störungen' und Hindernissen fehlte. ‚Wenn es bald mit meinen Augen besser geht,' berichtet er am 8. Januar 1881 an Fräulein Johanna Pastor, ‚hoffe ich doch nach Ostern den Druck des dritten Bandes beginnen zu können. Vom ersten Band ist die sechste Auflage schon wieder vergriffen, und muß ich, sobald ich kann, an die siebente gehen. Wegen meiner Arbeiten kann ich ein Mandat für den Landtag nicht annehmen.' Eine resignirte Stimmung kommt in folgenden Zeilen zum Ausdruck, welche er am 4. Mai 1881 an August Reichensperger richtete: ‚Große Geduld habe ich nöthig, täglich zu erbitten. An den beiden Osterfesttagen konnte ich nicht einmal in die Kirche — jetzt habe ich schon infolge starken Hustens wieder seit fünf Tagen nicht celebriren, wenig arbeiten können. Wie Gott will! Ich suche jede Stunde nach aller Möglichkeit auszunutzen; geht's nicht, so ist doch der gute Wille zu loben. In den dritten Band sind viele Trübnisse eingewoben; wolle Gott, daß ich ihn im Laufe des Sommers fertig bekomme!'

Nicht förderlich für das Befinden des Unermüdlichen war seine Gewohnheit, den Druck eines Bandes bereits beginnen zu lassen, bevor das Manuscript für denselben ganz abgeschlossen war. So ließ er auch jetzt, im Juni, den Druck des dritten Bandes in Angriff nehmen, während der letzte Theil des Manuscriptes erst am 27. October 1881 auf der alten Burg zu Kronberg, wo er die Sommermonate zugebracht, fertig wurde. Daneben wurde noch die siebente Auflage des ersten Bandes corrigirt und eine ‚Umarbeitung der Stolberg-Biographie' angefertigt, deren Druck am 5. Januar 1882 begann.

Janssen rechtfertigt diese Nebenarbeit damit, daß er nach der Vollendung des dritten Bandes in besonderm Maße ‚einer geistigen Erfrischung in einer edleren Gesellschaft bedurfte, als die offene Weltbühne dem Geschichtschreiber in der unseligen Zeit der Kirchenspaltung darbietet'; deshalb ‚flüchtete er von Neuem in Stolberg's herrlichen Kreis'. Die Frucht dieser Erholung war ein ‚Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Adelheid von Braganza' gewidmetes kleineres Werk über ‚F. L. Graf zu Stolberg; sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche'[1]. Man hat diese Arbeit mit Unrecht als einen Auszug aus dem größern Werke bezeichnet. Schließt sich die kleinere Biographie auch sowohl in der Anordnung des Stoffes wie im Ausdruck naturgemäß vielfach an das größere Werk eng an, so enthält dieselbe doch andererseits

[1] Freiburg, Herder 1882. 8°. XVI u. 494 S. Dritte Auflage

,mancherlei werthvolle und anziehende neue Mittheilungen', die theilweise bisher noch unbekannten Briefen und Aufzeichnungen Stolberg's entnommen sind. Hervorzuheben ist hier namentlich ein überaus schönes Schreiben Stolberg's an seinen Sohn Christian vor dem Empfange der ersten heiligen Communion. Wie dieses Schreiben, so ist die ganze Arbeit eine köstliche Gabe für die studirende Jugend; aber auch der gereifte Leser wird gern zu dem Buche greifen, in welchem der Verfasser so sehr zurücktritt, daß man eine Selbstbiographie zu lesen glaubt. ,Allen suchenden, nach Wahrheit dürstenden Seelen', sagt Janssen im Vorwort, ,zeichnet sie den Weg vor, der zu festen Ueberzeugungen und zum Genuß des wahren Friedens führt. Den Glaubensgenossen ist sie in den schweren kirchlichen Bedrängnissen der Zeit ein erhebendes Vorbild, wie man mitten in den Kämpfen von aller persönlichen Bitterkeit wider die Gegner sich frei halten, die innere Ruhe und Heiterkeit bewahren, sich immer fester der Kirche anschließen, im Leben und Sterben sich immer inniger dem Heiligen verbinden, in Gott einleben soll.'

Die Nothwendigkeit einer Erholung wird jeder Leser des dritten Bandes[1], welcher ,die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sogen. Augsburger Religionsfrieden von 1555' schildert, verstehen. Die tief ergreifende Tragödie, wie das deutsche Volk religiös und politisch gespalten wurde, mußte einem Patrioten wie Janssen besonders schmerzlich sein zu schildern. Die Klage des literarischen Stimmführers der Neuglaubigen, welche dem dritten Bande als Motto vorangesetzt ist, faßt Alles zusammen. ,Diese überaus traurige kirchliche Verwirrung', schreibt Melanchthon, ,bereitet mir solchen Schmerz, daß ich gern aus diesem Leben scheiden möchte. Die Fürsten bringen der Kirche durch unbegreifliche Aergernisse tiefe Wunden bei und nehmen mit den kirchlichen Würden auch das Kirchenvermögen hinweg; nur wenige unterstützen mit einiger Freigebigkeit die Diener der Kirche und der Wissenschaft. Die Anarchie bestärkt deshalb die Verwegenheit der Bösen, und die Vernachlässigung der Wissenschaft droht neue Finsterniß und neue Barbarei. Die Gegenwart ist voll Verbrechen und Wuth und mehr auf Sykophantenthum erpicht, als es die frühere Zeit war. Ganz offen wächst die Verachtung der Religion. Zur Zeit unserer Vorfahren herrschte noch keine solche Genußsucht, wie sie bei unseren Leuten täglich überhand nimmt. Daher kommen die Kriege, die maßlosen Plünderungen und die anderen großen Calamitäten, weil Alle um die Wette eine unbeschränkte Freiheit und die vollständigste Ungebundenheit für alle ihre Gelüste zu erhalten suchen.'

[1] Freiburg, Herder, 1881. gr. 8°. XXXIX u. 733 S. [illegible] Auflage 1890. XLIV u. 792 S.

Die so folgenschwere Periode von 1525—1555 wird auf 733 Seiten zur Darstellung gebracht. Wer sich nur einigermaßen mit dieser bunten und wirren, Politik und Religion mengenden, von den Künsten einer ungemein ausgebildeten Diplomatie beeinflußten Zeit beschäftigt hat, weiß, welche Fülle von Ereignissen sich hier zusammendrängt: die Kriege Franz' I. gegen Carl V., die Ausbildung des Landeskirchenthums in Sachsen und Hessen, der Zwinglianismus und die Wiedertäufer, die Streitigkeiten Carl's V. mit Clemens VII. und Paul III., die Einfälle der Türken, der Schmalkaldische Bund, die Protestantisirung Württembergs, Sachsens, Brandenburgs und Braunschweigs, die Concilsverhandlungen, die Doppelehe Philipp's von Hessen, die endlosen Religionsgespräche, die zahlreichen Reichstage, der Schmalkaldische Krieg, die kaiserliche Interimsreligion, der Reichsverrath des Kurfürsten Moritz und seiner Verbündeten, der Plünderungskrieg Albrecht's von Brandenburg, der Stillstand zu Passau, endlich der Augsburger Religionsfriede. Alles Wesentliche aus diesem labyrinthischen Gewirre herauszufinden und zugleich die Rückwirkungen der auswärtigen Verhältnisse auf die gänzlich veränderten inneren Zustände zu schildern, war eine Aufgabe, wie sie schwieriger kaum gedacht werden konnte. Janssen hat sie gelöst. Man legt das Buch mit dem Gefühle aus der Hand: in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Ranke hatte für die Behandlung derselben Ereignisse ungefähr drei, allerdings kleinere Bände gebraucht; trotzdem bietet Janssen weitaus mehr, namentlich über das von dem Berliner Historiker arg vernachlässigte innere Leben der Nation. Dabei ist, was sich namentlich bei den archivalischen Angaben zeigt, Janssen's Genauigkeit eine viel größere. Und über welche Literaturkenntniß verfügt der Geschichtschreiber des deutschen Volkes! Kein irgendwie beachtenswerther Aufsatz der zahlreichen Provinzialzeitschriften, kein Schulprogramm, keine Dissertation ist übersehen. Manchem Leser wird schwindeln bei der Uebersicht über die hundert und hundert Bände, die alle einen Theil ihres Seins abgaben, um in Janssen's Geist zu einem großartigen lebendigen Ganzen zusammenzuwachsen.

Wiederholt klagt Janssen in seinen Briefen über die Schwierigkeit der Gruppirung, die beim dritten Bande noch größer sei als beim ersten. Aber wie ist er derselben Meister geworden! Ganz wie von selbst gliedert sich der gewaltige Stoff in drei Hauptabschnitte, deren Marksteine die Aufnahme der in der socialen Revolution unterlegenen Bestrebungen durch Fürsten und Städte, die Gründung des Schmalkaldischen Bundes und der Beginn des Krieges gegen diese bedrohende Organisation der Neugläubigen bilden. In den Unterabtheilungen ist die chronologische Reihenfolge mit dem sachlichen Zusammenhange so geschickt verbunden, daß keines der beiden Momente zu kurz kommt. Nie verliert der Verfasser in der Fülle des Details die entscheidenden Ereignisse, die treibenden Kräfte treten klar und scharf hervor. Ueberaus anziehend ist die Art, wie

die Handlungen und Charaktere der wichtigsten Persönlichkeiten in ihrer Spiegelung in der Seele der Zeitgenossen vorgeführt werden. In der ganzen Arbeit zeigt Janssen etwas von der Kunst des Dramatikers: man sieht das geschichtliche Schauspiel Zug für Zug sich entwickeln, ohne daß viel dazu gesagt wird. Mit seltener Selbstbeschränkung wird namentlich jede polemische oder apologetische Betrachtung vermieden, nirgendwo werden Folgerungen aus den Thatsachen gezogen, diese sprechen allein, die Personen zeichnen sich meistens selbst, namentlich gilt dies von den Führern der Neugläubigen. Die Mittel, durch welche Fürsten und Städte-Obrigkeiten ihren Unterthanen einen neuen Glauben aufzwangen, werden schonungslos aufgedeckt, wie es die Quellen schildern, aber fast nie wird ein Urtheil über dieses Verfahren gefällt. Dies bleibt dem Leser überlassen, ebenso wie das sich aus dem ganzen Bande ergebende, übrigens bereits von Böhmer ausgesprochene Gesammturtheil, daß Deutschlands Unglück von der Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts sich herschreibt.

Der wissenschaftliche Werth des zweiten Bandes der deutschen Geschichte war auch von einer Anzahl protestantischer Kritiker anerkannt worden. ‚Das Buch ist eine sehr bedeutende Erscheinung', heißt es in den Berliner Jahresberichten der Geschichtswissenschaft (II. Jahrg. 1879. S. 11 u. 260), ‚und hat Anspruch auf eingehende Beachtung. — Sehr überzeugend ist der zum Theil störende Einfluß der Reformation auf das wissenschaftliche Leben, wie der Verfall der Universitäten bewiesen, der der Heranbildung des rohen Prädikantenthums günstig war. In der Darstellung der socialen Revolution entfaltet Janssen seine ganze Meisterschaft, besonders in der Klarlegung der bäuerlichen Verhältnisse.'

Anerkennende Urtheile dieser Art wurden namentlich seit dem Erscheinen des die bisherige Reformationslegende zerstörenden dritten Bandes immer seltener, während sich die heftigsten Angriffe so mehrten, daß Janssen sich zur Abwehr entschließen mußte. Der nächste Abschnitt wird seine Auseinandersetzungen mit einer Anzahl protestantischer Kritiker schildern; hier müssen noch jene Bedenken und Einwendungen berührt werden, welche bei aller Anerkennung der großartigen Leistung Janssen's auf katholischer Seite geäußert wurden. Neben der bereits erwähnten eingehenden Besprechung von Professor Dittrich kommen hier vor Allem die geistvollen Kritiken von Dr. Cardauns in Betracht. Gleich nach Erscheinen des ersten Halbbandes betonte derselbe, ‚das glänzende Bild, welches Janssen von den Zuständen Deutschlands vor der Reformation entworfen, sei kein vollständiges und werde hoffentlich im Verfolg des Werkes seine Ergänzung finden'. Bei einer Besprechung des zweiten Bandes fügte der genannte Kritiker bei, ‚daß Janssen's Darstellung von dem bewußten Gegensatz zu der herkömmlichen Reformationslegende beherrscht ist, und daß man in diesem Sinne von einer Tendenz des Buches sprechen könne'.

In der Kritik des dritten Bandes wurde diese Meinung wiederholt. „Ich glaube nicht,“ schrieb der genannte rheinische Forscher, „daß Janssen die Lücke des ersten Halbbandes vollständig ausgefüllt hat; ich glaube, daß die furchtbare religiös-politische Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts sich auf der in Janssen's farbenreicher Schilderung der vorreformatorischen Zustände gegebenen Grundlage nicht genügend erklären läßt, daß ferner seine Darstellung der Reformation nicht unbeeinflußt geblieben ist von dem Grundgedanken, der seit Jahrhunderten systematisch betriebenen Schönfärberei einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Daß ihm dies vollständig gelungen ist, kann man bejahen, ohne deshalb auch anzunehmen, daß seine Geschichte des deutschen Volkes das Ideal der Objectivität sei“ [1].

Die Einwendungen gegen die Darstellung der Zustände des fünfzehnten Jahrhunderts wurden oben (S. 81 f.) als theilweise berechtigt zugestanden. Es bleibt noch zu untersuchen, wie es sich mit den Ausstellungen gegen den zweiten und den dritten Band verhält. Hier möchte ich vor Allem betonen, daß mir der Ausdruck „Tendenz“ nicht glücklich gewählt erscheint. Janssen hat denn auch gerade gegen dieses Wort sehr entschieden Einsprache erhoben. „Nur die Darstellung der Thatsachen“, schreibt er (An meine Kritiker S. 3—4), „ist meine Tendenz. Ich habe bei meinen Arbeiten jedes theologisch-polemische oder politisch-polemische Ziel vollständig ausgeschlossen.“ Der erwähnten Ausstellung des „befreundeten katholischen Kritikers“ müsse er „widersprechen“. „Für den Polemiker, für den Controversisten wäre dies allerdings ein unausweichlicher Standpunkt. Der Historiker als solcher hat höchstens indirect mit Schönfärberei zu thun, indem er derselben ruhig, objectiv den wahren Sachverhalt gegenüberstellt. Versetzt seine quellenmäßige Darstellung der Schönfärberei einen tödtlichen Stoß, so ist dies nicht seine Tendenz, sondern er verhält sich dabei lediglich permissiv. Es gibt kaum einen Abschnitt der Historie, der nicht zum Gegenstand parteiischer, tendenziöser Behandlung geworden wäre. Wo die Schönfärberei in so greifbarer Weise und in solchen Dimensionen auftritt, wie in den meisten Darstellungen der Geschichte der kirchlichen Revolution, die man Reformation genannt hat, da hätte, scheint mir, allerdings der Historiker im Grunde das Recht, auf Thatsachen gestützt, geradezu zu polemisiren und der mehr oder minder bewußten Schönfärberei einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Doch ich darf mir das Zeugniß geben, von diesem Rechte absolut keinen Gebrauch gemacht, sondern mich streng innerhalb der Grenzen rein objectiver Darstellung gehalten, bezüglich der

[1] Kölnische Volkszeitung 1882, Nr. 67, III. Hieran knüpften sich dann noch sachliche, freundschaftliche Erörterungen ([illegible] im Deutschen Hausschatz 1882 S. 284), auf die ich gerne eingehen würde, wenn Herrn Dr. Cardauns, der mir seine Jahrbuchs-Briefe mit großer Zuvorkommenheit zur Verfügung stellte, nicht gerade die betreffenden Schreiben abhanden gekommen wären.

Thatsachen weder in kirchlicher noch in politischer Beziehung irgendwie Partei ergriffen zu haben. Dieses Streben nach möglichster Objectivität ohne Polemik war meine einzige Tendenz.'

Jeder Zweifel an der Aufrichtigkeit dieser Worte ist ausgeschlossen. Die Frage kann nur die sein, wie weit es dem ernsten Streben des Geschichtschreibers des deutschen Volkes thatsächlich gelungen ist, ein möglichst objectives Bild zu liefern, d. h. ‚ein solches, welches jeder ehrliche Mensch nach kritischer Durchforschung aller ihm zugänglichen Quellen abgeben mußte' (Dittrich im Histor. Jahrb. III. 663). Nach eingehendem Studium der von Janssen geschilderten Zeit Carl's V., welche ich selbst nach einer bestimmten Seite hin darzustellen versucht habe, und die in meiner ‚Papstgeschichte' demnächst noch einmal zur Behandlung kommen wird, möchte ich über Janssen's Objectivität doch anders urtheilen als Freund Cardauns.

Was zunächst die Führer der Neugläubigen anbelangt, so wird doch auch mancher gute Zug gebührend erwähnt. ‚Luthers That', urtheilt Dittrich (Histor. Jahrb. III. 664), ‚sucht Janssen als objectiver Historiker in ihren äußeren und inneren Ursachen zu verstehen und den Lesern das rechte Verständniß zu vermitteln.' Sehr entschieden tritt hervor, daß, seitdem Luther im Jahre 1525 die Leitung aus der Hand gegeben und den Fürsten übertragen hatte, letztere die eigentliche Schuld an der furchtbaren politisch-kirchlich-socialen Revolution tragen, welche Deutschland verwüstete. Aber werden denn nicht vorwiegend die Schattenseiten im protestantischen Lager in den Vordergrund gestellt? Keineswegs. Es sei hier namentlich an Janssen's Darstellung der Politik der Päpste Clemens VII. und Paul III. erinnert. Mit voller Schärfe zeigt er hier, wie Carl V. durch die Haltung des verblendeten Mediceerpapstes verhindert wurde, seinen Doppelsieg über Franz I. und die sociale Revolution zur Ueberwindung des Landeskirchenthums zu benutzen. ‚Die Zwietracht zwischen den Oberhäuptern der Christenheit', urtheilt Janssen, ‚wurde der Nation zum Verhängniß. Clemens VII. durchkreuzte in mediceischer Politik die edlen Absichten des Kaisers. Er trug wesentliche Schuld an den Kriegen, in deren Folge Carl noch Jahre lang aus dem Reiche ferngehalten wurde und die politisch-kirchliche Revolution freien Spielraum gewann.' Das Urtheil ist fast schärfer als dasjenige Ranke's. Mit gleichem Freimuth weist der Geschichtschreiber des deutschen Volkes die Familienpolitik Paul's III., dessen Verlegung des Concils ‚ein Unglück für die Kirche wurde'. Was die traurigen Zustände am römischen Hofe betrifft, so führt uns Janssen das schneidende Urtheil Adrian's VI. an, das in den Worten gipfelt: ‚Wir Alle sind vom Wege des Rechtes abgewichen.' Ueber die kirchlichen Schäden in Deutschland kommen Murner, Glapion, Aleander, der [illegible]mann, Georg von Sachsen und Carl V. selbst zu Wort. Die Darstellung

der Politik der katholischen Fürsten deckt Janssen die Schattenseiten eben so rücksichtslos auf wie bei Charakterisirung der protestantischen. Die äußeren Feinde, die wider Recht und Ehre Deutschland bedrängten, und alle inneren Vaterlands- und Reichsverräther werden durch schonungslose Enthüllung der Thatsachen gebrandmarkt, ‚unbekümmert darum, ob die Verräther sich katholisch nannten oder irgend einer andern Confession angehörten'. Speciell bezüglich der Haltung der von manchen katholischen Schriftstellern noch immer in Schutz genommenen katholischen Herzoge von Bayern zeigt Janssen eingehend, daß dieselbe nicht besser war wie diejenige der Schmalkaldener. Dabei ist er keineswegs blind eingenommen für Carl V.; es genügt, in dieser Hinsicht auf die Abschnitte ‚Doppelstellung des Kaisers zu Regensburg 1541' und die ‚Kaiserliche Interimsreligion' zu verweisen. In keinem Werke eines protestantischen oder katholischen Autors aber dürfte die jämmerliche Haltung des deutschen Episkopates während der Glaubensspaltung so schonungslos aufgedeckt sein, wie bei Janssen. ‚Sie schwiegen sich zu Tode.' ‚Da gibt's wenige muthige Seelen. Und ob's unter ihnen Apostel gibt, will ich nicht zweifeln, doch dem Urtheile Gottes hingeben, ob ihre Zahl zwölf ist und nur ein einziger Judas.' An dieses Urtheil eines Zeitgenossen knüpft Janssen sein eigenes. ‚Die meisten derselben', schreibt er, ‚waren in Wesen und Wandel nicht so fast Bischöfe, als weltliche Fürsten mit geistlichen Titeln, wetteiferten mit den Weltlichen in Luxus und Wohlleben, in Jagd und Spiel.' ‚Was der päpstliche Legat Aleander im Jahre 1521 während des Wormser Reichstages gesagt hatte: „Die Bischöfe zittern und lassen sich verschlingen, wie die Kaninchen", behielt seine Geltung für lange Zeit. Nicht minder zutreffend waren die Berichte desselben Aleander und anderer, mit den kirchlichen Zuständen Deutschlands vertraut gewordener päpstlicher Nuntien: der unpriesterliche Wandel von Bischöfen und Geistlichen niederen Ranges, welche selbst unter den schwersten Bedrängnissen der Kirche ihr Leben nicht änderten, trage hauptsächlich Schuld an dem Hasse des Volkes gegen die Geistlichkeit.' Ebenso objectiv wird dann im Einzelnen Cardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, geschildert, der zwar auf Seiten der Kirche blieb, aber ihr ‚weder durch Muth des Glaubens, noch durch geistlichen Wandel und Züchtigkeit, noch durch Fürsorge für wahrhaft geistliche Hirten zu Aufnehmen und Gedeihen diente'. Der erbärmliche Erzbischof Hermann von Wied, der geldgierige Münster'sche Bischof Friedrich von Wied, der der Trunksucht und Unsittlichkeit fröhnende Franz von Waldeck, Bischof von Münster, Minden und Osnabrück, und viele andere Prälaten, die wie schwache Rohre in den Stürmen der Zeit hin und her schwankten, finden keine Schonung, keine Entschuldigung. Ein Schriftsteller, welcher in dieser Weise die schweren Schäden der Vertreter der eigenen Kirche hervorhebt, schreibt doch wohl objectiv.

Wenn die Schatten im andern Lager, auf Seiten der Anhänger des Landespapstthums und der mit Türken und Franzosen verbundenen schmalkaldischen Fürsten, noch tiefer sind, so liegt dies eben an den Dingen und Personen selbst, nicht an der Beleuchtung. Damit soll nun keineswegs gesagt werden, daß Janssen, so sehr er auch sein eigenes Urtheil zurückdrängte[1], bei Schilderung einzelner Persönlichkeiten und Ereignisse nicht hie und da die feine Linie der Objectivität überschritten habe. Solche vereinzelte Mißgriffe können eben so wenig in die Wagschale fallen, wie einzelne Irrthümer und Versehen, die bei einem derartigen Riesenstoffe an sich unvermeidlich sind. Es handelt sich um die Gesammtdarstellung, und da hat Janssen in seinem ernsten Streben nach Wahrheit Licht und Schatten in den allermeisten Punkten richtig vertheilt.

Die Kehrseite der politisch-religiösen Umwälzung mußte bei Janssen noch mehr als bei Döllinger und Ranke hervortreten, weil inzwischen die Detailforschung eine Fülle von Berichten an's Licht gefördert hat, welche in den vierziger und fünfziger Jahren noch im Staube der Archive begraben lagen. Wie Karl Adolf Menzel geht Janssen vor Allem auf eine sichere Feststellung des objectiven Thatbestandes aus; wer das Werk jenes Protestanten studirt hat, kann sich über Janssen's Bild nicht mehr sehr verwundern. Das ‚mythische Gewand', welches nach Böhmer's treffendem Ausdrucke die ‚meisten neueren landläufigen Darstellungen' den ‚Reformatoren' übergeworfen, war in jenem Werk bereits arg durchlöchert: Janssen hat es völlig und für immer zerrissen. Diese Thatsache ist vielfach auch auf nichtkatholischer Seite zugestanden worden. ‚Nimmer', sagt ein protestantisches englisches Blatt mit Bezug auf Janssen's Werk (The Christian Register 1885. p. 666), ‚kann der Heiligenschein, welcher die Namen der großen Reformatoren umgeben hat, fürder ihnen beigelegt werden; was bis jetzt bei Gelehrten eine bekannte Thatsache war, das ist nun ein Gemeingut des Volkes geworden.' Ebenso unläugbar ist es, daß die im Gegensatz zu Ranke, der vornehm nie in das Leben des Volkes herabsteigt, von Janssen gelieferte deutsche Culturgeschichte eine Massenwirkung erzielte und eine Bedeutung erlangt hat, daß selbst so leidenschaftliche Gegner wie Professor von Holst gestanden: Janssen's Geschichte sei ‚eine Macht im deutschen Volke' geworden. Die protestantische Geschichtschreibung, die sich in Ranke's ‚Deutscher Geschichte' auf dem Gebiete der Kirchenspaltung in der Offensive befand, ist durch den Frankfurter Historiker in die Defensive zurückgedrängt. ‚Janssen', sagt Dr. Jörg (Hist.-polit. Blätter Bd. 89, S. 197), ‚läßt sich nicht mehr secretiren, und eine Ranke'sche Geschichte des Reformationszeitalters kann nicht mehr geschrieben werden.' Wenn zugegeben wird, daß die Wahrheit

[1] Interessant ist, daß Dr. Förster im Deutschen Literaturblatt 1882 Nr. 10 gerade dies an dem dritten Bande tadelt.

über Alles geht, dann ziehen die deutschen Protestanten daraus nicht den kleinsten Gewinn.'[1]

Was nun endlich das ‚Ideal der Objectivität' anbelangt, so muß doch daran erinnert werden, daß ‚eine absolute Objectivität der Auffassung für den Historiker nicht erreichbar ist' (Bernheim, Lehrbuch der hist. Methode. Leipzig 1889, S. 500). In gleicher Weise ist es — und dies bemerke ich, um meine eigenen Ausstellungen gegen den ersten Band in's richtige Licht zu stellen — keiner auch noch so vollkommenen historischen Methode gegeben, alle Räthsel im Leben der Völker zu lösen. Janssen's Verdienst aber bleibt es, daß er für die entscheidungsvollste Epoche der deutschen Geschichte den Schleier tiefer gelüftet als alle seine Vorgänger, daß er einen sehr hohen Grad von Objectivität angestrebt und erreicht[2] und durch Bevorzugung des culturhistorischen und socialpolitischen Standpunktes mit durchschlagendem Erfolge ein neues, höchst fruchtbares Element in die Geschichtsdarstellung gebracht hat, ein Element, dessen volle Bedeutung erst die Zukunft erkennen und würdigen wird.

[1] Nach einer Besprechung im Londoner ‚Athenäum' vom 6. December 1884 ist Janssen's Werk ‚zwar mit Fehlern behaftet, dennoch bezeichnet es eine Epoche in der historischen Wissenschaft Deutschlands. Es überflügelt bei Weitem Ranke's Geschichte Deutschlands seit der Reformation, wie diese ihrerseits Geschichtsbücher von der Art Menzel's in Schatten stellt. Daß die gewöhnliche Erzählung von der Reformation und von Luther, wie sie in den Werken einer gewissen Classe von protestantischen Theologen sich findet, rein mythisch ist, war eine Thatsache, welche bei jedem Gelehrten, der diese Periode auch nur oberflächlich untersucht hatte, unzweifelhaft feststand. Janssen's Darstellung der Reformation ist mehr als ausreichend, ihr mythisches Ansehen zu zerstören'.

[2] Dies räumen auch protestantische Gelehrte ein. So schreibt L. Freytag im Berliner Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 1885, S. 39 f.: ‚Kein ernsthafter objectiver Kritiker kann ihn beschuldigen, ein Parteischriftsteller zu sein; denn unbefangen räumt er die furchtbaren Schäden ein, die das gewaltige Eindringen der protestantischen Lehre begreiflich machen (vgl. z. B. Bd. II, S. 6. 16. 65. 166. und Anm. 2, 268 Anm. 1, 269, 338 Anm. 1; Bd. III, S. 4. 127 Anm. 1, 186). Er ist sogar unbefangen genug, Luther gegen ungerechte Beschuldigungen ausdrücklich in Schutz zu nehmen (vgl. Bd. II, S. 72 Anm. 1, 492 Anm. 1), und wenn er einzelne Persönlichkeiten, die von uns Protestanten nach alter fable convenue immer noch als Märtyrer und Heroen dargestellt werden, wie Hutten, Sickingen, Philipp von Hessen, Moritz von Sachsen, Albrecht von Preußen, auf ihren wahren Werth oder Unwerth durch die Logik der Thatsachen zurückführt, so ist er in seinem guten Recht, dasselbe ist der Fall, wenn er völliger Vergötterung Luther's entgegentritt (II, 150). Selbst wenn er sagt (II, 173): „Luther's Geist hat hohe und edle Züge, aber der Hochmuth brachte ihn zum Fall", so muß man gestehen, daß er damit diejenigen unter uns Protestanten bitter beschämt, die sich nicht entblöden, im neunzehnten Jahrhundert den pöbelhaften Jargon des sechzehnten wieder aufzufrischen und das Oberhaupt der katholischen Kirche einen Teufel und seine Anhänger Teufelsanbeter zu nennen. Kurz man kann sagen, daß seine Auffassung der Zustände und seine Schilderung der historischen Charaktere so objectiv sind, wie es überhaupt möglich war'.

X. Auseinandersetzung mit den Kritikern der deutschen Geschichte. Janssen als deutscher Patriot; seine Stellung zu den Protestanten.

> ‚Dir an der Wieg' einst stand Dein Engel strahlenden Blickes,
> Legte zum schlummernden Kind leise ein schimmerndes Schwert.
> Blumen kränzten es wohl voll Duft und heiterer Anmuth,
> Aber im Blütengewind' barg sich der schneidige Stahl.
> Wahre die Blumen und pflege sie wohl als holdes Geleite,
> Das, was Du schaffst und wirkst, braucht auch den farbigen Schmuck.
> Doch, mein Kämpe, sei treu; hol' aus mit wuchtigem Flamberg,
> Schlage die Masken hinweg, schmett're die Lüge in Staub!'

Mit diesen Worten ward Janssen am Heinrichstage 1878 durch seinen Freund Molitor begrüßt. Der Dichter ruhte schon in kühler Erde, als Janssen den Beweis lieferte, wie trefflich er es verstand, den ‚wuchtigen Flamberg' zu führen.

Der erste Band der Geschichte des deutschen Volkes, namentlich die ersten Lieferungen derselben, waren auch von streng protestantischer Seite als eine hochbedeutende wissenschaftliche Leistung anerkannt worden (s. oben S. 75 f.). Leider war das Bestreben, dem katholischen Geschichtschreiber gerecht zu werden, nicht von allzu langer Dauer. Als der zweite und dann der dritte Band die bisherige Reformationslegende zerstörten, da waren bei den meisten Kritikern Unbefangenheit und Gerechtigkeit geschwunden. Eine gewisse Gereiztheit hatte man namentlich den streng lutherischen Kritikern schon nachsehen können, welche in der Ansicht aufgewachsen waren, daß es eine katholische Geschichtschreibung nicht gebe; allein da es sich doch um geschichtswissenschaftliche Fragen handelte, hätte man erwarten sollen, man werde sich in den Grenzen einer anständigen Polemik halten.

Daß dies der Fall gewesen, kann man nicht behaupten. Im Gegentheil: was sich jetzt abspielte, ist ein dunkles Blatt in der Geschichte unserer Zeit. Einige ganz nebensächliche Kleinigkeiten wurden aus dem dreibändigen Werke herausgesucht, und an diese knüpfte man eine literarische Fehde ohne Gleichen an. ‚Der Frankfurter Gymnasiallehrer', schreibt ein Mann, der die Bewegung genau verfolgen konnte, ‚hatte die Ehre, in zahllosen politischen Zeitungen, in Kirchenblättern und Pastoralconferenzen als kriegführende Macht

behandelt zu werden, meistens unter der Versicherung, er verstehe nichts von historischer Methode, entstelle auf's Gröblichste die Wahrheit u. s. w., aber mit einer Aufregung und Leidenschaft, welche Zweifel an der zur Schau getragenen Geringschätzung erwecken mußte' (Cardauns im Deutschen Hausschatz 1892, S. 281). Es kam so weit, daß ein protestantischer Geschichtschreiber, Ferdinand Gregorovius, äußerte: ‚An dem Janssen kühlt jeder lutherische Seminarist und Prediger sein Müthchen; er gilt wie vogelfrei, das Geschimpfe über ihn wird unerträglich.'

Wenn es bei dem Geschimpfe von Seminaristen und Predigern geblieben wäre, würde Janssen wohl die Sache auf sich haben beruhen lassen, wie er ja auch zu den Angriffen geschwiegen, welche gewisse ‚altkatholische Kritiker' mit bekannter Noblesse gegen ihn richteten. Allein auch Männer von anerkanntem wissenschaftlichen Namen, Organe von bedeutendem gelehrten und literarischen Ruf ergingen sich in den ärgsten Anklagen, Verdächtigungen und Beschuldigungen. Zu den Prädicaten, mit welchen von dieser Seite die ‚wissenschaftliche Entwerthung' der mühevollen Arbeit Janssen's versucht wurde, gehörten: ‚er ist mit religiösem Fanatismus an seine geschichtliche Aufgabe gegangen', — ‚leistet in der gänzlichen Verschweigung des ihm nicht Passenden das Menschenmögliche', — treibt ‚historische Taschenspielereien', — begeht ein ‚Attentat auf Alles, was historische Wissenschaft heißt', — ‚stellt seinem sittlichen Urtheil ein Armuthszeugniß aus', — ‚entstellt die Wirklichkeit aus bewußter Absicht', — trägt ‚eine Giftblumenlese' zusammen, — ‚spritzt Gift aus', — begeht ‚Perfidie'. Ja man stellte den stillen Frankfurter Gelehrten sogar in Vergleich mit einem Manne, den der hl. Paulus als einen Lästerer des Evangeliums dem Satan übergab!

Janssen war zeitlebens ‚ein abgesagter Gegner aller persönlichen Polemik, insbesondere aller confessionellen Polemik'; stets ging er politischen oder confessionellen Streitigkeiten ‚nach Möglichkeit aus dem Wege'. Angesichts dieser Angriffe mußte er sich aber doch die Frage vorlegen, ob er noch länger schweigen dürfe? Bei reiflicher Ueberlegung drängte sich ihm die Ansicht auf, daß er sich in einem Falle befinde, von dem Fénelon sage, daß Nothwehr strenge Pflicht sei; war doch mit der eigenen Person und Ehre ungerechter Weise auch die Sache angegriffen worden, für die er arbeitete. Es kostete ihn eine schwere Ueberwindung, ‚seine positiven Arbeiten für die Fortsetzung seines Geschichtswerkes zu unterbrechen' und sich polemischen Entgegnungen zuzuwenden. Allein er konnte sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß er, nachdem sein historisches Werk durch so viele Beschuldigungen und Anklagen auf das Gebiet der Controverse gezogen, nicht schweigen dürfe, um nicht die Ergebnisse langjähriger Forschungen der Abneigung und Willkür voreingenommener Kritik preiszugeben'. Auch schien ihm längeres Schweigen zu

den ‚geschehenen Verunglimpfungen seines kirchlich-katholischen Bekenntnisses' nicht statthaft. Am 23. Juni 1882 erhielt er von einem seinem protestantischen Bekenntnisse aufrichtig ergebenen Freunde nachfolgende Mahnung: ‚Ich stehe auf einem ganz andern Standpunkte wie Du, aber die gegen Dich in Umlauf gesetzten Verdächtigungen und Beschuldigungen, die auf angeblichen religiösen Fanatismus, bewußte Entstellung oder Verschweigung der Wahrheit, sogar auf Perfidie hinauslaufen, haben mich empört. Willst Du denn das Alles ruhig über Dich ergehen lassen? Antwortest Du nicht, so erweckst Du offenbar den Verdacht, Du könntest nicht antworten, Du sähest Dich selbst für geschlagen an.'

Dieser Brief war entscheidend. Im Juli 1882 begann Janssen während seines Ferienaufenthaltes in Kronberg die Abfassung seiner Schrift ‚An meine Kritiker'[1], welche im Herbste desselben Jahres im Druck erschien. Bezeichnend für die Gesinnung Janssen's während der Ausarbeitung dieser Antwort ist ein Schreiben an seinen Freund Divisionspfarrer Koch vom 14. Juli 1882, in welchem es heißt: ‚Ich stecke in Streitesnöthen, aber ohne Streitesmuth.'

Die Auseinandersetzungen Janssen's mit seinen Kritikern sind für den edlen, ächt priesterlichen Charakter des Geschichtschreibers des deutschen Volkes ungemein bezeichnend. ‚Mit Zorn, Groll und persönlicher Invective, welche manche Kritiker als nothwendige Bestandtheile einer kräftigen und durchgreifenden Polemik anzusehen scheinen, habe ich nichts zu thun. Meiner Natur sind Zorn und Groll fremd, und wenn ich gegen Kritiker, welche solche Anklagen und Beschuldigungen wider mich erheben, wie ich sie im Eingang meines Briefes anführte, zur Feder greife, so brauche ich nicht zu fürchten, daß ich in gleichen Ton verfalle.'

Einen solchen Ton hat Janssen in einem Grade vermieden, daß es kaum eine zweite Streitschrift geben dürfte von so vollendeter Ruhe, Noblesse und Sachlichkeit. Nur in ganz besonders schweren Fällen kommt ein scharfes Wort zur Verwendung, sonst äußert sich stets nur Bedauern, zuweilen mit Humor gemischt. Im Allgemeinen richtete der Geschichtschreiber des deutschen Volkes seine Vertheidigung so ein, daß die in Anführungszeichen mitgetheilten Ausfälle seiner Gegner von selbst auf diese Herren zurückfallen. Den Herrn Consistorialrath, der ihn dem Teufel übergeben, ‚übergibt' Janssen lediglich dem Urtheil der Leser'.

Wie in der Form, so ist Janssen auch in der Sache jenen Gegnern durchaus überlegen. Den Herren Baumgarten, Beger, Ebrard, Kawerau, sowie einigen Kritikern, welche sich klüglich nicht nannten, wird in der leichten und

[1] Nebst Ergänzungen und Zusätzen zu den ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg, Herder, 1882. XI u. 227 S.

zweckentsprechenden Form von achtunddreißig Briefen an seinen alten Freund Eduard von Steinle mit ruhiger Sachlichkeit nachgewiesen, daß sie der Sache völlig unkundig seien. Es genügt, hier das Urtheil eines Gelehrten anzuführen, welcher ‚bei der höchsten Anerkennung' des Janssen'schen Werkes ‚in einem gewissen Sinne von einer Tendenz' desselben gesprochen und, trotzdem Janssen dies entschieden in Abrede stellte, doch daran festhielt, daß der ‚Standpunkt des Polemikers und Controversisten die Gesammtdarstellung' des Frankfurter Historikers ‚einigermaßen beeinflußt habe'. Dieser unzweifelhaft unbefangene Beurtheiler der ganzen Controverse, Dr. Cardauns, kam zu dem Resultat, daß die von Janssen's Gegnern ‚gemachten Versuche, die Anklage auf „zahllose Trugschlüsse, historische Taschenspielereien, Perfidie" u. s. w. durch Einzelheiten zu begründen, kläglich gescheitert seien. Man darf beinahe sagen: was Janssen's Gegner aus seiner Geschichte citiren, steht nicht darin, und was sie in ihr vermissen, haben sie übersehen. Ein wahres Prachtstückchen in letzterer Hinsicht ist der von Herrn Kawerau vermißte, von Janssen aber ungeschminkt erzählte und in den kräftigsten Ausdrücken gewürdigte Berner Wunderscandal. In den meisten Fällen brauchte Janssen nur die Citate richtig zu stellen und die dem Scharfsinn seiner Kritiker entgangenen Stellen zu citiren, und der Fall war erledigt' (Köln. Volkszeitung 1882, Nr. 277, I).

Ganz vortrefflich ist am Schlusse der Arbeit die Zurückweisung der Angriffe des Professors Baumgarten, der Janssen das Hinarbeiten auf einen neuen ‚Religionskrieg' insinuirt und mit dem kriegerischen Uebergewicht der 30 Millionen Protestanten über die 15 Millionen Katholiken im Deutschen Reiche gedroht hatte. ‚Diese Drohung', antwortet Janssen ebenso fein wie würdevoll, ‚ist gewiß eine eben so neue wie sonderbare Art „wissenschaftlicher Kritik". Sie schmeckt, scheint mir, mehr nach „religiösem Fanatismus" als irgend eine Stelle oder irgend ein Ergebniß meines Werkes. Soll wirklich mit dem „Schwerte des Geistes" auf wissenschaftlichem Boden gefochten werden, so ist sie nicht am Platze.' ‚An Baumgarten's ganzer Kritik hat mich nichts so sehr in Erstaunen gesetzt, als seine kriegerische Arithmetik. Ich muß sagen, daß ich weder bei dem ersten noch bei dem zweiten und dritten Band meines Werkes an die Millionen und Tausende gedacht habe, denen ich allenfalls gegenüberstände, sondern lediglich an die Thatsachen, welche ich in meinen gedruckten und ungedruckten Quellen vorfand.'

Neben den eigentlich geschichtlichen Fragen, deren Besprechung manche wichtige Ergänzung zu dem Hauptwerke bietet, erörtert Janssen auch eine Anzahl von seinen Gegnern aufgeworfener confessionell streitiger Punkte. War er bisher nur als Geschichtsforscher aufgetreten, so zeigt er sich hier als nicht minder wohlgeschulter Theologe. Das warme Herz des gläubigen Christen und frommen Priesters spricht aus jeder Zeile dieses Abschnitts. Die Recht-

fertigungslehre, die Heiligen- und Marienverehrung, die Kraft der Heiligung in der Kirche werden mit einer Klarheit, Ruhe und Milde erörtert, welche an Möhler erinnert [1].

Die Anerkennung Unbefangener wurde denn auch Janssen in reichlicher Weise zu Theil. Schon Anfangs November 1882 konnte er Reichensperger melden, daß er gegen achtzig zustimmende Briefe über seine Vertheidigungsschrift erhalten habe, darunter Schreiben von nichtkatholischen Universitätsprofessoren und lutherischen Pfarrern.

Auch öffentlich wurden solche Stimmen auf nichtkatholischer und protestantischer Seite laut. Das Berliner Tageblatt (1882, Nr. 203) sprach sich dahin aus, daß Janssen's ‚Ansehen durch die vorliegende Antikritik noch steigen werde, denn jeder Unbefangene müsse zugeben, daß er seine Gegner glänzend abführe'. Der Frankfurter Beobachter (1882, Nr. 302) fand in der Schrift ‚Lessing's Stil und Klarheit und Macaulay's lebhafte und interessante Darstellungsweise'. Janssen, urtheilt Paul Förster im Deutschen Literaturblatt (1883, S. 171), ist aus dem Streite ‚unzweifelhaft als Sieger hervorgegangen'. Otto Hammann schrieb in der Schlesischen Zeitung (1883, Nr. 24 u. 27): ‚Die Würde ist auf Janssen's Seite'; es sei ‚ungerecht und schädlich zugleich, sich mit dem Eifer vergangener Jahrhunderte gegen einen Mann zu erbittern, welcher offenbar das Gute will und mit dem uns ein warmes Nationalgefühl verbindet, mag immerhin zuvörderst die Liebe zur katholischen Kirche ihm die Klage über die Glaubensspaltung im deutschen Volke eingegeben haben'.

Solche Urtheile von Männern, die Janssen persönlich gänzlich unbekannt waren, gaben der Hoffnung Raum, daß eine Verständigung zwischen den getrennten Confessionen wenigstens auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete nach und nach zu erreichen sein werde, wodurch dem nationalen Interesse kein kleiner Dienst geleistet würde. Allein es waren leider nur vereinzelte Stimmen: der Culturkampfsrausch verdunkelte noch zu sehr die Geister. Das Sturmlaufen gegen Janssen nahm jetzt erst recht seinen Anfang. Die Aufregung über die Geschichte des deutschen Volkes gewann häufig eine große Aehnlichkeit mit gründlicher Angst vor dieser ‚Geistesthat des Katholicismus'. Im Februar 1883 verbanden sich eine beträchtliche Anzahl von protestantischen Gelehrten

---

[1] E. Liesegang schreibt in der ‚Kyffhäuser Zeitung' 1882, Nr. 24: ‚Wer eine feine ethische Auffassung des Katholicismus lesen will, dem empfehlen wir Janssen's Büchlein „An meine Kritiker". Ein poetisches Gemüth hat uns den Marienkultus, die Heiligenverehrung, kurz alle die Institutionen der katholischen Kirche, die uns so lächerlich erscheinen, in dichterischem Hauche verklärt: wir Protestanten haben eine Innigkeit des Gemüthslebens, der wir die Anerkennung nicht versagen; vielleicht finden wir hier die Ergänzung zu unserer mehr verstandnißmäßigen Auffassung religiöser Dinge.

und Papieren zur ‚Vernichtung‘ des einen Mannes durch den ‚Verein für Reformationsgeschichte‘ [1]; allein von den zahlreichen Broschüren dieses Vereins erreichte auch nicht eine im Entferntesten die Verbreitung von Janssen's Antwort an seine Kritiker, von welcher in ganz kurzer Zeit 10 000 Exemplare abgesetzt wurden. Die Broschüren des ‚Vereins für Reformationsgeschichte‘ waren derart, daß sie in die Kreise des katholischen Volkes gar nicht gelangten; Janssen's Werk war in den Händen Aller, auch der Protestanten. Zur weitern Verbreitung desselben trug nicht wenig bei das weise Benehmen der von dem Frankfurter Historiker gekennzeichneten Kritiker. Nur Einer derselben, Kawerau, besaß die Klugheit und Ehrlichkeit, in einer im Ganzen ruhigen Erwiderung einige seiner gegen Janssen erhobenen Beschuldigungen fallen zu lassen.

Die übrigen Gegner des Frankfurter Historikers zogen eine andere Art des Kampfes vor. Professor Baumgarten erklärte Janssen ‚jeglicher historischen Ungeheuerlichkeit‘ fähig und ‚rief gleichsam die Polizei zu Hülfe‘. Dem gegenüber zeigt das ‚zweite Wort an meine Kritiker‘ [2], daß Baumgarten über ganz elementare katholische Dinge (spricht er doch von der ‚Anbetung‘ des Trierer Rockes) in völliger Unkenntniß sich befindet, und daß seine eben erwähnte Behauptung ‚nichts Anderes heißt, als: von einem Katholiken darf keinerlei historische Ungeheuerlichkeit überraschen‘. Sehr würdig antwortet Janssen auf den Vorwurf, seine die Schleusen des confessionellen Hasses aufziehende Richtung sei eine Gefahr für das Deutsche Reich, indem er bemerkt: ‚In wissenschaftlichen Kritiken wurde dieses Geschäft der Denunciation seither in Deutschland selten betrieben. Ich will Herrn Baumgarten darin nicht weiter stören.‘

Gegenüber dem Consistorialrath Ebrard vertheidigt Janssen in überaus lichtvoller, besonnener Weise den Cölibat und die Jungfräulichkeit, die Ehre des katholischen Priesterthums und der katholischen Missionen und vor Allem das Papstthum. Diese apologetischen, irenisch angehauchten Excurse stehen durch ihre Ruhe und Würde in einem wahrhaft wohlthuenden Gegensatz zu der unglaublichen Sprache seines Gegners, der sich den Stil der Schrift ‚Das Papstthum vom Teufel gestiftet‘ zum Muster genommen zu haben scheint. Hier wie überall verfährt Janssen nach seinem Grundsatze: ‚Die Kritik muß eine rein sachliche sein und in einer Weise geführt werden, daß die Streitenden sich gegenseitig Achtung abnöthigen und davon überzeugt sein können, daß nicht um des Streites willen gestritten wird, sondern um den Frieden zu erlangen.‘

[1] Das Athenäum vom 6. December 1884 bezeichnet den genannten Verein als eine Gesellschaft zur Fortsetzung des Culturkampfes.

[2] Freiburg, Herder, 1883. gr. 8°. VII u. 145 S.

Der interessanteste Theil des ‚zweiten Wortes an meine Kritiker' ist die Widerlegung von Köstlin, der eine eigene Schrift ‚Luther und J. Janssen' herausgab, um die neuen Auflagen seiner Lutherbiographien nicht ‚durch Beziehungen auf einen solchen Historiker' weiter ‚zu belasten'. Wenn ein Mann, der sich vorwiegend mit der Erforschung von Luther's Leben beschäftigt, es unternahm, Janssen im Einzelnen bezüglich der Behandlung des genannten ‚Reformators' historische Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten nachzuweisen, so durfte man wohl etwas Anderes erwarten als unbedeutende und vielfach irrelevante, ‚geradezu jämmerliche Kleinigkeiten', wie man sie in jedem, auch dem besten größern Werke aufstöbern kann. Köstlin konnte die von Janssen aufgestellten Thatsachen in keinem wesentlichen Punkte umstoßen; gerade dieser Angriff bewies, wie quellenmäßig fest die Darstellung des Frankfurter Historikers ist, und daß er wiederholt nur mit großer Maßhaltung referirt hatte. Köstlin's Unvorsichtigkeit nöthigte Janssen, Manches, was er in seiner Geschichte schonend nicht berührt hatte, jetzt mitzutheilen. Köstlin suchte, was ihm auf sachlichem Gebiete fehlte, durch eine möglichst kräftige Sprache zu ersetzen, so daß Dr. Cardauns von seinem ‚Fischweiberton' sprechen konnte. Janssen blieb auch hier seiner Methode getreu, ruhig die Grobheiten seines Gegners als unbegründet nachzuweisen und dadurch auf denselben zurückfallen zu lassen. ‚Wenn man bei einem Gegner unlautere Absichten voraussetzt,' schreibt er, ‚kann man in seine Darstellung Allerlei hineindeuten. Findet doch Köstlin sogar in meinem Satze: „Luther wollte in der That noch mehr schreiben gegen den Papst, aber seine Steinschmerzen, die er, hindeutend auf ihre Ursachen — ich meine den Genuß starker Getränke, ähnlich wie bei Erasmus Bd. II. S. 7 —, seinen ‚Scharfrichter' nannte", in den gesperrt gedruckten Worten ein unflätiges Product meiner Phantasie, und apostrophirt mich dabei S. 65 mit den Worten: „Als einst bei Luther's Lebzeiten der Dichterling Lemnius sich über eine andere Krankheit Luther's, einen Ruhranfall, ausgelassen und noch weitern Schmutz von Lästerungen vorgebracht hatte, sprach Luther über solche Gegner: Laßt sie, wir wollen uns nicht mit ihnen in den Dreck legen." In welchen Dreck sich die Phantasie Köstlin's bei Lesung meines obigen Satzes verirrt hat, weiß ich nicht.'

Trotz der Niederlagen, welche die bisherigen Kritiken erlitten, wurde die Hetze gegen Janssen fortgesetzt, und immer neue Streiter tauchten auf. Da dieselben es ablehnten, sich ‚in Erörterungen über das Detail einzulassen', und sich in ‚Allgemeinheiten' bewegten, sah sich Janssen nicht veranlaßt, ihnen ein Wort zu erwidern. Daneben wurden Mittel in Anwendung gebracht, von welchen sich jeder anständige Mensch mit Unwillen abwendet. Im Nachlaß Janssen's befindet sich eine Sammlung ihm zugeschickter Droh- und Schmähbriefe, von deren Veröffentlichung ich im Interesse des [illegible]

Abstand nehme. Eine Zeit lang fühlte sich der stille Gelehrte ernstlich beunruhigt, und während des Lutherjubiläums verließ er Frankfurt, um Insulten zu entgehen.

„Die Art der Verhetzung des protestantischen Publikums gegen mich“, heißt es in einem Briefe Janssen's, „wird doch nachgerade abscheulich. Der Professor Kolde aus Erlangen hat drucken lassen [1], im Allgemeinen beabsichtige ich „nichts Anderes, als unsere ganze moderne Entwicklung, als auf Widerchristenthum und revolutionären Grundlagen, auf dem Widerspruch gegen alle sociale Ordnung und jegliche Moral beruhend, zu brandmarken“. Ich mache „Luther verantwortlich für Zola's Nana“ (der schändlichste Roman, der je geschrieben worden). Was soll ich machen? Auch die hiesigen Blätter fangen an, gegen mich zu wühlen. In Orsoy hat man sich bereits im Wirthshaus wegen meines Werkes geschlagen. Einige erklärten, „es sei ein Teufelswerk“, ein „Bubenwerk“, Andere wollten sich das nicht gefallen lassen, und so kam es zur Prügelei!“ Janssen antwortete dem Herrn Kolde eben so wenig wie jenem „praktischen Theologen“, welcher in einer umfangreichen Broschüre Folgendes niederschrieb: „Dies Zungenreden Luther's war auch meinen Nerven oft zu kräftig — aber wenn ich mich jetzt nach Lesung von des lieben Herrn Professor Janssen's Buch frage, so stehe ich anders“; könne „der Teufel selbst den so verzaubern durch das Papstthum, bei so viel Gelehrsamkeit“ ein solches Buch zu schreiben, „so hat es Luther doch nie genug schimpfen können“!

Aehnliche Ansichten wurden selbst von Universitätsdocenten ausgesprochen. „Janssen's Werk“, sagt Hans Delbrück in den von ihm und Professor Treitschke herausgegebenen „Preußischen Jahrbüchern“ (Bd. 53, S. 529 ff.), „ist nichts als eine ungeheure Lüge, jene eigentliche Kunst des Fürsten der Finsterniß, welche das Angesicht der Wahrheit anzunehmen weiß und ihre höchsten Triumphe erficht, wenn sie unter die Reihe der Jünger einen Judas einschwärzt.“ Delbrück empört sich über den „dummpfiffigen Falschmünzer“ Janssen, namentlich über dessen Charakteristik Hutten's, derart, daß er ernsthaft die Frage stellt, ob nicht „etwa Jemand dabei etwas von der Stimmung Hutten's verspüren sollte, als er jenen beiden Dominicanern die Ohren abschnitt“.

Recht liebenswürdig waren auch nachstehende Prädicate, mit welchen gewisse Leute, die nicht einmal alle zu dem Evangelischen Bunde gehörten, ihrem Herzen Luft machten: „unheimliches Anhängsel ultramontaner Presse“ — „Abschaum des abjectesten Jesuitismus“ — „moderner Drachentödter der Ultramontanen“ — „Hehler der päpstlichen Pornokratie“ — „wissenschaftlicher Cretin“ — „Abgefeimte jesuitische Bestie“.

Janssen bewahrte inmitten dieser Schmähungen eine Seelenruhe und Heiterkeit des Gemüths, von denen ihm ferner Stehende kaum eine Ahnung haben.

[1] Theologische Literaturzeitung. Leipzig 1882. Sp. 416 u. 418.

Er beschränkte sich darauf, jene seltsamen Kritiken, deren Zahl sich schon 1886 auf nahezu hundert belief, in ein Heft zusammenzustellen, auf das er die Worte Lichtenberg's schrieb: ‚Wer schimpft, hat den Proceß verloren.'

Zu dieser Ansicht kam auch ein deutscher Protestant lutherischen Bekenntnisses in New-York, Namens Charles William Frommann, welcher durch ‚die gemeinen, niederen Angriffe' für Janssen's Werk so sehr eingenommen wurde, daß er dasselbe genau studirte; hierdurch an seinem Bekenntnisse irre geworden, setzte der Herr einen Preis von 5000 Dollars für die beste Widerlegung Janssen's aus, aber Niemand wollte denselben verdienen.

Der einzige Erfolg der mit weit mehr Eifer als Verstand betriebenen Fehde zur ‚Vernichtung' Janssen's war die immer größere Verbreitung seines Werkes. Von dem ersten Bande desselben wurden 25 000 Exemplare abgesetzt, während von den Schriften an die Kritiker 19 000 und 16 000 Exemplare verbreitet wurden. Konnte man Janssen zu diesem großartigen Erfolge gratuliren, so noch mehr zu dem Gebrauch, den er von den klingenden Ergebnissen machte. Das haben die Kritiker sicher nicht bedacht, daß sie indirect die armen Kirchen der Diaspora unterstützten.

Die krankhaften Erscheinungen, welche die Controverse über die ‚Geschichte des deutschen Volkes' zu Tage förderte, wurden von ruhig denkenden Protestanten sehr ernst beurtheilt. ‚Die protestantische Kritik', sagte der bekannte Philologe Bonitz, ‚hat sich in Bezug auf Janssen's Geschichtswerk furchtbare Blößen gegeben. Eine solche Leerheit sachlicher Entgegnung, verbunden mit so viel Schimpfereien, hätte man nicht erwarten sollen.'

Noch weniger hätte man im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts erwarten sollen, daß ein Gelehrter, der schon vor mehr als zwanzig Jahren in seiner Schrift ‚Frankreichs Rheingelüste' den vaterländischen Standpunkt auf das Entschiedenste vertreten, wegen Mangels an Patriotismus verdächtigt worden wäre, weil er die gleichen Gesinnungen bei Beurtheilung gewisser Vorgänge des sechzehnten Jahrhunderts zum Ausdruck brachte. Und doch geschah dies wiederholt. So denuncirte Dr. Georg Winter den Geschichtschreiber des deutschen Volkes in aller Form als Feind des jetzigen Deutschen Reiches und zwar als einen activen Feind desselben. Janssen, schreibt Winter, sei in jenem Geschichtswerk ‚so weit' gegangen, ‚offen auszusprechen, daß nur ein Deutsches Reich unter habsburgischer Führung seinen Ueberzeugungen und Bestrebungen entspreche'. Den Beweis dafür blieb der Kläger schuldig. Noch unerhörter war, daß man unter diesem Vorwande selbst Leser des Janssen'schen Werkes angriff und persönlich schädigte. Zu Augsburg ward einem Lehrer Namens Krug von einer löblichen Schulcommission vorgeworfen, er habe für Windthorst und Mallinckrodt Verehrung geäußert und Janssen's Geschichtswerk gelesen; infolge dessen waren die Herren

von der ‚deutschen Gesinnung' Krugs nicht überzeugt, und derselbe wurde von dem Vorschlage an den Magistrat zur Verleihung des Directoriums (womit zunächst eine Gehaltserhöhung verbunden) ausgeschlossen! (Augsb. Postzeitung vom 8. Januar 1889.)

Der von gewissen protestantischen Kritikern in Deutschland als ‚Reichsfeind' verschrieene Janssen wurde gleichzeitig in Frankreich, und zwar von streng katholischer Seite, wegen seines ‚deutschen Chauvinismus' angegriffen: ein französisches Blatt bezeichnete den harmlosen Gelehrten sogar als einen Haupturheber des deutsch-französischen Krieges!

In Wahrheit war Janssen weder ein Feind des Deutschen Reiches noch ein deutscher Chauvinist, sondern ein patriotischer, ächt deutscher Mann. Die Ehre und Größe des Vaterlandes lagen ihm, wenn irgend Einem, stets am Herzen. Schon in der frühesten Jugend hatten ihn die patriotischen Lieder aus der Zeit der Freiheitskriege ‚wunderbar angeregt'. Sein Erstlingswerk über Abt Wibald' durchzieht bereits derselbe warme patriotische Hauch wie alle seine späteren Arbeiten, vor Allem seine Geschichte des deutschen Volkes. Jede Entstellung der Geschichte im Sinne irgend einer politischen Partei, wie sie in den sechziger Jahren durch bekannte Geschichtsbaumeister versucht wurde, war ihm freilich gründlich zuwider: dafür hatte er eine viel zu hohe Auffassung von der Pflicht des Historikers, vor Allem nur die Wahrheit zu sagen. Aber ‚als Deutscher sah er mit Liebe auf die großen Jahrhunderte des Mittelalters zurück, wo unsere Nation an der Spitze der Christenheit stand, wo man z. B. unter Barbarossa mit berechtigtem Selbstgefühl von dem winzigen Königlein Frankreichs sprechen konnte, und wo kein König von Dänemark den Thron besteigen durfte ohne Erlaubniß der deutschen Stadt Lübeck'' (S. 18 der oben S. 41 citirten Rede von 1863.)

Politiker ist Janssen nie gewesen. Er hielt es mit dem Spruche:

> Der nächste Weg zu Gott führt durch der Liebe Thür'
> Der Weg der Politik bringt uns nur langsam für'

Aber er bewahrte sich stets ein warmes deutsches Herz, eine ächt deutsche Gesinnung. Glänzende Wahrzeichen hiervon sind einige patriotische Gedichte, unter welchen dasjenige ‚an Barbarossa' aus dem Jahre 1859 hervorragt:

> O Kaiser, träumender Kaiser
> Wach' auf im Marmorberg!
> O Kaiserheld, du greiser,
> Hörst du, es ruft der Zwerg:
> „Es fliegt nicht mehr der Rabe!"
> Auf vom granitnen Tisch!
> Empor aus langem Grabe
> Ein Jüngling, siegesfrisch!

Auf, auf! Die Wetter ballen
Sich rings im falben Schein,
Und schlimme Grüße hallen
Ueber den grünen Rhein;
Der in des Aars Gefieder,
Dem keck erborgten, prangt,
Es kräht der Hahn, dem wieder
Nach altem Raub verlangt.

Vom Alpenschnee zum Meere
Wankt ein verlassen Weib,
Verhärmt der einst so hehre,
Der königliche Leib.
Zersetzt ist und zerschlissen
Das kaiserliche Kleid,
Und von der Stirn gerissen
Des Diadems Geschmeid.

Und in der Brust inmitten,
Da klafft es blutigroth,
Das Herz ist ihr durchschnitten —
O Schmach! o bitt're Noth!
Sie fleht, den Schmerz zu lindern,
Von Thür zu Thüre hin,
Klopft an bei ihren Kindern,
Die arme Bettlerin.

„Habt Mitleid meiner Wunde,
„Schafft mir, was ich verlor,
„Habt Acht der bösen Stunde!" —
Taub bleibt der Söhne Ohr.
Wo Brüder sich entwöhnen,
Da ist Verderben nah, —
Weh uns, den argen Söhnen!
Weh dir, Germania!

O Kaiser, alter Kaiser,
Hilf du dem heil'gen Reich!
Die Noth drängt heiß und heißer,
Wach' auf, werd jung zugleich!
Geschlafen hast du lange,
Nun schreite wacker dar,
Im hellen Schwerterklange
Laß flattern deinen Aar!

Daß er die Schwingen schwenke
Zum Schutz dem Vater Rhein;
Zum Trutz die Krallen senke
In's Welschland tief hinein;

> Siegreich auf fränk'scher Erde
> Bis an der Seine Strand,
> Daß groß und einig werde
> Das deutsche Vaterland!

Auch in der trübsten Zeit hielt Janssen an der Hoffnung fest, ‚daß wir wieder erlangen würden, was wir verloren: ein Reich und einen Kaiser'. In diesem Sinne schrieb er 1861 am Schlusse seiner ‚Rheingelüste', der ersten Arbeit, die er nach seiner Priesterweihe herausgab: ‚Unser Volk will keine geheime religiöse Feindschaft wieder erwecken und nicht noch einmal den Dolch umwenden, den der Erbfeind, unsere Zwietracht benutzend, in's Herz des Vaterlandes gestoßen; es will den Frieden aller Confessionen, und treu pflegen mit der Kirche, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt. Unser Volk will Frieden mit den Regierungen, die sich in den geänderten Geist der Zeit gefunden und auch Frieden geschlossen haben mit dem neuen Geschlecht, und vor Allem will es ohne Zögern sich rüsten gegen den Feind, damit, wenn er kommt, plötzlich auf allen Bergen die Feuerzeichen lodern. Und das Volk ist im Kriege unsere sicherste Hoffnung und Schutzwehr. Und der Krieg hebt die Kraft der Nation. Was keine Einheitstheorien und keine doctrinären Parteiprogramme jemals vermögen, vermag der Volkskrieg, der dem nationalen Leben einen frischen Impuls verleiht und unter gemeinsamen Gefahren und Drangsalen, Siegen und Ehren Alle von Nord und Süd einander näher führt und allen Sondergeist der Stämme und ihrer Regierungen bricht — bis, wenn wir innerlich dessen werth geworden, was wir erstreben, unsichtbare Mächte die Thore des Kyffhäusers öffnen und wir freudig lauschen können auf den Morgengruß des erwachenden Kaisers.'[1]

Die starke Antipathie seines Lehrers und Freundes Böhmer gegen alles Norddeutsche ohne Unterschied theilte Janssen nicht. Gleich im Jahre 1854 betonte er dem Frankfurter Bibliothekar gegenüber ‚die ausnehmend guten kirchlichen Zustände in Preußen'. Böhmer fand diese Auffassung ‚zu rosig', aber Janssen ward in seiner Ansicht durch die edle Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. und die bündigen Zusagen seines Nachfolgers in Betreff der Wahrung der kirchlichen Rechte der Katholiken bestärkt[2]. Wie schmerzlich

[1] Ein durch den ‚Culturkampf' verbitterter Freund Janssen's wollte ihn bewegen, diese Stelle bei der neuen Auflage, die 1883 (Freiburg, Herder. VI u. 100 S.) erschien, wegzulassen. Janssen änderte indessen keine Zeile.

[2] A. von Steinle betont in seinem interessanten Aufsatze ‚J. Janssen im Frankfurter Freundeskreise', daß Janssen, obgleich er sich zur großdeutschen Partei bekannte, im Großdeutschthum nicht das alleinige Heil sah. Es gab damals oft harte Kämpfe zwischen ihm und dem glühenden österreichischen Patrioten Steinle. Janssen als der Jüngere schwieg meist. Sein Ideal war fernab von jeder Parteiung' (Hist.-polit. Blätter Bd. 108, S. 762).

ihn deshalb später der von Bismarck gegen die Kirche geführte Kampf berühren mußte, liegt auf der Hand. ‚Ich habe gefühlt, ich habe es miterfahren,' schrieb er im Sommer 1882, ‚wie eine Majorität von 30 Millionen die Minorität von 15 Millionen in den letzten zehn Jahren behandelt hat. Das Alles hat mich tief geschmerzt. Aber es hat mich nicht verbittert. Auch bin ich durchaus nicht der Meinung, daß es meine Geistesgaben, wie diese immer sein mögen, vergiftet hat. Denn, Gott sei Dank! glaube ich noch mit der vielgeschmähten Minorität an den Heiland und Erlöser und kenne das Gebot, das er uns gegeben hat.' Wie sehr Janssen auch den Culturkampf beklagte, so bewahrte er sich doch selbst in dieser leidenschaftlich erregten Zeit die Ruhe und Unparteilichkeit des Historikers. Als der Kampf seinen Höhepunkt erreichte, schrieb er folgendes Urtheil über König Friedrich Wilhelm IV. nieder: ‚Mit Schmerz scheidet man von dem edlen Monarchen, der Welt und Leben durchaus von christlichen Gesichtspunkten ansah und allen falschen Liberalismus verabscheute. Er erkannte sehr gut, daß dieser falsche Liberalismus die Bewegung des Radicalismus und Socialismus verschuldete, welche der gesammten gesellschaftlichen Ordnung den Boden unter den Füßen zu entreißen droht, und deren Anhänger alle Offenbarung und selbst den Glauben an den lebendigen Gott von sich werfen. Diesen zu widerstehen, hielt er für seine vornehmste Pflicht als Fürst, als Christ, wie als Mensch; er verwarf das liberale System, weil er keine greifbare Grenze zwischen den Grundbegriffen der Liberalen und der Radicalen entdecken konnte: in der Verbindung von Beiden sah er die Gefahr der gebildeten Welt. Ob er recht gesehen, wird die Geschichte unserer Tage zeigen' (Zeit- und Lebensbilder S. 508. Vierte Auflage II. 345—346).

Der Culturkampf war für Janssen eine um so härtere Enttäuschung, als er an den Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 den innigsten und freudigsten Antheil genommen hatte. Der Schreiber dieser Zeilen hat jene große Zeit an seiner Seite miterlebt und kann es bezeugen, mit welchem Jubel er die großartigen Erfolge des deutschen Heeres und die endliche Wiedergewinnung der durch Verrath dem alten Reiche entrissenen Westmarken begrüßte. Es liegen aber auch schriftliche Zeugnisse hierfür vor, durch welche die oben erwähnten Angriffe auf Janssen's patriotische Gesinnung in ihrer ganzen Nichtigkeit aufgedeckt werden. ‚So weit ich Geschichte kenne,' schrieb er am 4. August 1870 an die jetzige Frau Pröpstin Caroline von Stein, Schwester der ihm so nahe befreundeten Frau von Sydow, ‚wurde nie noch ein Krieg so ruchlos begonnen, und nie zog ein Volk in einen gerechteren Krieg als das deutsche gegen den wälschen Abenteurer, dem das leichtsinnige Franzosenvolk zujauchzt. Wie edel, wie einfach und christlich sind alle Worte des Königs!'

Als dann die ersten Schläge gegen Frankreich gefallen, richtete er an Fräulein Marie Plettner, deren Brüder im Felde standen, folgende Zeilen: ‚Ich bin durch die Siege unserer Waffen von Freude wie durchschüttert und hoffe und bete zu Gott, daß nun endgültig mit Napoleon und seiner ganzen Catilinarierbande für die ganze Zukunft aufgeräumt werden wird. Gottlob! jetzt läßt sich wieder mit Freude eine deutsche Geschichte schreiben. Ich sehe auch die Bajuvarier mit ganz anderen Augen an wie früher. Ehre auch ihrem Könige! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich über den Patriotismus und die Tapferkeit der Bayern freue. Ihrer Brüder gedenke ich täglich im Gebete, daß Gott sie erhalten und gesund ihrer Familie zurückgeben möge.‘ Aehnliche Gedanken kommen zum Ausdruck in einem ‚am Abend der Verkündigung des Sieges von Mézonville‘ geschriebenen Briefe an einen bayerischen Geistlichen, Herrn Andreas Schneider, der 1869 bis Ostern 1870 unter Janssen's Leitung Geschichtsstudien in Frankfurt getrieben hatte. Jener Brief vom 19. August 1870 sollte ‚dem lieben Freunde Grüße bringen und den Ausdruck meiner Freude über den Erfolg unserer Waffen. Ich weiß, daß auch Sie als guter Patriot diese Freude theilen. Gottlob! nun läßt sich wieder mit ganz anderem Muthe eine deutsche Geschichte schreiben!‘

Mehr noch als Janssen's deutsche Gesinnung ist seine Stellung gegenüber seinen getrennten Mitbrüdern protestantischen Bekenntnisses verkannt worden. Hat man ihm doch die Absicht zugeschrieben, durch sein Geschichtswerk ‚dem Protestantismus gleich in seinen Anfängen einen Stoß in's Herz zu versetzen‘, und ihn des Hasses gegen die Protestanten beschuldigt. Absichten und Empfindungen dieser Art waren Janssen stets fremd. ‚Auch bei Abfassung meines Geschichtswerkes‘, schrieb er 1882, ‚lag und liegt mir alle confessionelle Verbitterung oder gar Feindschaft fern. Wer die protestantische Literatur über die Reformationsgeschichte kennt, weiß, wie viele Historiker ohne alle Schonung nicht nur die Lehre der katholischen Kirche, sondern Alles, was einem katholischen Herzen lieb und theuer ist, direct angreifen, mißdeuten, wohl gar schmähen. Solchem Verfahren entgegen war ich meinerseits ängstlich bemüht, jeden Ausdruck persönlichen Urtheils zu vermeiden, das die Ueberzeugung von Protestanten verletzen konnte. Ich habe mich selbst in der Besprechung der Reformatoren und ihrer Lehren jedes subjectiven Urtheils enthalten, habe sie ausschließlich nach ihren eigenen Schriften und anderen den Protestanten unverdächtigen Zeugnissen geschildert. Ich verurtheile Niemanden, der unter dem Einfluß seiner Erziehung und des Gesichtskreises, in welchem er aufgewachsen, die Begründer des Protestantismus noch für große, segensvolle Männer hält. Aber als Historiker habe ich das Recht und die Pflicht, mir aus den Quellen darüber Gewißheit zu verschaffen, ob sie als höhere Werkzeuge zur Verbreitung des Gottesreiches auf Erden betrachtet zu werden

verdienen, und habe ihr öffentliches Leben und Wirken so darzustellen, wie unanfechtbare Thatsachen es erfordern.' Und an einer andern Stelle seiner Vertheidigungsschrift sagt er: ‚Was ich im Jahre 1861 am Schluß einer Schrift, in der ich den von Frankreich geschürten confessionellen Hader der Deutschen zu schildern hatte, ausgesprochen habe, daran halte ich noch heute fest: es handle sich für uns vor Allem darum, keine religiöse Feindschaft neu zu erwecken, sondern treu zu pflegen mit der Kirche, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt. Von Herzen befürworte ich ein einheitliches Zusammengehen mit den von uns getrennten Confessionen auf allen Gebieten, wo ein solches erreichbar ist, namentlich gegenüber dem Unglauben und Materialismus, gegenüber den Feinden einer jeden Kirche'.

Wie unbequem Janssen ‚den Feinden jeder Kirche' ist, zeigte neuerdings ein Hetzartikel der Wiener ‚Neuen Freien Presse' (Nr. 9845) gegen den Zedlitz'schen Volksschulgesetzentwurf, welcher die Gefahr für den ‚Frieden und die Eintracht der Gemüther' ausmalt, ‚wenn aus den künftigen, auf confessioneller Grundlage eingerichteten Lehrerbildungsanstalten Männer hervorgehen, die im Geiste Janssen's oder Hengstenberg's ausgebildet werden'.

Daß einer geschworenen Feindin alles Christenthums wie der ‚Neuen Freien Presse' eine derartige Aussicht entsetzlich ist, kann man verstehen; weniger begreiflich ist, wie viele Gesinnungsgenossen Hengstenberg's noch immer einen Mann wie Janssen gänzlich verkennen und bei dem Kampfe gegen ihn mit ihren eigenen Todfeinden zusammengehen können. Glücklicherweise gab und gibt es noch immer im protestantischen Lager Männer, welche sich bezüglich des Geschichtschreibers des deutschen Volkes einen klaren Blick bewahrt haben. Es ist noch nicht an der Zeit, Janssen's Briefwechsel mit Protestanten zu veröffentlichen, aber einer Reihe von Schreiben aus diesem hochinteressanten Material muß bereits jetzt gedacht werden.

Im Jahre 1890 veröffentlichte ‚ein evangelischer Theologe': ‚Ein Wort zum Frieden in dem confessionellen Kampfe der Gegenwart'. In dieser von einem edlen irenischen Geiste getragenen Schrift heißt es: ‚Die Kirche ist Eine. Sie ist auch in der Trennung Eine geblieben. Wir, Evangelische und Katholiken, sind nicht völlig von einander getrennt. Wir sind immer noch Christen. Der Hoffnung auf die Einigung entsagen, heißt Christum verläugnen. Im Hinblick auf das Heil, das uns gemeinsam ist, vermögen wir in dem Haß der Angehörigen beider Kirchen gegen einander nur das bewußte oder unbewußte Einstimmen in die Verläugnung des Heils im Allgemeinen unter Betäubung des Gewissens mit dem Sonderbekenntniß zu erkennen. Wem alles Positive, die Kirche als solche, ein überwundener Standpunkt ist, dem wird es leicht, die andere Kirche preiszugeben. Was sagen die Feinde? So ist's recht! Rennt euch die Köpfe gegen einander ein; dann geben wir

mit der Beute davon.' Diese Schrift, deren Schluß die sociale Frage im Geiste Kaiser Wilhelm's II. bespricht, wurde zum Druck befördert durch — Janssen. Vor mir liegen die in dieser Angelegenheit gewechselten Briefe, rührende Zeugnisse von Janssen's Eifer, im ‚Reiche der socialen Reform' den Frieden der Confessionen zu fördern und ‚treu zu pflegen, was bei den einzelnen Parteien vom Christenthum noch auf lebendiger Wurzel grünt'.

Ein glänzendes Zeugniß für Janssen's feinen Tact in confessionellen Dingen können vor Allem Diejenigen ablegen, in deren Mitte er gewirkt. Länger als ein Menschenalter hat er an dem Frankfurter Gymnasium Geschichtsunterricht ertheilt, eine Zeit lang in Vertretung seines erkrankten Collegen Creizenach auch den protestantischen Schülern, aber keiner derselben hat jemals ein verletzendes Wort aus seinem Munde vernommen. Im Gegentheil sprachen mir noch kürzlich protestantische Mitschüler mit wahrer Liebe von Janssen's Geschichtsstunden. Die Frankfurter hatten für die Beschuldigung, Janssen säe ‚confessionelle Verbitterung und religiösen Fanatismus' an, stets nur ein mitleidiges Lächeln. Sie wußten aus langjähriger Erfahrung zu gut, daß Janssen gerade in confessioneller Beziehung eine außerordentlich friedfertige Natur war, daß er stets mit zahlreichen Protestanten auf das Freundschaftlichste und Angenehmste verkehrte. Dieser Verkehr erstreckte sich weit über die Mainstadt hinaus und blieb durchaus nicht auf strenggläubige Protestanten beschränkt. Besonders innigen Umgang aber pflog er mit jenen edeln protestantischen Seelen, welche, wie der preußische Bundestagsgesandte Herr von Sydow und dessen Schwägerin, die Frau Pröpstin Caroline von Stein, Ludwig von Gerlach, Karl Passavant, Professor Arnold, Bindewald, Daniel und Andere, mit ihm verbunden waren durch denselben Glauben an Christus, den Herrn und Heiland. Die Briefe dieser protestantischen Freunde bezeugen es, wie zart und tactvoll Janssen im Verkehr mit ihnen war. Ein Beweis, wie wenig Janssen's Priesterherz von ‚Haß gegen die Reformatoren' erfüllt war, ist die Thatsache, daß er verschiedene Convertiten aufgefordert hat, doch ja auch für die Seelenruhe Luther's zu beten.

Wie Janssen sein Verhältniß zu den der Religion nach getrennten deutschen Mitbrüdern auffaßte, erhellt aus nachstehenden Zeilen, welche er am 22. Juli 1871 an Caroline von Stein richtete: ‚Wenn auch das äußere Bekenntniß trennt, so hält doch das innere Verständniß uns mit einem festen Bande umschlossen und allein der innige Glaube an Den, der uns Heil gebracht und durch den allein wir selig werden können. Es bereiten sich in unserer Zeit, soweit ich die Dinge verstehe, größere Leiden vor, als sie seit Jahrhunderten vorhanden waren, und es ist mir wie zum Glaubenssatz geworden, daß sich in dem großen innern und äußern Kampf gegen den wachsenden Unglauben und gegen die zunehmende Autoritäts- und Gehorsamslosigkeit auf religiösem

Gebiete alle Diejenigen einander näher rucken werden, die Gott die Ehre geben, guten Willens ihr Herz in Allem der Wahrheit offen halten und von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß nur das Gesetz uns wahre Freiheit geben kann. In diesem Geiste sollten wir recht gemeinsam beten, auch dafür beten, daß Gott der Kirche gewaltige Rüstzeuge schicke gegen den antichristlichen Geist der Zeit, gegen das moderne Heidenthum, welches den christlichen Charakter aller unserer öffentlichen Institutionen, soweit er noch vorhanden, zu untergraben und dem armen Volke allen lebendigen Glauben aus dem Herzen zu reißen sucht.'

Diesen Gesinnungen ist Janssen bis an sein Ende getreu geblieben. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß Männer, die vielfach auf einem ganz andern Standpunkt stehen, dies anerkannt haben. So schrieb Otto Kannegießer nach Janssen's Hinscheiden: ‚Die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes, die Wiederherstellung seiner einstigen Macht und Größe nach Jahrhunderten tiefster Schmach und in der Geschichte der europäischen Völker fast beispiellosen Elendes, das ist das große Ziel, welches Janssen bei seinen historischen Arbeiten stets vor Augen gehabt hat' (Berliner Tagblatt vom 11. Januar 1892). Nicht minder bezweckte Janssen, durch seine historischen Arbeiten ein Verständniß zwischen den auf religiösem Gebiete getrennten Gliedern des deutschen Volkes anzubahnen. ‚Gott der Herr weiß,' schrieb er zu einer Zeit, als er mit den heftigsten Angriffen überschüttet wurde (23. October 1882), an Professor Paulsen in Berlin, ‚daß ich nicht, wie so manche meiner Kritiker mich anschuldigen, durch mein Werk irgendwie Haß oder Zwietracht säen, oder die Andersdenkenden in ihrem Bekenntniß irgendwie verletzen möchte. Vitam impendere vero! (das Leben der Wahrheit weihen), so gut ich es erkennen kann, ist mein Wahlspruch, und mein Vaterland und das ganze Volk, das in ihm wohnt, nicht allein das katholische, liegt meinem Herzen so nahe, wie es nur irgend Jemandem liegen kann. Für „Teufelswerk", wie Herr Hofprediger Baur in seiner Orgienrede meint, halte ich die kirchliche Revolution des sechzehnten Jahrhunderts nicht, sondern, wie ich in meiner Schrift „An meine Kritiker" S. 21 gesagt habe, für ein Strafgericht Gottes. Ich meine, auch die Protestanten sollten es dafür ansehen und gemeinsam mit den Katholiken dahin arbeiten, daß dieses Gericht zu Ende gebe.'

XI. Der vierte und fünfte Band der Geschichte des deutschen Volkes. 1883—1888.

Indem Janssen alsbald nach der Abfassung des ‚zweiten Wortes an seine Kritiker' Mitte April 1883 sich wieder der Fortsetzung seines großen Werkes zuwandte, war die Gefahr überwunden, durch diese Polemik von seiner Lebensaufgabe abgezogen zu werden. Unterdessen drohte ihm von anderer Seite Gefahr, aus seinem ruhigen Arbeitsleben herausgerissen zu werden. Papst Leo XIII., für alle Wissenschaft, insbesondere für die Geschichte hoch begeistert, hatte schon längst sein Augenmerk auf den gelehrten Frankfurter Professor gerichtet und sich eine Zeit lang mit dem Gedanken getragen, den Geschichtschreiber des deutschen Volkes an die Spitze der vaticanischen Archiv-Verwaltung zu stellen.

Janssen hatte niemals Verlangen gehegt, seinen ‚bescheidenen Wirkungskreis' in Frankfurt und sein Gelehrtenleben aufzugeben. ‚Bei meiner heiligen Priesterweihe', sagte er mir einmal, ‚habe ich den festen Vorsatz gefaßt, nie weder direct oder indirect mich für die Erlangung einer andern Stellung zu bemühen, und dabei habe ich mich stets sehr glücklich gefühlt.'

Nach dem Erscheinen der glänzenden Schrift über ‚Frankreichs Rheingelüste' bemühten sich einflußreiche Diplomaten, Janssen's Feder für publicistische Zwecke zu gewinnen, jedoch vergebens. 1864 waren ihm in Rom die vortheilhaftesten Anerbietungen für den Eintritt in den diplomatischen Dienst des heiligen Stuhles gemacht worden, aber er war nicht zu bewegen, sich dauernd von Deutschland zu trennen. Daß der unvergeßliche Erzbischof Hermann von Vicari ihn 1866 zum Geistlichen Rathe ernannte, vermochte er nicht zu hindern; als man ihn aber dann für einen Bischofsstuhl in Aussicht nahm, sah ihn sein Freund Geimann in Thränen ausbrechen. Auch jetzt ward er durch die Kunde von dem Vorhaben des Papstes förmlich erschüttert. ‚De Waal kennt mich recht,' schrieb er am 12. März 1880 in sein Tagebuch, ‚wenn er jene Eventualität für mich als eine Gefahr bezeichnet. Gottlob ist die Gefahr vorüber. Glücklich, wer im Verborgenen bleibt.'

Später kam der Papst zum Schrecken Janssen's auf den Plan, ihn nach Rom zu ziehen, zurück. ‚Nun fängt die Romsache an brennend zu werden,' heißt

es in einem Briefe vom 6. October 1883 an August Reichensperger: ‚schon von zwei Seiten erhielt ich dieser Tage von dort Nachricht darüber, heute von meinem Freunde de Waal, der sehr lieb und offenherzig schreibt, und schließlich meint: Sie werden das Opfer wohl bringen müssen.‘ ‚Heinrich in Mainz‘, bemerkt Janssen in einem Schreiben vom 17. October 1883 an Familie Fronmüller, ‚war ganz aufgeregt darüber, daß man in Rom auch nur daran gedacht, mich aus den Arbeiten für meine Geschichte herauszureißen. Er hatte schon, gleich als er von der Sache gehört, nach Rom geschrieben, daß man mich doch in Ruhe lassen möchte. Er glaubt bestimmt, die Sache wäre abgemacht, und es würde keine Anfrage mehr an mich gelangen.‘

Glücklicherweise war man in der Ewigen Stadt einsichtig genug, zu würdigen, daß Janssen, abgesehen von seinem Gesundheitszustande, ein Werk wie die Deutsche Geschichte nur schreiben konnte, wenn ihm die Bibliotheken Deutschlands unmittelbar zur Hand waren. Die angesehenste Stellung in Rom hatte für einen Mann von so tiefer Demuth und Einfalt wie Janssen nichts Verlockendes. ‚Ich möchte‘, schrieb er nach Anführung der anderen gegen die Uebersiedlung nach Italien sprechenden Gründe an August Reichensperger, ‚nicht aus meinem einfachen Leben heraus. Ich bin fest überzeugt, meine Kraft zur Arbeit würde gelähmt.‘ Es war ihm wie die Befreiung von einem Alpdruck, als die bestimmte Nachricht eintraf, Leo XIII. habe auf jenen Plan verzichtet. ‚Ich bin nun Gottlob‘, meldete er am 1. December ‚seinem liebsten Reichensperger‘, ‚für alle Zukunft frei im lieben Vaterlande. Der Papst hat mir seinen Segen geschickt „zur ruhigen Vollendung meines Werkes in Deutschland“.‘

So konnte sich Janssen wieder mit innerer Ruhe seinen Arbeiten widmen. ‚Ich stecke eben‘, schrieb er mir am 14. Juli 1883, ‚in dem Hexencapitel — ein furchtbarer Gegenstand; ich habe darüber manche bisher wenig oder gar nicht beachtete Schriften des sechzehnten Jahrhunderts. Lange vor Spee sind mehrere freimüthige Männer, unter diesen ein Benedictinermönch, mit kräftigen Worten gegen die Greuel aufgetreten, aber ohne Erfolg. Der plötzliche Tod von Arnold[1] hat mich tief erschüttert — ein ernstes memento mori.‘ Den Herbst und Winter war Janssen ununterbrochen in die anstrengendste Arbeit vertieft. Auch zu Ostern gönnte er sich keine ordentliche Erholung. ‚Ich habe Gottlob ordentlich arbeiten können,‘ meldet er am 7. Mai 1884 seinem ‚lieben Freunde‘ Hohoff, ‚aber die Masse des durchzunehmenden Materiales ist entsetzlich, und immer kommt noch neues hinzu. Das Volkswirthschaftliche macht mir ganz besondere Mühe. Ueber den allgemeinen sclavischen Zustand der

[1] Der bekannte Culturhistoriker, Professor an der Universität Marburg, war seit den Fünfziger Jahren mit Janssen befreundet; Böhmer hatte die Bekanntschaft der beiden Gelehrten vermittelt.

Bauern besonders seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts habe ich aus verschiedenen Ländern ganz vortreffliche Zeugnisse, aber es fehlen mir noch genauere Details über den Niedergang der Landwirthschaft, des Bodenertrages u. s. w. Bitte, denken Sie an meinen vierten Band besonders in dieser Beziehung.'

Im Sommer 1884 mußte Janssen seine Arbeiten unterbrechen, da die Aerzte auf einer Kur in Wildungen bestanden. ‚Ich habe hier', schreibt er in einem von dort am 10. August 1884 datirten Briefe, ‚eine beinahe sechswöchentliche Cur durchgemacht, die mich sehr angegriffen hat. In den ersten vier Wochen hatte ich gar keinen Erfolg, seit etwa zehn Tagen ist aber Gottlob eine sehr erfreuliche Besserung meines Uebels eingetreten, und ich kann mit Vertrauen auf die Zukunft gegen Ende nächster Woche nach Frankfurt zurückkehren und dort mein Tagewerk wieder beginnen.'

Nach seiner Heimkehr war Janssen ‚monatelang', wie er Reichensperger meldete, ‚täglich Handarbeiter am vierten Bande'. Am 19. Januar 1885 erhielt er den ersten Druckbogen desselben und blieb dann an dem Werke bis tief in den März hinein. Dann aber unterbrach er seine Studien und begab sich auf das Schloß der Frau Herzogin von Bragança, um dort in aller Stille die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Priesterjubiläums zu begehen. Er glaubte sich dadurch allen Gratulationen entziehen zu können; allein der Gedächtnißtag war durch die Zeitungen bekannt geworden, und so gelangten denn gleich nach Bronnbach viele Hunderte von Schreiben und Telegrammen. ‚Noch täglich', berichtete Janssen am 31. März an Benjamin Herder, ‚laufen neue ein, über fünfzig von Protestanten. Viele Briefe derselben athmen eine so tiefe Sehnsucht nach der Kirche, daß sie mich wirklich gerührt haben. *Diesen* muß ich eine Antwort zukommen lassen, wobei es mir nun freilich sehr leid ist, daß ich so viel Zeit meinen Arbeiten für den vierten Band entziehen muß.' Das schöne Fest brachte überhaupt ‚Vieles mit sich, was für einen an ruhige Arbeit Gewöhnten schwer war'. ‚Ach, Gott der Herr weiß, wie sehr ich für Alles dankbar bin,' heißt es in einem Briefe an Familie Fremmüller, ‚und wie sehr mich zugleich das Gefühl drückt, alle diese Liebe und Zeichen der Verehrung nicht verdient zu haben. Der Brief und die Denkmünze vom Heiligen Vater hat mir begreiflich ganz besondere Freude gemacht. . . . Im Ganzen beläuft sich jetzt die Zahl der Zuschriften verschiedener Art auf ungefähr vierhundert.'

Die Frankfurter und Mainzer Freunde veranstalteten für Janssen bei seiner Rückkehr nach Frankfurt unter der Leitung von Dr. Alphons von Steinle noch eine besondere Feier, bei welcher ein geistvolles Festspiel zur Aufführung kam. Verfasser desselben war P. Alexander Baumgartner, mit dem Janssen 1880 bei dem Frankfurter Stadtpfarrer Münzenberger bekannt geworden. Baumgartner

weilte damals wegen seiner Goethe-Studien in der Mainstadt und verkehrte mehrere Monate lang fast täglich mit Janssen. Aus der ersten Bekanntschaft gestaltete sich bald die vertrauteste Freundschaft. Wie Janssen den um zwölf Jahre jüngern, genialen Freund als heitern Gesellschafter liebte, so gab er viel auf sein Urtheil in theologischen und philosophischen wie in literarischen Fragen und zog ihn häufig bei der Ausarbeitung seiner Deutschen Geschichte zu Rathe. Für Baumgartner's Goethe-Biographie trat er mit Wärme selbst als Recensent im ‚Literarischen Handweiser‘ auf, obwohl mit Arbeiten für sein eigenes Werk bis zum Uebermaße in Anspruch genommen. Ungemein bedauerte er, den Pater nur selten in seiner Nähe zu haben; wiederholt versicherte er demselben: ‚Es vergeht auch nicht ein einziger Tag, ohne daß ich an Sie denke und Ihnen alles Gute erflehe.‘

Schon im Mai 1885 gelangte der vierte Band: ‚Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem sogen. Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580‘ [1], zur Ausgabe, und zwar sofort in der Höhe von 12 Auflagen. Wenn dieser Theil nicht das dramatische Interesse hat, wie seine beiden nächsten Vorgänger, so liegt das an dem Gegenstande selbst. Im Uebrigen ruft dieser Band dieselben Eindrücke wie die früheren hervor: Staunen über den gewaltigen Aufwand von Gelehrsamkeit, über welche der Verfasser verfügt, und Bewunderung der lichten klaren Gruppirung, der man ohne alle Anstrengung folgen kann. Die Gruppirung war um so schwieriger, da es an bedeutenden Persönlichkeiten wie Carl V. und Luther ebenso fehlte, wie an entscheidenden Ereignissen und beherrschenden Gesichtspunkten. Mit seltener Gestaltungskraft hat Janssen in das wild durcheinander wogende Chaos der deutschen Zustände jener Zeit Ordnung gebracht und in künstlerisch vollendeter Fassung ein Gesammtbild des Zustandes der Nation geschaffen. Soweit möglich ist die Anordnung eine chronologische, jedoch so, daß der sachliche Zusammenhang stets gewahrt bleibt. Demgemäß tritt die innere Geschichte des Protestantismus in den Vordergrund im ersten Buche: ‚Die religiös-politischen Parteikämpfe seit dem Augsburger Religionsfrieden bis zum Ausgang der Grumbach-Gothaischen Verschwörung im Jahre 1567‘. Das ‚Geschrei und Gebeiß‘ über die tiefsten Geheimnisse des Christenthums, das auf den protestantischen Kanzeln begann und ‚ob den Tischen und Weinzechen‘ fortgesetzt wurde, wird in einer Reihe lebensvoller Bilder vorgeführt. Zahllose Secten tauchen auf, während die Calvinisten immer heftiger wider die lutherischen ‚Fleischfresser‘ und ‚brödenen Herrgottsesser‘ toben. Ein flacianischer Prediger nannte öffentlich die Universität Wittenberg ‚eine stinkende Cloake des Teufels‘.

[1] Freiburg, Herder, 1885. gr. 8°. XXXI u. 515 S.

während ein Anderer predigte, es sei besser, seine Kinder in ein unzüchtiges Haus zu schicken als auf eine Universität. Das war die goldene Zeit der Streittheologen, deren ‚Beißen, Zettern, Balgen und Keifen‘ kein Ende nehmen wollte. Karl Adolf Menzel und Döllinger hatten durch eine zu eingehende Behandlung dieser abstoßenden kleinlichen Händel der Epigonen, von welchen Einer in dem Andern den Teufel sah, die Verbreitung ihrer Werke sehr geschädigt, während Ranke in seinen ‚Betrachtungen über die Zeiten Ferdinand's I. und Maximilian's II.‘ nicht gerade objectiv der ‚theologischen Entzweiung‘ nur zwölf Seiten gewidmet hatte. Janssen hat auch hier die richtige Mitte getroffen: von den widerlichen Streitigkeiten theilt er nur das Nothwendige mit, unter steter Berücksichtigung der Einwirkungen, welche dieses Treiben auf das deutsche Volk ausübte. Alles dieses wird nach den Zeugnissen der Anhänger des neuen Evangeliums geschildert: selbst bei den ärgsten Ausbrüchen der ‚Streittheologen des göttlichen Zornes‘ fügt er kein Urtheil hinzu. Wie nahe es lag, dies doch zu thun, möge man daraus entnehmen, daß selbst Ranke sich nicht enthalten konnte, zu schreiben: ‚Mit wie groben Händen fassen diese Leute das Geheimniß an, wie gewaltsam betastet Johann Timann zu Bremen das Geheimniß des Abendmahls!‘ Zum Vergleich lese man Janssen's Schilderung gerade dieser Streitigkeiten in Bremen, in welcher von jedem Urtheil Abstand genommen wird[1]. Mit derselben Objectivität werden die Zustände im katholischen Deutschland dargelegt; die religiös-sittliche Verwirrung in Oesterreich, in Bayern und den geistlichen Gebieten, die furchtbaren Schäden bei allen Ständen, bei Clerus und Volk, Fürsten und Beamten werden schonungslos aufgedeckt; nirgendwo ist etwas zu Gunsten der Katholiken verhüllt oder beschönigt. Daneben werden freilich jene Dinge, von denen man in vielen Werken möglichst wenig berichtet, eben so offen besprochen: so die Religionsneuerungen in der Kurpfalz und Württemberg mit ihren Attentaten gegen die Geistes- und Gewissens-freiheit, das empörende Vorgehen der dortigen Obrigkeiten gegen wehrlose Klosterfrauen, die unaufhörliche Mißachtung des Religionsfriedens, die zahllosen Fehden der Streittheologen in Norddeutschland und die aus diesem Kriege Aller gegen Alle hervorgehende, furchtbar wachsende Verwilderung des Volkes.

Mit der grenzenlosen Unordnung im Innern des Reiches standen im engsten Zusammenhang Gebietsverlust und Schande nach Außen. Diese Verhältnisse treten im zweiten Buche: ‚Die Einwirkung des französischen Calvinismus und die Erfolge der internationalen Revolutions-

[1] Sehr richtig sagt Kannengieser in seinem Nekrologe Janssen's: ‚Il n'est ni [illegible], ni [illegible], ni [illegible]: il agit simplement en historien consciencieux, impartial, [illegible].‘ Correspondant 1892, Janvier, p. 101.

partei bei zunehmender Schwäche des Reiches bis zum Jahre 1575, in den Vordergrund. Janssen geht aus von den Beziehungen der deutschen Fürsten zum ersten Hugenottenkriege, zeigt dann in höchst lichtvoller, vielfach neuer Darstellung die Rückwirkung der niederländischen Revolution auf andere Reichsgebiete und die deutschen Fürsten im Solde des Auslandes. Ja, es war ein Jammer ‚um das heilige römische Reich deutscher Nation‘. Der siegreiche Halbmond zerfleischte Ungarn und bedrohte Inner-Oesterreich. Trotzdem wurde die Türkennoth von den neugläubigen Fürsten als Schraube benutzt, um die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes und die gänzliche Verdrängung der katholischen Religion vom deutschen Boden zu erzwingen. Ohne Papst Pius V. wäre die Christenheit verloren gewesen. Russen und Franzosen sengten auf deutschem Boden, während auf den Reichstagen hin und her berathen wurde und zuletzt doch nichts geschah. Und der Kaiser Maximilian II.! ‚Weder Fisch noch Fleisch‘, hatte dieser Mann ‚des doppelten Spieles‘ nirgends Vertrauen; den Katholiken hat er mehr geschadet als viele offene Feinde. Kann man sich wundern, wenn die äußerst rührige internationale Revolutionspartei, deren Mittelpunkt der mit dem Ausland conspirirende kurpfälzische Hof war, einen Erfolg nach dem andern erringt?

Die vollständige Ausrottung des katholischen Bekenntnisses in Deutschland schien nur noch eine Frage der Zeit. Da traten der allgemeinen politischen, socialen und kirchlichen Zersetzung neue Lebensmächte entgegen, vornehmlich in dem Concil von Trient, aus welchem neues Leben in die alte Kirche strömte[1]. Eine Hauptader dieses Lebens waren die Jesuiten, von welchen die nachhaltigen katholischen Reformbestrebungen in Deutschland ihren Ausgang nahmen. Diese ‚Reformbestrebungen und ihre Gegenwirkungen bis zur Verkündigung der Concordienformel‘ faßt Janssen im dritten Buche zusammen. Es wird stets eines der größten Verdienste Ranke's bleiben, daß er, von der Großartigkeit des Gegenstandes erfaßt, zum ersten Male ein Bild von der Regeneration der katholischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert entwarf, das grell abstach von den bisher üblichen Declamationen wider die ‚abgöttischen Papisten‘. Aber wie viel tiefer faßt Janssen die ganze Sache! Man vergleiche nur die Ausführungen beider Schriftsteller über das Exercitienbuch des hl. Ignatius, auf welches Janssen mit Recht die gewaltigen Erfolge der ersten Jesuiten zurückführt. Ranke sah in dem Exercitienbuch ein Kunststück, ‚auf die Phantasie berechnet, zu augenblicklicher Entschließung begeisternd‘, wo durch die ‚Exaltation der Einbildungskraft‘ die Vernunft berückt wird. Janssen entwickelt eingehend den Grundplan der ‚geistlichen Uebungen‘ als eines Lehrbuches zur

[1] Das von Janssen dem Concil von Trient gewidmete Capitel nennt [illegible] (Lit. Rundschau 1885, S. 216) mit Recht ‚ein Meisterstück der Geschichtschreibung‘.

Taktik des geistlichen Kampfes und der Selbstvervollkommnung. ‚Weder bloße Lesung', sagt er, ‚noch theoretisches Studium erschließt den vollen Gehalt des kleinen Buches. Es ist wesentlich ein praktischer Leitfaden, um jene geistlichen Uebungen wirklich und mit Frucht anzustellen. Als solcher hat es aber Wirkungen hervorgebracht, wie kaum eine andere ascetische Schrift.'

Durch das Exercitienbuch wurde 1543 den Jesuiten ein Mann gewonnen, der zu den hervorragendsten und einflußreichsten katholischen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts gehört: Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit und erster Provincial des Ordens für Oberdeutschland und Oesterreich. Mit einem Verständniß, wie es nur einer geistesverwandten Natur möglich war, hat Janssen das Bild dieses ‚herzlichsten Kinderfreundes' gezeichnet, der den Schmähungen über die ‚viesanischen Jesuwiderwärtigen' die Worte entgegensetzte: ‚Möchten wir doch noch eifriger sie lieben, als sie uns heruntersetzen.'

Gleichzeitig mit Janssen's viertem Bande erschien die durch seltene Unbefangenheit und tiefe Forschung ausgezeichnete ‚Geschichte des gelehrten Unterrichts' von Paulsen; hier wird der ganze Erfolg der katholischen Reformbewegung in Deutschland geradezu auf die Jesuiten zurückgeführt. So weit geht Janssen nicht. Zwar schreibt auch er — wie dies Angesichts der Quellen, von denen mehrere noch ungedruckte benutzt sind, gar nicht anders möglich — den Jesuiten einen sehr bedeutenden Antheil an den Erfolgen der katholischen Kirche in Deutschland zu. Daneben kommen aber auch die übrigen Factoren der katholischen Reformation zur Geltung: die Päpste Pius IV., Pius V. und Gregor XIII., die von neuem Geist erfüllten Kirchenfürsten von der Art eines Otto Truchseß von Augsburg und Balthasar von Dernbach, die katholischen Fürsten Ferdinand I. und Albrecht V., endlich vor Allem das Concil von Trient. Man wird dem Frankfurter Historiker unbedenklich zustimmen dürfen, wenn er in den Beschlüssen dieser welthistorischen Versammlung den eigentlichen Schwerpunkt der Regeneration der katholischen Kirche findet; der dauernde Erfolg der kirchlichen Neubelebung, welche die Flut des Protestantismus zum Stillstand brachte und bald selbst zur Wiedereroberung verlorener Gebiete führte, ward allein durch das Concil gesichert, welches die Glieder der Kirche im Moment der höchsten Gefahr wieder einigte. Um so lebhafter fühlte man auf gegnerischer Seite das Bedürfniß nach einem ‚evangelischen Widerspiel'. Die Concordienformel sollte sämmtliche evangelische Christen vereinen und zur stärksten Waffe dienen gegen ‚das abgöttische Pabstthum und seine teuflischen Satelliten, die Jesuiter'. Thatsächlich aber wurden die religiösen Streitigkeiten unter den Neugläubigen jetzt nur noch erbitterter.

Eine demokratische Zeitung bemerkte nach dem Erscheinen des vierten Bandes: an den früheren habe sich schon mancher Kritiker ohne Erfolg versucht, an dem vorliegenden werde wohl Niemand mehr Lust haben, sich die

Zähne auszubeißen'. ‚Es gibt allerdings', bemerkt hierzu Dr. Jorg (Hist.-polit. Blätter Bd. 96, S. 170), ‚noch einen andern Weg: man kann nach der Polizei rufen.' Auch dieser wurde eingeschlagen, obgleich man sich im Voraus hatte sagen müssen, daß derselbe im neunzehnten Jahrhundert nicht zum Ziele führen könne.

Der Sommer 1885 gestaltete sich für Janssen nicht zu einem erfreulichen. ‚Die letzten Monate', berichtete er am 6. Juli von Wildungen aus an Fräulein Johanna Pastor, ‚waren für mich recht unruhig in Frankfurt und zum Theil recht unerquicklich, weil ich so vielfach, ich möchte sagen, mit einem gewissen Raffinement, um meine gute Arbeitszeit bestohlen wurde. Gestern vor vierzehn Tagen langte ich von der Hitze fast erschöpft hier an zum Beginn meiner Cur. Leider kann ich bis jetzt noch von keiner Erholung reden. Die Cur greift mich sehr an, ich muß mich ganz ruhig halten. Habe meistens recht unruhige, theilweise ganz schlaflose Nächte gehabt. Wie Gott will.' Ein Brief vom 10. August 1885 konnte wenigstens von einem guten Erfolge der Cur berichten, aber er enthält auch die Klage: ‚So viele Störungen wie dieses Jahr sind mir noch nie begegnet. Ich habe keinen einzigen ruhigen Tag; will sehen, ob ich mich im Taunus verbergen kann.' Das gelang ihm denn auch; ein Brief zu meinem Namenstag enthielt die erfreuliche Meldung, daß er ‚Gottlob ordentlich gearbeitet habe'. Aber bereits im September bekam ich die Nachricht: ‚Ich habe leider arg an Schlaflosigkeit laborirt und gar nichts arbeiten können.' Der Aufenthalt im Taunus kräftigte Janssen's Gesundheit in erfreulicher Weise. Als die Zeit der Sommerfrische zu Ende ging, schrieb er an Hohoff, ‚er brenne vor Sehnsucht, am fünften Bande weiter zu arbeiten'. Da sich die Schlaflosigkeit allmählich verlor, konnten der November und December ganz den Studien gewidmet werden. Indeß ‚die furchtbare Verwilderung auf allen Gebieten, die schändliche Verrätherei gegen Kirche, Reich und Volk', die Janssen in diesem Bande zu schildern hatte, ‚griff' ihn, wie er seinem Freunde Klopp wiederholt klagte, ‚im Gemüthe derart an, daß er oft die Feder weglegte, ganze Tage nicht arbeiten konnte'. Ueberaus peinlich war ihm namentlich das Studium des Hexenwesens des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Er betrachtete es ‚wie eine Erlösung', zu Weihnachten sich in das stille Taubertbal auf das Schloß der Frau Herzogin von Bragança zurückziehen zu können. Seiner hohen Gönnerin übermittelte er bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, in welchem der Gegensatz zwischen dem Frieden des Christfestes und den Greueln des Hexenwesens trefflich geschildert ist.

> Da bin ich wieder! aber fragt mich nicht
> In welchem Land ich dieses Jahr gewesen.
> Mir graut und schauert! Schrecklich Dämmerlicht!
> Ein Hexenheer rauscht her auf Zauberbesen!

Dann Zangen, Fesseln, Schrauben, Hochgericht
Und Scheiterhaufen — ohne Federlesen —
Und bleich und starr das Volk rundum im Kreise:
O großer Himmel! eine grause Reise.

Ich suchte Trost in alten Folianten!
Doch ach! auch hier nur Schreckniß, blinde Nacht
Und Hexenwahn in allen vier Quadranten:
Ihn zu beweisen mir gilt jeder Acht;
Zu Trug und Stuk sich alle Geister wandten,
Und neue Hexerei wird stets erdacht:
Der Dämon herrscht in Sinn und Wort und Thaten
O deutsches Volk! wo bist du hingerathen!

Toll, immer toller wirbelt die Geschichte
Hinan den Blocksberg — o mein fünfter Band!
Wer ist's, der diese Flut von Wahn berichte?
Mir zagt die Seele, mir erstarrt die Hand!
Der Schlummer flieht von meinem Angesichte.
Behext ist Alles, Haus und Stadt und Land
Behext liegt selbst mein Kopf in Zauberketten
Nur rasche Flucht kann noch mich Armen retten.

Da bin ich denn! Gott Dank! An dieser Schwelle
Zerstob der wirre, wüste Höllentraum
Still ruht der Winter um die stille Zelle,
Und freundlich grünt der liebe Weihnachtsbaum,
Im Lichtglanz strahlet lieblich die Kapelle
Und Weihrauchduft erfüllt den heil'gen Raum
Des Himmels Jubellied rauscht um die Krippe
Und Friede, Friede! tönt's von jeder Lippe.

‚Mit dem fünften Bande', heißt es in einem Briefe vom 25. Februar 1886, ‚geht es seit vier Wochen ordentlich voran. Aber oft laborire ich noch sehr an schlaflosen Nächten.' Wenn nur die ewigen Störungen nicht gewesen wären! ‚Lieber Ludwig,' schrieb er mir am 20. April 1886, ‚ich wollte zu Dir kommen, wurde aber bereits wieder verhindert. Ueberhaupt sind mir in den letzten Tagen wieder viele Arbeitsstunden gestohlen worden.' Am 10. Mai konnte Janssen seinem Freunde Cardauns die Mittheilung machen: ‚Von meinem fünften Band habe ich eben Bogen 25 corrigirt, er wird ordentlich stark. Eine sehr mühsame Arbeit, weil so ziemlich Alles neu, zum ersten Male zu machen ist. Hoffentlich werden Sie zur Zeit damit zufrieden sein, speciell auch mit dem sehr ausführlichen zweiten Buch, welches die Einwirkungen der confessionellen Polemik auf Volk und Reich behandelt. Eine grausige Zeit!' ‚Ich stecke in schwerster Arbeitsnoth,' berichtet er am 21. Mai 1886 an Haberl. ‚Vom fünften Band sind 31 Bogen gedruckt, er wird wohl 45 Bogen stark werden,

ich arbeite das letzte Buch desselben: „Allgemeine politische Verwirrung im letzten Jahrzehnt vor dem dreißigjährigen Kriege", aus; leider sehr oft gestört. So Gott will, reise ich spätestens am 23. Juni ab und zwar zunächst auf ein paar Wochen nach Trier zu Dr. Voß; dort muß ich die nothigen Arbeiten für die 13. Auflage vom dritten Bande vornehmen.'

Man sieht, an ein Ausruhen dachte Janssen auch jetzt noch nicht; er mußte freilich seinen allzu großen Studieneifer wieder bitter büßen. Am 26. Juni meldete er mir von Trier aus: ‚Die Folgen meiner sehr angestrengten Arbeiten in Frankfurt — den Schlußtheil des Manuscriptes habe ich Gottlob am Montag nach Freiburg schicken können — sind schon am Dienstag eingetreten auf der Reise hierher und bestehen in völliger Uebermüdung mit fast völliger Schlaflosigkeit. Hoffentlich geht es damit bei unbedingter Enthaltung von ernster geistiger Thätigkeit bald wieder besser.' Während des Trierer Aufenthaltes machte es Janssen Vergnügen, was Alles die Presse über sein dortiges längeres Verweilen zu melden wußte. ‚Ich gelte hier', heißt es in einem Briefe an Familie Fronmüller vom 3. Juli 1886, ‚für einen „päpstlichen Nuntius", und die liberale Zeitung weiß schon von „wichtigen Aufträgen" zu berichten, welche ich hier beim Bischof zu besorgen habe. Damit hängt dann „selbstverständlich" zusammen, daß Letzterer zur Kaiserin zur Tafel geladen ist.'

Auf der Rückreise von Trier verlebte Janssen vom 28.—31. Juli ‚herrliche Tage' mit Windthorst und der Trierer Familie Puricelli in Ems. Am 31. des genannten Monats verzeichnet sein Tagebuch: ‚Mittags zu Tisch im Kurhause vis-à-vis von Minister von Friedberg und Geheimrath von Sybel, die sich natürlich über die Bekanntschaft herzlich freuten!' Wenige Wochen später erschien der fünfte Band, auf welchen Janssen ‚mehr Arbeit und Mühe verwendet als auf einen der früheren'. (Brief an Dr. Cardauns.)

Derselbe führt den Sondertitel ‚Vorbereitung des dreißigjährigen Krieges'[1] und als Motto einen Ausspruch Gabriel Wagner's: ‚Es wird doch einmal Noth thun, frank und frei alle die Praktiken bloßzulegen, wodurch die meisten teutschen Fürsten und ihre Helfer und Helfershelfer unter dem lieblichen Schein der Religion und der teutschen Libertat zur Befriedigung ihrer Ehrgierde und Habgier gegen Volk und Reich agitirt und conspirirt haben. Das oftmals jämmerliche Regiment der Kaiser kam ihnen dabei am mehrsten zu Statten. Das Alles ehrlich teutsch zu beschreiben, mußte wohl hitzig machen, und doch müßte man kaltes Blut bewahren in Anbetracht der hohen Würde und Aufgabe der Historie.'

Die ‚Praktiken', welche Janssen namentlich in dem ersten Buch: ‚Die zunehmende Zerklüftung des Reiches und die wachsende confessio-

[1] Freiburg, Herder, 1886. Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. XLIII u. 710 S.

nelle Verbitterung bis zum Abschluß des Sonderbundes der Union im Jahre 1608', ‚ehrlich deutsch' bloßlegt, gingen nicht von den lutherischen Fürsten, sondern von der calvinistischen Revolutionspartei aus; sie sind in der That geeignet, es einem ehrlichen Manne schwer zu machen, ‚kaltes Blut zu bewahren'. Janssen hat es bewahrt. Getreu seiner Methode, läßt er auch hier fast nur die Quellen sprechen. Die verläßlichsten und unanfechtbarsten Zeugen, fast Alle Todfeinde der ‚papistischen Abgötterei', kommen zu Wort. Was der Verfasser hinzufügt, sind einleitende, verbindende und orientirende Sätze, — nichts weiter.

Als Ziel der pfälzischen Revolutionspartei erscheint die Zertrümmerung des Hauses Habsburg, die Ausrottung des katholischen Glaubens in Deutschland und die Erhebung eines calvinistischen Kaisers. Dieses Ziel zu erreichen, wurden keine Mittel verschmäht. Man knüpfte ‚Praktiken' an mit Frankreich, den Niederlanden, England, Venedig und den Türken, suchte die Reichsjustiz und die Reichstage lahm zu legen, sprengte den Regensburger Reichstag von 1608.

Während diese Bestrebungen Deutschland in seinen Grundvesten erschütterten, nahm die katholische Reformbewegung langsam ihren Fortgang. Janssen zeichnet hier vielfach an der Hand noch ungedruckter Akten gleichsam eine Oase ächt kirchlicher Thätigkeit inmitten der Wüste des theologischen Gezänkes, welches die protestantischen Reichstheile erfüllte. Neben der stillen, aber durchgreifenden Wirksamkeit der Jesuiten und Kapuziner kommt hier auch die segensreiche Thätigkeit der alten Orden zur Geltung. ‚In inniger Verbindung mit der Wiedererneuerung kirchlichen Lebens in den von katholischen Obrigkeiten beherrschten Gebieten stand seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts der thatkräftige Widerstand dieser Obrigkeiten wider die eingerissenen kirchlichen Neuerungen.' Daß es bei der Zurückführung einzelner Gebiete zum alten Glauben namentlich von Seite des Erzherzogs Ferdinand auch nicht an Gewaltthätigkeiten fehlte, wird nicht verschwiegen.

Die Erfolge der calvinistischen Revolutionspartei waren um so größer, je ohnmächtiger und uneiniger die katholischen Stände, je thatenloser sich Kaiser Rudolf erwies. ‚In der Hofburg zu Prag ließ man selbst in den wichtigsten Fragen die Dinge meist gehen, wie sie gingen, fulminirte zum Höchsten mit Worten, an baaren Geldmitteln derart erschöpft, daß man häufig nicht im Stande war, einen Courier abzusenden.' Dazu kam der Bruderzwist im habsburgischen Hause und die steigende Türkengefahr, gegen welche Gregor XIII. und Sixtus V. sich vergeblich abmühten, einen allgemeinen Bund zu Stande zu bringen.

Bei diesen jämmerlichen Verhältnissen hätte die calvinistische Partei ihr Ziel schon früher erreicht, wenn nicht die inneren Wirren Frankreichs und die Zerklüftung der Protestanten selbst, namentlich der wüthende Streit zwischen Calvinisten und Lutheranern, entgegengewirkt hätten. Zuletzt aber zeigte sich

das zersetzende Princip als das stärkere, und es bildete sich im Jahre 1608 ein protestantischer Sonderbund, die Union. Seitdem war die Entscheidung der deutschen Geschicke auf die Spitze des Schwertes gestellt, wenn auch noch unter allerlei Verhandlungen und Vermittlungsversuchen ein volles Jahrzehnt verstrich bis zum Ausbruche des großen Bürgerkrieges, welcher alle Macht und Größe und allen Wohlstand Deutschlands vernichten sollte. Diesem Vernichtungskriege ging ein hundertjähriger Federkrieg voraus von einer Bitterkeit und Gehässigkeit ohne Gleichen in der Geschichte irgend eines Volkes.' Diesen Federkrieg zeichnet der Verfasser im zweiten Buch: ‚Die Einwirkungen der confessionellen Polemik auf Volk und Reich bis zum Jahre 1618.' Welch immense Arbeit in diesen dritthalbhundert Seiten steckt, kann nur der Fachmann würdigen. Es ist bezweifelt worden, ob die Darstellung in dieser Ausdehnung nothwendig gewesen sei. Wenn man aber bedenkt, daß die bisherigen Literarhistoriker, selbst ein Gödeke, dies Wüthen in den Eingeweiden des Volkes der katholischen Kirche zur Last legen, wird man begreifen, daß ein solcher Vorwurf mit erschöpfender Vollständigkeit und Gründlichkeit geprüft werden mußte [1]. Das Gewicht liegt in diesem Abschnitte ganz in dem Detail. Die fast unübersehbare Menge der Mittheilungen in ein kurzes Bild zu drängen, ist nicht möglich. Vernehmen wir statt dessen das Urtheil eines gewiegten Publicisten und nicht minder scharfsinnigen Historikers. ‚Man steht vor einem Meer von bewußter Lüge, planmäßiger Verleumdung, Brutalität und Niedertracht; eine Nation, die eine solche Literatur hervorbrachte, muß vergiftet gewesen sein bis in's Mark, und daß auch die katholische Polemik von diesem Gifte sich nicht frei hielt, ohne freilich im Ganzen die Gegner zu erreichen, hat Janssen scharf getadelt. Wie vollständig in dem heillosen Zanken, Streiten, Verfluchen und Vermaledeien dem deutschen Volk das Bewußtsein des Zusammengehörens abhanden gekommen war, das hat — und darin besteht vielleicht das größte Verdienst des fünften Bandes — bisher noch Niemand mit so erschütternder Deutlichkeit gezeigt. Die Kirchenspaltung hat auf unser Volksleben eingewirkt wie Dynamit. Die ehemals stolzeste und mächtigste Nation des Abendlandes, bei welcher kriegerische Kraft und feine Cultur auch den Niedergang der kaiserlichen Centralmacht überdauert hatte, war jetzt auseinandergesprengt, ein Haufen Menschen, kein Volk mehr, verroht und verrottet, reif für das Gericht'. (Cardauns in der Köln. Volkszeitung 1886, Nr. 287, III.)

Die letzten Jahrzehnte vor diesem Gericht kommen im dritten Buch zur Darstellung. Diejenigen, welche Janssen blinder Vorliebe für das Haus Habsburg beschuldigen, können sich hier eines Andern belehren. Rudolf II.

[1] Ueber die Bedeutung des fünften Bandes für die deutsche Literaturgeschichte spricht sehr gut Baumgartner in den Laacher Stimmen XXXI, 347 ff.

unter welchem die kaiserliche Auctorität nach den Worten Heinrich's IV. nichts mehr war als ein Phantom und eine Vogelscheuche, wird in seiner ganzen Jämmerlichkeit dem geistigen Auge des Lesers vorgeführt, und ebensowenig wird der träge Matthias geschont. Janssen citirt hier aus einem satirischen Gespräche von 1617 eine Stelle, in welcher die ‚kaiserliche Losung' seit Maximilian II. mit folgenden Worten gekennzeichnet wird: ‚Nach hüben und drüben gleichzeitig den Einen wie den Andern gute Worte geben, aber schier nichts thun, oder alle Gebot und Verbot auf wienerisch Brauch nur fünf Tage dauern lassen, bei Leib nit länger, dadurch sich bei Allen verdächtig machen.'

Angesichts der thatsächlichen Zustände erscheint das von französischer und calvinistischer Seite ausgegebene Schlagwort vom Streben der Habsburger nach der Weltherrschaft in seiner ganzen Nichtigkeit. Nicht besser verhielt es sich mit den angeblichen Plänen Spaniens und der Päpste, ‚die evangelischen Stände mit Feuer und Schwert auszurotten und Deutschland in seinem Blute zu ersäufen'; im Gegentheil, ‚die Katholiken zeigten in allen ihren Sachen einen solchen Fervor, daß es nicht Wunder gewesen, wenn sie bei dieser Kälte erfroren wären.' Feuer und Schwert wurde an ganz anderen Orten gegen das deutsche Volk vorbereitet: in Heidelberg, im Haag und in Turin. 1619 standen die Dinge so, daß Markgraf Joachim Ernst von Ansbach in einem Schreiben an Christian von Anhalt die Zuversicht aussprach: ‚Wir haben die Mittel in der Hand, die Welt umzukehren.'

‚Wenn die gegnerische Kritik schon bei den früheren Bänden', sagt Dr. Jörg bei einer Besprechung, welche den Titel führt: ‚Katholische Siege auf dem Gebiete der historischen Forschung' (Hist.-pol. Blätter 98, 410 bis 411), ‚trotz des Aufgebotes aller erlaubten und unerlaubten Mittel sehr schlechte Geschäfte gemacht hat, so wird sie mit diesem fünften Band wo möglich noch übler daran sein. Dem Herrn Verfasser ist das Material zur Beweisführung in so erdrückendem Maße zu Gebote gestanden, daß man hätte meinen sollen, es müßte ihn selbst erdrückt haben. Seine Zeugen sind unanfechtbar, denn es sind zum größten Theile die Mitspieler, Haupt- und Nebenpersonen in dem erschütternden Drama selber. Der Verfasser hatte es gar nicht nöthig, von seinem persönlichen Standpunkte aus darein zu reden, und er sagt auch wirklich in dem vorliegenden Bande von sich aus nahezu gar nichts mehr. Weiter kann man die Objectivität nicht mehr steigern.'

Trotzdem ertönten auch jetzt wieder die bekannten Anklagen auf ‚Fälschung': ein Wort, das bei einer gewissen Classe von Kritikern bereits so ständig geworden ist, daß es auf das Publicum kaum noch einen Eindruck macht. Daneben fehlte es auch jetzt nicht an unparteiischen Beurtheilern. So konnte Janssen am 8. November 1886 an einen Freund schreiben: ‚In einer sehr ausführlichen Recension in dem Berliner Deutschen Tageblatt las ich gestern: Ich

hätte vollständig Recht, die neuere Geschichte einmal vom katholischen Standpunkte aus zu schreiben. Die protestantische bisherige Darstellung sei sehr einseitig gewesen; erst jetzt sei jene furchtbare Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege durch mich recht bekannt geworden.'

Janssen's geistige und körperliche Abspannung nach der Vollendung des fünften Bandes war eine außerordentliche. Als er am 19. August 1886 von Kronberg aus meiner Mutter zum Namenstag gratulirte, fügte er bei: ‚Das Schreiben fällt mir so schwer, weil meine Nerven so aufgeregt sind. Obgleich ich mich aller geistigen Anstrengung enthalte und fast den ganzen Tag über in frischer Luft bin, will doch die Schlaflosigkeit, dieses Jahr fast ebenso hartnäckig als im Jahre 1877, noch immer nicht weichen. Der Arzt dringt auf völlige Ruhe, damit nicht Schlimmeres eintrete.' Auch in den nächsten Monaten blieb die Schlaflosigkeit noch ‚betrübend'. Am 14. November erhielt ich endlich die Meldung: ‚Gottlob geht es mir viel besser, aber ich muß noch zur Festigung meines Schlafes, so oft das Wetter es erlaubt, Gebirgstouren machen. Auf meinem Tisch haben sich über hundert Briefe aufgehäuft.' Im December konnte er endlich wieder ‚langsam anfangen zu arbeiten'. Am 7. Januar 1887 berichtete er mir nach Florenz, wo ich mich damals wegen archivalischer Studien aufhielt: ‚Gern möchte ich Dir ausführlicher schreiben, aber ich bin überladen mit allerlei Anforderungen und muß mich noch sehr schonen und für Festigung meines Schlafes sorgen. Zu Neujahr habe ich 184 Briefe und Karten erhalten. Solch liebenswürdige Fülle macht mich machtlos.'

Der ‚fast tägliche Andrang' der verschiedenartigsten Anforderungen nöthigte Janssen, sich zeitweise so sehr abzusperren, daß es oft selbst den näheren Freunden nicht leicht wurde, zu ihm zu gelangen. Sein Tagebuch verzeichnet nur zu oft: ‚Briefcalamitäten — trostloser Zeitverlust durch Besuche — auch heute verloren, obgleich ich über sieben Stunden am Schreibtisch.' Wenn man bedenkt, in welcher Weise Janssen durch Besuche, Briefe und Bitten in seinen Arbeiten gestört wurde, wird man es verstehen, weshalb er sich in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens fast ganz von der Oeffentlichkeit zurückzog, wozu auch seine schwankende Gesundheit ihn nöthigte. Die Leute sahen es freilich dem äußerlich blühenden Manne nicht an, welche Leiden an ihm nagten. Die Anforderungen aber nahmen eine Ausdehnung an, von welcher ferner Stehende wohl kaum eine Ahnung hatten. An einem Tage langten einmal folgende Bitten an. ‚Eine derselben verlangt die Beschaffung einer Kleinigkeit von 15 000 Thalern! Eine zweite will sich mit 60 Mark begnügen — daneben zwei Besuchsankündigungen! Ein sechsseitiger „Freundschaftsbrief" bittet um baldigste Antwort auf fünf Fragen. Die Leute sollten besser den Katechismus lernen; wenigstens das siebente Gebot [illegible]

erklärt werden — Zeit zu stehlen kann ein noch größeres Vergehen sein, als silberne Löffel oder goldene Schnupftabaksdosen zu stehlen' (Brief vom 2. August 1887).

Ein Ausflug nach Freiburg, den Janssen Ostern 1887 machte, war sehr erfreulich in Bezug auf den Verkehr mit dem Herrn Erzbischof Roos und den übrigen Freunden, aber sehr wenig erfreulich durch häufige Schlaflosigkeit. ‚Ich habe', heißt es in einem Briefe aus Frankfurt vom 5. Mai, ‚noch ungleich mehr als hier, aus Mangel an Schlaf gelitten und sind meine Nerven infolge dessen sehr heruntergekommen. Ich habe eine wahre Angst vor dem Sommer mit seiner Hitze. Ist die Witterung kühl, so schlafe ich besser — wenn ich nur vier Stunden schlafen kann, so sage ich: das war eine gute Nacht. Aber auf die Dauer ist diese Stundenzahl doch keineswegs hinreichend.' Später besserte sich sein Befinden, so daß er ‚wieder tüchtig arbeiten' konnte. Selbst während eines Aufenthaltes in Brunnbach wurden die Studien nicht ausgesetzt. ‚Die Natur ist hier so schön,' schrieb er mir von dort am 24. August, ‚das Wetter so einladend, aber die Pflicht ruft — ich muß doch mindestens sieben Stunden täglich arbeiten. Hätte ich nur ein liebsameres Thema unter Händen, als „Wunder-, Schauer- und Teufelsliteratur". Erschrick nicht, wenn ich Dir sage, daß ich über die drei letzteren, das Schrifttum des sechzehnten Jahrhunderts so eigentlich recht charakterisirenden Unterrichts- und Unterhaltungsmittel nicht weniger als dreihundert größere und kleinere Werke, Abhandlungen und „neue erschreckliche und wahrhaftige Zeitungen" durchgenommen habe. Die meisten derselben habe ich mir aus Berlin, Göttingen, München, Freiburg, Straßburg ꝛc. verschaffen müssen, — ein sehr großer Theil ist bis jetzt noch nie benutzt worden.' Für die Darstellung der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts waren damals schon 400 Blätter und Bände gesammelt; die Ausarbeitung der betreffenden Capitel wurde im November in Angriff genommen. ‚Ich stecke derart in der Kunst,' berichtete er mir am 6. December 1887, ‚daß ich kaum noch aufathme. Ich hoffe, Du wirst zur Zeit mit den verschiedenen Capiteln zufrieden sein, aber die Arbeit ist mir sehr schwer. 30 Bogen über die Sache zu schreiben wäre mir leichter, als Alles auf 5—6 Bogen zusammendrängen zu müssen. Und doch habe ich keinen größeren Raum bewahrt.' Später wurde (wieder die dramatische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts hinzugenommen), die betreffenden Abschnitte gelangten am 23. März 1888 zum Abschluß. ‚Seit dem 15. October', heißt es in Janssen's Tagebuch, ‚im Ganzen etwa 770 Schreibseiten ausgearbeitet, durchschnittlich täglich acht Stunden arbeiten können, und nur 6 bis 8 Tage Unterbrechung. Jetzt aber auch gründlich müde.'

Eine Reise nach Freiburg, die er ‚mit 30 noch zu bearbeitenden Bogen belastet' am 26. März 1888 antrat, brachte einige Erholung. Nach Frank-

furt am 7. April zurückgekehrt, nahm er die Studien sofort wieder auf. Zunächst wurden die Capitel ‚Lehrhafte, polemische, satirische Dichtungen‘ ausgearbeitet und dann die letzte Revision der Abschnitte über bildende Kunst vollendet. ‚Ich hoffe, will's Gott,‘ schreibt er am 18. Juni, ‚noch im Laufe des Monats August die ersten Druckbogen des sechsten Bandes zu corrigiren.‘ Diese Arbeit wurde in Kronberg vorgenommen. Nach einem sehr angenehmen Aufenthalt in Lieser bei Familie Puricelli kehrte Janssen am 29. September noch einmal nach Kronberg zurück und blieb dort bis zum 3. November. ‚Während dieser Zeit‘, meldet das Tagebuch, ‚alles Manuscript für den sechsten Band fertig gemacht. Mächtige Correcturarbeit! den letzten Druckbogen am 31. October vollendet. War während der fünf Wochen zweiundzwanzigmal auf dem Altkönig.‘

Mit dem sechsten Bande[1] unterbricht Janssen die politische Geschichte, um ein großes Bild der Culturzustände Deutschlands seit dem Ausgange des Mittelalters bis zum Beginne des dreißigjährigen Krieges zu entwerfen. Es ist ein Gegenstück zum ersten Bande, aber ein ganz erschreckliches. Abweichend von seiner bisher verfolgten Methode, gibt der Verfasser an der Schwelle der entsetzlichen Katastrophe, welche den Abschluß des Zeitalters der Kirchenspaltung bildet, in diesem Bande als Einleitung einen zusammenfassenden Ueberblick über die Culturzustände von 1517—1618. ‚Er geht aus von dem folgenschweren, gewaltsamen Bruche mit den Ueberlieferungen der Vorzeit, wie er durch die Kirchentrennung eingetreten. ‚Während man das angeblich fremde römische Joch in Religionssachen abzuschütteln versuchte, verfiel man immer mehr dem fremden byzantinischen Sclavenrecht, fremder Kunst, fremder Sitte, fremder Mode, fremder Bildung. Von ausländischen Einflüssen überschwemmt, verlor der deutsche Geist alle Kraft, sich zu schöpferischer Selbständigkeit aufzuraffen, bis endlich Deutschland, von den Nachbarvölkern geistig längst beherrscht, in dem dreißigjährigen Vernichtungskriege als deren Beute erbarmungslos zertreten wurde.‘

Mit wenigen scharfen Strichen werden die furchtbaren Wirkungen des von Fürsten und städtischen Obrigkeiten ausgeübten Caesaropapats auf das religiös-sittliche Leben des Volkes gezeichnet, und dargethan, wie die neuen socialpolitischen und volkswirthschaftlichen Grundsätze, welche allmählich an Stelle des mittelalterlichen, christlich-germanischen Rechts- und Wirthschaftswesens und der mittelalterlichen Socialordnung sich einbürgerten, zur Unterdrückung, zur Verarmung der Masse des Volkes führten. ‚Der Verkommenheit des wirthschaftlichen Lebens folgte das Sittenverderbniß in allen Schichten des Volkes auf dem Fuße nach. Von einem Jahrzehnt zum andern werden

[1] Freiburg, Herder, 1888. Erste bis zwölfte Auflage. gr. 8°. XXXI u. [illegible] S.

die geschlechtlichen Krankheitserscheinungen immer bedrohlicher; die Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums und der Person, gegen die gesetzliche Gewalt und den öffentlichen Frieden, Raub, Mord und Todtschlag, Nothzucht und unnatürliche Laster nahmen in erschreckender Weise zu, insbesondere wuchs auch die Zahl der jugendlichen Verbrecher.'

Das ist freilich ein anderes Bild, als dasjenige, welches Ranke im letzten Capitel seiner Deutschen Geschichte entwirft: man traut seinen Augen kaum, wenn man hier auf Grund einer einzigen, 1542 erschienenen Schrift die Bemerkung liest: ‚Ich finde überhaupt, daß man weite Aussichten ergriff, schon damals die Tortur verwarf.' Die ‚weiten Aussichten' haben bekanntlich nicht verhindert, daß Grumbach und der Kanzler Brück vier Tage nach einander auf der Folterbank gepeinigt wurden, daß dem vierundsechzigjährigen gichtbrüchigen Grumbach das Herz aus dem Leibe geschnitten, daß die Kryptocalvinisten Craco und Peucer in ganz unmenschlicher Weise gequält wurden.

Wie gänzlich ungenügend das von Ranke gezeichnete Bild ist, mag man daraus entnehmen, daß die künstlerischen und poetischen Hervorbringungen auf zwei Seiten abgemacht werden; es ist da eigentlich nur vom Kirchenliede die Rede. Ranke's Nachfolger haben diese Lücke nicht ausgefüllt, sie geben im Grunde nicht mehr als eine Umschreibung des Satzes von Hutten: ‚Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es blühen die Geister, verbannt ist die Barbarei.' Wie eingehend ist dagegen Janssen! Ueber 500 Seiten, den ganzen sechsten Band, widmet er allein der Kunst und der Volksliteratur und zeigt, wie die entsetzliche Verwilderung auf diesen Gebieten nicht eine Folge des dreißigjährigen Krieges, sondern schon vor diesem Kampfe vorhanden war.

Janssen beginnt mit einem Rückblick auf die bildende Kunst des Mittelalters. Nicht Jeder wird hier dem Verfasser beistimmen, wenn er schreibt, die deutsche Kunst sei am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts ‚nahe daran gewesen, die höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen', unbedenklich den Thatsachen entsprechend aber ist die andere Behauptung: ‚Die deutsche Kunst wurde in ihrer Lebenskraft gebrochen, ihres volksthümlichen Charakters entkleidet, der Gunst der Höfe und der Vornehmen dienstbar gemacht. Dieses geschah einerseits durch den Einfluß fremdländischer Kunst, welche die einheimische verdrängte; andererseits durch die religiöse Umwälzung, welche der kirchlichen Kunst, wie sie bisher geübt worden, den Boden entzog, die Quellen abgrub, aus welchen sie Leben und Kraft geschöpft hatte, und insbesondere in der Schweiz, in den süddeutschen Reichsstädten, in einigen Gebieten Norddeutschlands und in den Niederlanden [illegible] wüthete.'

Bezüglich Luther's hebt Janssen ausdrücklich hervor, daß sich derselbe wiederholt entschieden zu Gunsten der christlichen Kunst aussprach, daß er

aber gerade diejenigen Glaubenssätze aufhob, welche bisher der religiösen Kunst die fruchtbarste Anregung und Förderung geboten hatten. ‚Die alte Kirche war die Mutter und Ernährerin der Künste gewesen, die neue Kirche brachte es zu keinen hervorragenden künstlerischen Schöpfungen religiöser Art. In der Malerei gingen aus der Werkstätte Lucas Cranach's, der als der größte Meister im Dienste des heiligen Evangeliums gefeiert wurde, manche dogmatisirende Tendenzbilder zur Darstellung der lutherischen Rechtfertigungslehre hervor, aber die Kunst kommt bei all' diesen Bildern kaum zu Wort. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war es im protestantischen Deutschland mit aller religiösen Kunst zu Ende.' Statt dessen trat die Kunst in den Dienst der confessionellen Polemik. Luther's Schuld wird hier ebenso objectiv hervorgehoben, wie die jener Katholiken, welche es an ‚ähnlichem Werkzeug' nicht fehlen ließen.

Einen eben so großen, vielleicht noch größern Antheil an dem Verfalle der Kunst schreibt Janssen der Einführung einer neuen fremdländischen Kunstweise zu, welche damals als ‚antikisch-wälsche Manier' bezeichnet wurde. Der Verfasser betritt damit ein ungemein schwieriges, vielfach streitiges Gebiet, auf welchem es sich theilweise auch um Fragen des Geschmackes handelt, über welche eine Einigung augenblicklich am wenigsten und vielleicht überhaupt nie erzielt werden dürfte. Janssen geht auch hier durchaus vom deutschnationalen Standpunkte aus, und von diesem aus konnte die sogenannte Renaissance als fremdländische Kunstweise nur verurtheilt werden. Beiläufig wird auch die italienische Renaissance behandelt; daß hier stets das Richtige getroffen sei, möchte ich nicht behaupten; Einiges, z. B. die Beurtheilung Rafael's, ist zum Mindesten mißverständlich. Uebrigens erkennt Janssen den großen Unterschied zwischen italienischer und deutscher Renaissance vollkommen an. ‚In Italien', sagt er, ‚konnte die Vorliebe für die Antike sich auf alte, volksmäßige Ueberlieferungen berufen, besaß sie eine gewisse geschichtliche Berechtigung; in Deutschland dagegen fehlt ihr jede nationale Grundlage: die neue Kunstweise wurde als eine völlig fremde dem deutschen Wesen aufgedrängt. In Italien war sie unter Führung der bedeutendsten Künstler während ihrer kurzen Blüte reich an Werken gediegener Pracht und vollendeter Technik; in Deutschland hatte sie, wenigstens auf dem Gebiete der hohen Kunst, nicht einen einzigen Meister ersten Ranges aufzuweisen und brachte auch nicht ein einziges Kunstwerk zu Stande, welches an wahrer Größe und Schönheit und an unvergänglichem Werthe mit den vollendeten Schöpfungen der alten einheimischen Kunst einen Vergleich aushalten konnte.'

Die Baukunst, Bildnerei und Malerei, wie sie in Deutschland nach ‚antikisch-wälscher Manier' ausgeübt wurden, unterzieht Janssen einer scharfen Kritik. namentlich hebt er hervor, daß es keine Volkskunst mehr war, sondern ein

Prunkkunst der Vornehmen und Fürsten. Mit Recht wird getadelt, daß sich sogar in der religiösen Kunst der nackte Realismus und Naturalismus breit machte. Noch mehr war dies der Fall bei Behandlung rein weltlicher Stoffe aus dem gewöhnlichen Leben. Die in reichster Fülle beigebrachten Beispiele zeigen in erschreckender Weise, wie sehr das Absonderliche, Gemeine, direct Unzüchtige die Oberhand bekam.

Erfreulichere Erscheinungen als auf dem Gebiete der bildenden Künste treten auf dem der Tonkunst hervor. Luther's unermüdliche Thätigkeit für den Kirchengesang wird anerkannt, ebenso der warme Hauch kräftigen Gefühles, der in manchen Liedern der Wiedertäufer und der böhmisch-mährischen Brüder weht.

Mit dem zweiten Buche: ‚Volksliteratur', kommt Janssen zum Hauptgegenstand des sechsten Bandes. Die Darstellung ist hier so ausführlich (über 300 Seiten), daß man von einer Monographie sprechen kann, die allerdings stark aus dem Rahmen des Gesammtwerkes heraustritt. Wie überaus nothwendig es aber war, diese Dinge im Einzelnen zu zeichnen, zeigt ein Blick in die Literaturgeschichten von Scherer, Gervinus und Kurz. Janssen geht auch hier durchaus auf die ächtesten Quellen zurück. Eine Menge der seltensten Druckwerke ist benutzt. Zur Herbeibringung dieses ungeheuern Materials wurde keine Mühe gescheut. ‚Mehr als zwanzig deutsche Bibliotheken habe ich', schrieb Janssen am 29. October 1888 an Cardauns, ‚in Contribution gestellt, um die seltenen und seltensten Schriften und Flugschriften benutzen zu können. Besonders habe ich auch die dramatische Literatur und die Bühne in ihrer Einwirkung auf's Volk berücksichtigt. Durch die zwei letzten Abschnitte hoffe ich die Grundlagen für eine richtige Erklärung des Hexenwesens und der Hexenverfolgung nicht unwesentlich gefestigt zu haben' (Deutscher Hausschatz Bd. 18, 283). Durch dieses Zurückgehen auf die ersten Quellen gelang es Janssen, ein vollständig neues Bild zu schaffen. Zuerst wird die Verwilderung des Volksliedes und die Ausartung des Meistergesanges geschildert; daran schließt sich die Besprechung der Satiren und Schmähschriften, wobei besonders eingehend Thomas Murner und Johann Fischart berücksichtigt werden. Ungemein ausführlich wird die dramatische Literatur als Culturspiegel gezeichnet. Janssen mußte hier sehr bedenkliche Einzelheiten mittheilen, weil manche entsetzliche Erzeugnisse jener Zeit bei fast sämmtlichen Literarhistorikern in höchstem Ansehen stehen. Wenn man die Auszüge aus dem Fastnachtspiel des Burchard Waldis ‚Der verlorene Sohn' oder diejenigen aus den Schauspielen des Thomas Kirchmair liest, begreift man in der That nicht, wie es möglich war, daß ernste Forscher wie Gödeke und Gervinus solche empörende Gemeinheiten bewundern und anpreisen konnten.

In noch niedrigere Regionen wird der Leser in dem Abschnitte über die weltlichen Schauspiele und die Unterhaltungsliteratur geführt. Das damalige

Theater schien von Greuel, Schmutz und Grausamkeit zu leben. Vater und Mutter wird auf offener Bühne höchst naturgetreu die Gurgel abgeschnitten, dem eigenen Kinde das Herz aus dem Leibe gerissen, das rauchende Blut der Ermordeten getrunken. Zu den Mord- kommen die Unzuchtsdramen, der Teufel wird zur stehenden Bühnenfigur. Eine noch größere Verbildung, Verrohung und Verwilderung des Geschmackes offenbart sich in der Unterhaltungsliteratur. Die Mittheilungen aus den Schwank-, Buhl- und Schimpfschriften rufen häufig das Gefühl der Uebelkeit hervor; man ist wirklich, wie es in einer den katholischen Cultus verhöhnenden Komödie heißt, ‚im Seuland Germani‘.

Wie in Dante's Hölle muß der Leser auch hier noch tiefer herabsteigen. Die Abschnitte ‚Wunder- und Schauerliteratur‘, ‚Geheim-, Zauber- und Teufelsliteratur‘ werden auch die gereiften Leser, in deren Hände allein dieser Band gehört, mit Entsetzen erfüllen. An der Spitze des Abschnittes über die Kunst sagt Janssen: ‚Dem Leser wird es nicht weniger widerwärtig sein, in diesem Abschnitte so viel Abstoßendes an einander gereiht zu finden, als es dem Verfasser widerwärtig war, dasselbe zu sammeln. Aber die Arbeit erschien nothwendig, um ein Gesammtbild der Zeit zu geben, und um durch die Maße des Materials darzuthun, daß es sich hier nicht um vereinzelte Auswüchse handelt, sondern um eine das ganze Zeitalter hindurch herrschende Richtung.‘ Diese Worte treffen hier noch mehr zu. Eine eingehende Darstellung war aber absolut nothwendig, denn ‚auf dem Boden eines solchen allgemein herrschend gewordenen Wunder-, Geheimkunst-, Zauber- und Teufelsglaubens, unter der Verrohung und Verwilderung des geistigen und des religiös-sittlichen Lebens, wie sie aus den meisten Erzeugnissen der bildenden Kunst und der Volksliteratur deutlich zu Tage trat, konnte eine der furchtbarsten Erscheinungen in der ganzen Geschichte der Menschheit, nämlich das Hexenwesen und die Hexenverfolgung, in Deutschland üppig gedeihen‘.

Schon seit dem Erscheinen des vierten Bandes, mehr aber noch seit dem sechsten Bande war auf gegnerischer Seite ein langsamer, aber doch merklicher Umschwung in Betreff des Janssen'schen Werkes erkennbar. Die meisten alten Kämpen standen nicht wieder auf; die ‚Vernichtung Janssen's‘, die wenigstens schon zwanzigmal vollzogen sein sollte, wurde von Leuten fortgesetzt, die man schwerlich noch ernst nehmen kann. Aus diesen Kreisen ging gleichsam als letzter Trumpf eine Schrift hervor, deren Titel genug sagt: ‚Der kleine Geschichtsfälscher oder Janssen in der Westentasche. Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 150. Band: Die Geschichte der Gegenwart. Erste bis neunhundertundneunundneunzigste Auflage. Mit Portrait des Geschichtsforschers Janssen. Von Dr. Quellebold Fal[illegible] Jesuitowitsch.‘ Verlag von D. B. Wiemann in Barmen, welcher evangelisch-bündlerische Verlag durch Pastor Thümmel bekannt geworden ist.

Historische Vorurtheile fallen nur sehr langsam, weil sie den Menschen meist in den Jugendjahren eingeflößt werden. Trotzdem ist die maßlose Herabsetzung des endenden Mittelalters und die schrankenlose Verherrlichung der Kirchenspaltung, welche vor dem Erscheinen von Janssen's Werk bei den Protestanten fast allgemein war, in weiten Kreisen im Abnehmen begriffen. Der naive Standpunkt Köstlin's: ‚Wir wollen uns an unserm Luther nicht irre machen lassen', wird selbst nicht mehr von allen protestantischen Theologen getheilt. Janssen erhielt dafür merkwürdige Belege. So berichtet er in seinem Tagebuch: ‚Wildungen, 1. August 1885. Als ich heute Morgen an der Helenenquelle war, kam ein mir unbekannter lutherischer Pfarrer, den ich wiederholt am Brunnen gesehen, aber nie gesprochen, zu mir und sagte: „Wie ich höre, reisen Sie ab, und da möchte ich Ihnen noch sagen: Ich habe Ihr Geschichtswerk gelesen, und obgleich ich festhalte am lutherischen Bekenntnisse, so muß ich doch gestehen, Sie haben uns ein Doppeltes gelehrt: erstens Bescheidenheit in Bezug auf unsere Vergangenheit, denn es hat doch gar übel ausgesehen innerhalb des neuen evangelischen Kirchenwesens, und mit den Häuptern desselben sah es ebenfalls gar übel aus. Zweitens haben Sie uns gelehrt, wie überaus wenig Toleranz gegen die Katholischen bei uns vorhanden gewesen ist. Daraus können wir Vieles lernen. In dieser doppelten Beziehung wird Ihr Werk von bleibendem Werthe sein und bei allen aufrichtigen Protestanten eine gründliche Revision ihrer bisherigen geschichtlichen Anschauungen hervorrufen." Darauf reichte er mir die Hand und ging, ohne mir seinen Namen zu nennen, fort.'

Und ebenso wird auf die Dauer sich nicht der Standpunkt behaupten lassen, als ob zur Darstellung einer Umwälzung Diejenigen allein geeignet seien, welche sie gemacht haben, nicht Diejenigen, gegen welche sie gemacht wurde. Kein zukünftiger Historiker wird an Janssen's Werk vorbei kommen: man wird sich daran gewöhnen müssen, die katholische Betrachtung neben der bisher ganz einseitigen vorherrschenden protestantischen zu sehen und zu würdigen. Es fehlt denn auch nicht an ruhigen Gegnern, welche anerkennen, daß Janssen's Werk, welches in geradezu einziger Weise ausgedehnte Quellenkenntniß mit plastisch-anschaulicher Darstellung verbindet, eine neue Epoche in der Behandlung der Geschichte der Kirchenspaltung bezeichnet. ‚Der Frankfurter Historiker', sagt Erich Liesegang ([illegible]-Zeitung 1882 S. 21), ‚hat eine fühlbare Lücke in der katholischen Geschichtsliteratur durch ein Werk ersten Ranges ausgefüllt und der protestantischen Geschichtsforschung unendlich viel neue Gesichtspunkte und Anregungen gegeben.' Anläßlich der 1887 erschienenen, von E. Paris besorgten trefflichen französischen Uebersetzung von Janssen's erstem Band schrieb Sorel im ‚Temps': ‚Durch sein Werk hat sich Janssen den ersten Platz unter den deutschen Geschichtschreibern errungen.' Lavisse sagt: ‚Die Darstellung des Frankfurter Historikers

ist unwiderleglich.‘ Die liberale Straßburger Post brachte eine Besprechung, in welcher sich folgende Sätze finden: ‚Daß Janssen über die einzelnen hervorragenden Männer der Reformationszeit auf Grund eingehendster und quellenmäßiger Forschung ein Licht verbreitet, welches dieselben des künstlich um sie gewobenen Heiligenscheins entkleidet, ist nur lobenswerth. Auch daß er die politischen Motive bloßlegt, welche der Reformation mit zum Siege verhalfen, wird mit Unrecht getadelt. Gerade dieser Theil macht das Janssen'sche Werk besonders werthvoll und erschließt diesem viel umfabelten Zeitalter eine ganz neue und gründlichere Kenntniß. Wahrheit ist das einzige Ziel der Geschichtsforschung. Insofern Janssen dazu, dies zu erlangen, ein Riesentheil beigetragen hat, verdient er das höchste Lob, das ihm auch von protestantischer Seite nicht versagt werden sollte. Auch in socialer Beziehung ist Janssen's Werk eine unerschöpfliche Fundgrube genauer Kenntniß der Zeit und des Volkes‘ (Abgedr. in der Kölnischen Volkszeitung 1884, Nr. 220).

Von der andern Seite gab die ‚Kreuzzeitung‘ trotz ihres abweichenden Standpunktes einem ‚langjährigen Mitarbeiter‘ das Wort, um dem Vorwurf entgegenzutreten, ‚daß Janssen mit Tendenz und Bewußtsein geschichtliche Ereignisse gefälscht oder zu Gunsten seines katholischen Bekenntnisses entstellt habe‘ (1885, Nr. 39, Beilage). In sehr entschiedener Weise trat L. Freytag in dem Berliner ‚Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens‘ für die Objectivität des Frankfurter Historikers ein [1]. Nachdrücklich betonte er, ‚daß Janssen auch uns Protestanten einen großen Dienst erwiesen hat: sein Werk mag oft empfindlich treffen, mag auch in Einzelheiten anzufechten sein: die landläufige populäre protestantische Geschichtschreibung über das Reformationszeitalter ist jedenfalls von nun ab unmöglich geworden. Es ist dem Referenten angenehm, daß er mit diesem objectiven Urtheile über Janssen nicht einsam dasteht. So hat Professor Paulsen, der Verfasser der ‚Geschichte des gelehrten Unterrichts‘, ihm geschrieben: „Da ich einmal an Sie schreibe, so mag ich die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, Ihnen zu sagen, daß mich Ihr freies und unbefangenes Urtheil über Janssen's Geschichtschreibung und deren Gegner sehr gefreut hat. Sicherlich ist Janssen's Geschichte des deutschen Volkes nicht die letzte Darstellung dieses Volkslebens, aber gerade die Protestanten können und müssen von ihm lernen.“‘ Der Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher‘ bemerkt in der neuesten Auflage über Janssen Folgendes: ‚Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Johannes Janssen's anerkennen, daß er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat; der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtschreiber Darstellungen gegen einander abwägen und sich selbst ein Urtheil bilden: nur der Träge und Gedanken-

[1] Vgl. oben S. 98.

genommene wird bei ihm zu kurz kommen. Wie der Grieche seine homerischen Rhapsoden, so sollte der Deutsche seine nationalen Geschichtschreiber anhören, empfangend und zugleich umschaffend' (S. 73 der 40. Auflage 1892).

Solche Stimmen berechtigen zu der Hoffnung, daß die Täuschung, eine katholische Geschichtschreibung könne und dürfe es nicht geben, nicht mehr lange vorhalten wird. Wer sich derartigen Täuschungen hingibt, schadet nur sich selbst. Die Thatsache bleibt doch bestehen, daß noch nie das Werk eines Katholiken die Protestanten in solche Bewegung versetzt hat[1], und daß seit einem halben Jahrhundert keine wissenschaftliche historische Leistung einen größern Erfolg gehabt hat als Janssen's Geschichte[2]. Das Geschlecht der ‚Culturkampfphilister' mag mit Professor Nippold fortfahren, Janssen unter die Satane zu versetzen; von dem noch gesunden Theile des protestantischen Volkes darf die Ueberzeugung gehegt werden, daß es, nachdem einmal die Kirchenspaltung nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, dazu kommen wird, den katholischen Zweig des deutschen Volkes wie auf politischem so auch auf wissenschaftlichem Gebiete als einen gleichberechtigten und gleichwerthigen zu betrachten und zu schätzen. Nur durch gegenseitige Achtung kann, nachdem dreihundertjährige unselige Entzweiung des Jammers wahrlich genug gebracht, eine Grundlage der Verständigung gefunden werden gegenüber der gemeinsamen Gefahr, die bereits riesengroß angewachsen ist.

[1] Kyffhäuser-Zeitung 1882, Nr. 23.

[2] Urtheil von R. Bonghi in La Cultura, 1885.

XII. Letzte Arbeiten und Lebensjahre. 1888—1891.

Im Vertrauen auf Gottes gnädige Hülfe', schrieb Janssen am 14. November 1888 in sein Tagebuch, ,die Arbeiten für den siebenten Band begonnen. Zunächst sollte Volks- und gelehrter Unterricht — Leben auf den Schulen und den Universitäten an die Reihe kommen, aber nachdem ich mich im sechsten Bande so lange mit den geistigen Zuständen beschäftigt habe, will ich zur Abwechslung die nächsten Monate der Volkswirthschaft widmen und mein dafür gesammeltes reichhaltiges Material vervollständigen, so Gott will.'

Diese Studien erfüllten den Rastlosen mit höchstem Interesse, und er war voll von ,Findungsfreuden'. Leider mußte er im Januar 1889 für längere Zeit diese Arbeit unterbrechen, da neue Auflagen der früheren Bände der Geschichte nothwendig wurden. ,Auch das sind Freuden,' schreibt er an August Reichensperger, ,aber auch Leiden eines Schriftstellers.' Vom März an wurden die Studien so eingetheilt, daß Morgens für die neuen Auflagen gearbeitet, Abends weitere Materialien für den siebenten Band gesammelt wurden.

Auch in Freiburg, wohin sich Janssen am 17. April zu Erzbischof Roos begab, wurde die Verbesserung der neuen Auflagen fortgesetzt — nur zum Charfreitag notiren seine Aufzeichnungen: ,Ruhetag'. — Nach Frankfurt zurückgekehrt, erfuhren die Arbeiten für den siebenten Band abermals eine Unterbrechung. ,Heute', meldet das Arbeitsjournal zum 18. Mai 1889, ,die neue Auflage der „Zeit- und Lebensbilder" begonnen, die nun in zwei Bändchen erscheinen sollen, die letzte Auflage vermehrt durch drei Aufsätze: über V. A. Huber, Stifter und Richard Rothe. Diese Abhandlungen sollen eine theilweise Umarbeitung, resp. Erweiterung früherer im „Katholik" und den „Historisch-politischen Blättern" erschienenen Aufsätze bilden.' Selbst bei einem kurzen Ausfluge nach Limburg zu Bischof Klein war Janssen, wie sein Tagebuch zeigt, nicht unthätig.

Nicht vortheilhaft für sein Befinden war, daß er sich selbst während seiner Cur in Wildungen (8. Juli bis 10. August) nicht die nöthige Ruhe gönnte. Er besorgte während dieser Zeit viele Druckbogen der vierten Auflage der ,Zeit- und Lebensbilder' und der fünfzehnten Auflage des zweiten Bandes der Geschichte; letztere ward gegen Ausgang Juli fertig. Auch in Oberursel, wo Janssen in dem bescheidenen Hause der Schwestern von der

gastlichen [illegible] Wohnung nahm, ruhten die Studien nicht; vielmehr wurde während dieser Zeit die Correctur der neuen Auflage der ‚Zeit- und Lebensbilder‘ [1] und des vierten Bandes der Geschichte besorgt. Der siebente Band wurde erst am 12. October wieder in Angriff genommen, daneben noch die Druckbogen der fünfzehnten Auflage des ersten Bandes corrigirt. In ähnlicher Weise waren seit Januar 1890 die Morgenstunden der Ausarbeitung des siebenten Bandes gewidmet, die Abendstunden der Durchnahme noch nicht benutzter Schriften, namentlich der Zeitschriften. Zu Ostern traf Janssen in Limburg bei Bischof Klein mit Reichensperger und dem Schreiber dieser Zeilen zusammen. ‚Gottlob‘, heißt es in einem Briefe vom 9. Mai 1890, ‚sind unsere schönen Limburger Tage auch mir gut bekommen. Ich stecke wieder ganz in meinem siebenten Band und nehme eben Antheil an einem „Bauernact“ der „ehrsamen und vernünftigen“ mecklenburgischen Junker (saeculi 16 nach Anbruch des „Völkerfrühlings“). Ein Bauer, der auf seinem Hofe, den seit „unvordenklichen Zeiten seine Vorfahren besessen“, den jetzt aber einer der „Ehrsamen“ zu seinem Rittergut „bedarf“, nicht gutwillig weichen will, wird blutig geschlagen, und der Junker höhnt noch dazu: potentia est justitia! Die Herren hatten vernünftige Strafen; so wird z. B. ein Bauer „an seinem Barte festgeleimt“. Liebster Freund, es ist für mich keine wohlthuende Aufgabe, eine auf allen Gebieten niedergehende Zeit zu schildern, und ich läugne nicht, daß mir diese Arbeit bei zunehmenden Lebensjahren immer schwerer wird.‘

In solchen Stunden der Entmuthigung hat Janssen davon gesprochen, mit dem sechsten beziehungsweise siebenten Bande sein Werk abzuschließen. Der schärfste Gegner dieses Gedankens war sein Freund Windthorst. ‚Es kommen mir Gerüchte zu Ohren,‘ schrieb derselbe am 6. November 1888, ‚wonach die Absicht besteht, daß Sie mit dem sechsten Bande abschließen wollen. Eine solche Absicht könnte ich nur beklagen. So lange Gott Ihnen die Kraft dazu verleiht, müssen Sie die Deutsche Geschichte fortsetzen, wo möglich bis auf unsere Zeit.‘ Diese Worte, die Windthorst auch beim persönlichen Zusammentreffen nachdrücklichst wiederholte, machten solchen Eindruck auf Janssen, daß er jenem Gedanken völlig entsagte und mit aller Energie den ursprünglichen Plan wieder aufnahm, ‚bis zum Untergang von Kaiser und Reich‘ (1806) die Arbeit fortzuführen.

Der Sommer 1890 fand Janssen wieder in seiner ‚ländlichen Einsamkeit‘ zu Oberursel. Er unterbrach jedoch seinen Ferienaufenthalt, um an der Coblenzer Katholikenversammlung theilzunehmen. Er that dies hauptsächlich Windthorst zu liebe, der ihm zwei Jahre früher geschrieben: ‚Daß Sie nicht

[1] Freiburg, Herder 1889. 2 Bde. 8°. XXIV u. 404 S. XII u. 480 S.

nach Freiburg zur Katholikenversammlung kamen, können Sie kaum im Fegfeuer abbüßen.' Am besten gefiel ihm in Coblenz die Rede des badischen Abgeordneten Wacker. Ungemein bedauerte er, daß er die Ansprache des Bischofs Korum nicht hatte hören können, denn diesen Kirchenfürsten schätzte er außerordentlich hoch. ‚Ketteler ist todt, es lebe Korum!' pflegte er zu sagen. Von Coblenz besuchte Janssen noch Lieser, von wo aus er mit Reichensperger ‚tüchtige Fußtouren' machte, und kehrte dann nach Oberursel zurück. Auch von hier aus wurden fleißig ‚große Gänge' unternommen; es ist charakteristisch, daß diese Ausflüge sowie alle in freier Luft zugebrachten Stunden, diesmal im Ganzen 194, genau im Tagebuch verzeichnet sind.

Der Tod des Cardinal-Archivars Hergenröther ließ im October die Frage einer Berufung Janssen's in das Cardinalscollegium wieder auftauchen, aber auch jetzt hatte der römische Purpur und die für einen Historiker gewiß mächtig anziehende Leitung des Vaticanischen Archivs für Janssen nichts Verlockendes. ‚Gott weiß es,' schrieb er am 30. October an Cardauns, ‚daß ich die Wahrheit sage: Unter keiner Bedingung trete ich in eine solche hohe Stellung ein; ich muß in meinen bisherigen einfachen Verhältnissen in Deutschland weiter leben, so lange Gott will' (Deutscher Hausschatz Bd. 18, S. 283). Dank den Bemühungen des Herrn Erzbischofs Roos von Freiburg verzichtete Papst Leo XIII. auf seine Absicht, Janssen nach Rom zu ziehen.

Der Schluß des Jahres 1890 ward für Janssen zu einem Lebensabschnitt schmerzlichster Art. Am 22. December verlor er einen seiner besten Freunde in Frankfurt, den Geistlichen Rath und Stadtpfarrer Münzenberger[1]. Rührend spricht sich die Klage um diesen trefflichen Mann in folgenden Zeilen seines Tagebuches aus: ‚† Münzenberger — für mich ein unersetzlicher Verlust. Zwanzig Jahre lang hat er sich für meine Arbeiten ununterbrochen interessirt, und es freute ihn noch am Morgen seines Sterbetages, daß ich ihm sagen konnte, ich sei mit den Abschnitten über Hexenwesen und Hexenverfolgung zum Abschluß gekommen. „Gott Dank," sagte er, „daß ich das noch erlebe." Sehr wenige Menschen habe ich kennen lernen von solcher Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit wie Münzenberger. Für ihn trug jede Pflichterfüllung den Lohn in sich, daher war es ihm ganz gleichgültig, ob er Dank oder Undank bei den Menschen fand.'

Genau über Jahr und Tag nach der Niederschrift dieser Zeilen sollte Janssen seinem Freunde in die Ewigkeit folgen.

Es fehlte ihm nicht an Todesahnungen. Als ich während der Weihnachtsferien in Frankfurt war, fiel es mir auf, wie häufig er von seinem [illegible]

[1] Vgl. über diesen ausgezeichneten Priester die [illegible] Janssen gewidmete Schrift von A. M. Benevolus, E. F. A. Münzenberger. Frankfurt a. M. 1891.

meinte sprach. Er wollte auch, daß noch zur Zeit meiner Anwesenheit ein Vertrag gemacht werde, demzufolge mir die Aufgabe zufiel, für den Fall seiner Verhinderung die neuen Auflagen seiner Werke zu besorgen. Bei der Unterzeichnung sagte er: „Wie lange noch?" Ungemein drückte ihn die Sorge um die Vollendung des siebenten Bandes und die traurigen Verhältnisse, welche er in demselben zu schildern hatte. „Es ist", heißt es in seinen Aufzeichnungen, „keine leichte Aufgabe für einen katholischen Priester, jahraus jahrein sich fast aller praktischen geistlichen Beschäftigungen entschlagen und den besten Theil der Arbeitsstunden auf profane Dinge verwenden zu müssen, und dabei das Gefühl zu haben, man befinde sich fast stets in schlechter Gesellschaft. Besonders für die Zeit, mit der ich mich zu beschäftigen habe, ist nur allzu wahr, was der Dichter von Dreizehnlinden gesagt hat: Der Menschen Geschichte ist ihre Schande. Nichts aber wirkt bei der Darstellung jener Zeit so tief niederdrückend als die Thatsache, daß gerade Diejenigen, denen es vor Allem obgelegen, als geistliche Hirten und Führer mannhaft und muthig für die Rechte und die Freiheit der Kirche und des Volkes einzutreten, den Culturkampf jener Zeit schlecht bestanden haben, großentheils nur allzu oft ihre Pflichten vergessen haben und mit dem Weltstrome geschwommen sind zum Verderben von Kirche und Volk. Weil ich nun aber als Historiker gezwungen bin, auch solche Thatsachen unverhüllt mitzutheilen, so hat es mich oft bei der Arbeit ganz muthlos gemacht, und mehr als einmal war ich — zu meiner Schande muß ich es sagen — nahe daran, wegen der Mühseligkeit meines Werkes die Fortführung desselben aufzugeben und mich anderen erfreulicheren Arbeiten zu widmen. Was mir aber immer wieder neuen Muth gab, war der Culturkampf unserer Tage, der Hinblick auf die opferwillige Treue, die Einsicht und Einigkeit der Bischöfe und Priester unserer Zeit. Ist in jenen Jahrhunderten, dachte ich, trotz wenig erfreulicher Führung die Kirche nicht zu Grunde gegangen, was dürfen wir nicht für das Wachsthum der Kirche unter so trefflichen Führern jetzt erhoffen? Und wie groß muß unser Dank werden gegen Gott, der uns solche Führer gegeben, und gegen die Führer selbst, die sich durch nichts verleiten lassen, von der Bahn der Pflicht und der mannhaften Thätigkeit auch nur um ein Haar breit abzuweichen!"

Der Tod von Moufang[illegible], der an seinen Arbeiten so treuen Antheil genommen, ging Janssen ungemein nah. Das neue Jahr brachte zwei neue, harte, [illegible] Verluste: am 10. Februar 1891 starb Domdecan Heinrich und am 14. März Windthorst.

Jahre kommen, Jahre schwinden,
Jedes bringt in seinem Schoß
Manchem Freuden, andern Leiden,
Bis das letzte [illegible]

Und von allen jenen Lieben,
Die das Leben hat gesehen,
Ach, wie wenig sind geblieben,
Die an unserm Bette stehen!

Dieser Spruch Adalbert Stifter's, den Janssen in ein Album schrieb, zeichnet seine Stimmung.

Ein kurzer Aufenthalt in Freiburg zu Ostern brachte einige Erfrischung, wenn er auch noch zu klagen hatte. „Leider hat mein Rheumatismus am rechten Arm mehr zu- als abgenommen,“ schrieb er mir am 2. April, „und so fällt mir jedes Schreiben äußerst schwer. Sonst möchte ich Dir, nachdem ich jetzt den letzten Theil des zweiten Bandes Deiner Papstgeschichte zu Ende gelesen, sehr gerne ausführlich darüber meine Meinung sagen. Jetzt kann ich Dir nur kurz mittheilen, daß ich mit wahrem und steigendem Genuß gelesen habe und Dir aus vollem Herzen ein macte virtute tua zurufen kann. Ganz besonders scheint mir der Pontificat Sixtus' IV. gelungen zu sein. Ueber Einzelnes im Werke später mündlich.“ Wenig erfreuliche Nachrichten kamen im Juni von Frankfurt aus. „Deinem alten Lehrer“, berichtete er am 27. Mai, „geht es leider nicht mehr gut. Am Pfingstmontag wurde ich plötzlich auf dem Spaziergang von einem Schüttelfrost befallen. Seitdem laborire ich an Erkaltung, Appetit- und Schlaflosigkeit, mit der Arbeit ist Alles gleich Null — ein trauriger Zustand! Wolle Gott, daß bald Wendung eintrete! Wäre das Wetter nicht so ungünstig, würde ich einmal ein paar Tage in aller Ruhe auf's Land gehen. Morgen ist das hochheilige Fest, das in meiner Jugend zu den freudigsten gehörte. Schon von Ostern an freute ich mich darauf, an diesem Tage als Engelchen mit Kränzchen auf dem Kopfe im weißen Chorröckchen das Allerheiligste in der Procession durch die ganze Stadt begleiten zu dürfen. — Ach Gott, jetzt habe ich schon seit vielen Jahren die Procession nicht mehr begleiten dürfen, weil ich mich jedesmal im Dome so erkältete, und heute bin ich so herunter, daß ich morgen kaum vom Balkon aus das Läuten werde hören können. Bete für mich, liebster Freund, und sage auch Constanze, daß sie für mich beten möchte, auch deine Kleinen — Kindergebet dringt durch die Wolken.

„Was ich für den siebenten Band seit Deiner Abreise habe arbeiten können, hätte ich, wäre ich gesund und ungestört gewesen, binnen zehn Tagen arbeiten können. Wie Gott will! Doch es fällt mir oft so schwer, freudig zu sagen: Ich füge mich. Vielen Dank für die Notizen bezüglich der Bergwerksarbeiter im sechzehnten Jahrhundert. Nicht einmal die herrliche Encyklika des Papstes, meines Erachtens ein Markstein in der Geschichte, habe ich in einem Zuge durchlesen können.“

Ein Aufenthalt in Hofheim brachte einige Besserung, aber mit den Arbeiten für den siebenten Band wollte es nicht voran. Das drückte Janssen

[illegible]. ‚Fortwährend', schrieb er, ‚leide ich unter dem Gefühl, ich werde nicht einmal diesen Band meines Werkes mehr zu Ende bringen'. Eine Erholungsreise, die er am 20. Juni mit seinem Freunde Baumgartner nach Bronnbach unternahm, sollte endlich Besserung bringen. Die prächtigen Spaziergänge im Taubertal, die ländliche Ruhe und Stille, die gütige Gastfreundschaft der hohen Schloßherrin, der Frau Herzogin von Braganza, bei der damals auch ihre Tochter, die Frau Erzherzogin Maria Theresia, zum Besuch verweilte — Alles vereinte sich, um diesen Landaufenthalt zu verschönern und die angegriffene Gesundheit Janssen's erheblich zu bessern. Besonders that es ihm wohl, in P. Baumgartner einen Freund um sich zu haben, dem er sein volles Vertrauen schenkte, der an seinen Arbeiten den innigsten Antheil nahm und der ihm für die Stunden der Erholung ein sehr fröhlicher Gesellschafter und unerschöpflicher Erzähler war.

‚Bei mir stellt sich Arbeitshunger allmählich wieder ein,' schrieb Janssen am 28. Juni 1891 von Bronnbach aus an Familie Fremmüller, ‚aber es wird demselben täglich nicht über drei Stunden Raum gegeben. Baumgartner grüßt herzlich. Er lebt hier körperlich und geistig förmlich auf. Ueber „Disposition" des Gesammtwerkes sprechen wir häufig auf Spaziergängen, und ich bin darin schon um Einiges weiter gekommen. Ich möchte während meines hiesigen Aufenthaltes gern die zwei Abschnitte über „Geschichtschreibung" und über „Buchhandel", für welche ich das Material mitgenommen habe, fertig machen, aber nur darf, wie gesagt, nicht mehr als täglich drei Stunden arbeiten. Jetzt geht's in's Grüne zum langen Lauf.'

‚Die Frau Herzogin', berichtet er am 17. Juli, ‚hat dieses Mal auch mehr wie je Alles aufgeboten, unsern Aufenthalt hier so angenehm als nur möglich zu machen. Mit der Arbeit ist Gottlob Alles nach Wunsch gegangen; der Abschnitt „Bücherwesen und Buchhandel — Zeitungswesen" liegt fertig vor, und so habe ich, den früher erwähnten Abschnitt über „Geschichtschreibung" eingeschlossen, hier über hundert Seiten geschrieben. Seit gestern (täglich drei Stunden) bin ich an der letzten Durchsicht des ersten Theiles des Bandes „Schulen und Universitäten", um mal wenigstens ein Stück für den Druck ganz vollendet zu haben. Gott der Herr gebe seinen Segen dazu! Baumgartner läßt bestens grüßen; er macht schon tüchtig [illegible] und ist munter, nimmt sich aber einen [illegible] und [illegible].'

Nachdem Janssen Ende Juli mit seinem Freunde August Reichensperger bei dem Herrn Bischof Klein in Limburg zusammengetroffen, bezog er wieder seine Sommerfrische in Oberursel. Ein Freund, der ihn dort am 8. August besuchte, berichtet: ‚Ich traf ihn munter und guter Dinge. Lebhaft flog die vertrauliche Unterhaltung von einem Gegenstand zum andern. Ohne das Gespräch zu monopolisiren, sprach er von allen möglichen alten und neuen

Dingen, mit großer Gemüthsruhe von seinen literarischen Gegnern, zufrieden von seinem Befinden, das ihm fünfstündige Nachmittagsausflüge gestatte. Unzufrieden war er nur mit sich selbst als dem Universalerben oder, besser gesagt, Testamentsvollstrecker seines lieben Freundes Münzenberger' (Cardauns im Deutschen Hausschatz Bd. 18, S. 286).

Am liebsten wäre Janssen ganz in Oberursel geblieben; nicht ohne Mühe gelang es seinen Freunden, ihn Anfangs October zur Rückkehr nach Frankfurt zu bewegen, wo er bald darauf durch einen Besuch der Frau Erzherzogin Maria Theresia ausgezeichnet wurde.

Gerade noch sechs Arbeitswochen waren Janssen in seiner Adoptivvaterstadt beschieden. Als ich am 14. October von ihm Abschied nahm, fand ich den stattlichen, schönen Mann äußerlich nicht verändert, innerlich aber sehr gedrückt. Das langsame Voranschreiten des siebenten Bandes machte ihm große Sorge. ‚So viel Mühe hat mich noch kein Band gekostet; wenn ich ihn nur noch fertig bringe; dann soll aber ausgeruht werden.' Eine größere Reise nach Innsbruck und nach Wien, die theilweise zu Fuß gemacht werden sollte, ward ernstlich projectirt. Dann sprach er wieder von seinem Testament, von Münzenberger. Zum Grabe dieses Freundes ist am 13. November sein letzter größerer Gang gewesen, nachdem er acht Tage vorher die Ruhestätte seines lieben Vaters besucht hatte. Auf dem Rückwege betete er um eine glückselige Sterbestunde. Bezeichnend für seinen Arbeitseifer ist es, daß er in große Aufregung gerieth, weil er sich zu lange auf dem Friedhofe aufgehalten und nun eine Viertelstunde später als gewöhnlich an den Schreibtisch kommen sollte. Sein Begleiter, Caplan Delaspée, hatte alle Mühe, ihn darüber zu beruhigen und ihn auf die Pferdebahn zu bringen, von der er fast überfahren worden wäre.

Am 14. November stellte sich Abends infolge von Berstung eines Gefäßes in der Nasenhöhle heftiges Bluten ein. In der Nacht nahm das Uebel derart zu, daß zwei Aerzte hinzugezogen werden mußten. Der weitere Verlauf der Krankheit, zu der Anfangs December eine Lungenentzündung trat, ist noch in so frischem Gedächtniß Aller, daß ich mich kurz fassen und auf einige persönliche Erinnerungen beschränken darf.

Die innige Liebe zur Kirche, zum Vaterland und zur Wissenschaft, welche wie ein herrliches Dreigestirn Janssen's Leben beschien, leuchtete auch um sein Sterbebett. Mit unwandelbarer Geduld ertrug er die Leiden seiner Krankheit; kein Wort der Klage, stets: ‚Wie Gott will'; für jeden, auch den kleinsten Dienst drückte er seinen Dank aus und fürchtete nur, Jemanden lästig zu fallen. Der Gefahr, in welcher er schwebte, voll bewußt, empfing er gleich Anfangs die Sterbesacramente und communicirte von da ab täglich. Als ich am 1. December auf seinen Wunsch an sein Lager eilte und nach der ersten Begrüßung ihm Muth zusprach, erwiderte er: ‚Wie Gott will; ich bin mit Allem zu-

sterben, ich habe Alles geordnet, aber machen wir uns keine Illusionen, ich werde sterben; ich habe acht lebensgefährliche Krankheiten durchgemacht; so wie jetzt fühlte ich mich noch nie, es fehlt der Anschluß', nämlich an den frühern Schlaf. Dann erzählte er mir, welch große Ruhe über ihn gekommen sei, nachdem er eine Generalbeicht über sein ganzes Leben abgelegt und die heilige Oelung empfangen habe. Hierauf sprach er mir lange über das, was noch am siebenten Bande zu thun sei[1]. Als ob er die einzelnen Capitel vor sich habe, nannte er mir nicht nur ganz genau die Ueberschriften, sondern sagte mir auch, was bei jedem einzelnen noch zu thun, welche Lücken auszufüllen, welche Literatur noch zu benutzen sei. Der Gegensatz seines körperlichen Verfalles zu einem so glänzenden Vollbesitz der geistigen Gaben war geradezu wunderbar. Die Uebermacht der Seele über den Leib, den Sieg des Geistes über all das Elend der Natur wird man selten in diesem Grade finden.

Ein tief ergreifender Augenblick war es, als die Aerzte am 5. December eine unverkennbare Besserung in dem Zustande Janssen's constatirten und der Schwerkranke die Hände faltete, zum Himmel blickte und mit inbrünstiger, bebender Stimme sagte: ‚O Herr, erbarme dich meiner!'

Die Besserung schien wirklich anzuhalten. Am 8. December empfing er den Besuch des Bischofs von Mainz, am 9. denjenigen des Bischofs von Limburg. Bei dieser Gelegenheit ließ er es sich nicht nehmen, aufzustehen und seinem Bischofe entgegenzugehen. Die allgemeine Theilnahme, welche in diesen Besuchen und den überaus zahlreichen Telegrammen und Briefen zum Ausdruck kam[2], erfreute den Kranken außerordentlich; sehr dankbar war er namentlich für die vielen Gebete und Andachten, welche allenthalben für ihn gehalten wurden, und er ermahnte fortwährend, für ihn zu beten. Dieser allgemeinen Fürbitte schrieb er allein seine Besserung zu. Zum Dank plante er eine Wallfahrt

[1] Meister, Erinnerungen S. 45 sagt, das Nichtvollendete des siebenten Bandes bestehe in Theilen zweier Capitel, Janssen habe mit seinem Leben auch seinen siebenten Band vollendet. Wäre diese Behauptung richtig, so müßte mich ein schwerer Vorwurf wegen der Verzögerung der Herausgabe des siebenten Bandes treffen. Thatsächlich liegen jedoch die Dinge ganz anders, als Hr. Meister angibt. Es fehlen nicht bloß Theile von Capiteln, sondern ganze Capitel, und zwar nicht bloß zwei, sondern drei, wegen des Gegenstandes besonders schwierige Capitel. Auch befindet sich das übrige Manuscript noch keineswegs vollständig in druckfertigem Zustande, wie dies verschiedene eigenhändige Bemerkungen des Verewigten beweisen. Kein Drängen irgend welcher Art wird mich veranlassen, bezüglich des Vermächtnisses des großen Todten eine Vorsicht außer Acht zu lassen, welche die Pietät und die Wissenschaft erfordern.

[2] Außer vom Papste und den Bischöfen von Limburg und Mainz liefen Theilnahmstelegramme und Briefe ein von der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich, der Herzogin von Braganza, Herzog Carl in Bayern, den fürstlichen Familien von Löwenstein und von Isenburg, den Herzogen von Modena und von Parma, sowie der Centrumsfraction des Reichstags.

zum heiligen Rock nach Trier und sagte wiederholt: ‚Die Barmherzigkeit des Herrn will ich preisen in Ewigkeit.‘ Staunenswerth war die herrliche Geistesklarheit, mit der er nicht nur über seinen siebenten Band, sondern auch über wichtige andere Fragen sich aussprach. Für Alles, was in der Welt vorging, zeigte er lebhaftes Interesse; Morgens und Abends verlangte er nach Neuigkeiten aus der Kölnischen Volkszeitung und der Frankfurter Zeitung, nach Nachrichten von seinen auswärtigen Freunden und Verehrern, mit denen einige seiner Frankfurter Freunde für ihn correspondirten. Am meisten interessirten ihn von den Tagesneuigkeiten alle Symptome der socialen Krisis in seinem lieben Deutschland; mit wahrer Begeisterung sprach er von dem ernsten Streben Kaiser Wilhelm's II. zur Abhülfe der socialen Noth; wiederholt berührte er auch die Schulfrage, die er für eine der wichtigsten Fragen des Jahrhunderts erklärte. Rührend war es, zu vernehmen, wie er laut Gott für seine Krankheit dankte, die ihm eine so große Erkenntniß gebracht habe. ‚Auch das Leid ist ja nur eine Form des Segens, so gut wie die Freude, wenn wir es recht benützen.‘ Als ihm ein Freund von der Theilnahme und dem Gebete eines besonders verehrten Kirchenfürsten berichtete, sagte er: ‚Meine Freude hierüber ist keine Eitelkeit — ich habe immer nur die Sache im Auge gehabt; ich trete mit dem Bewußtsein vor den ewigen Richter, daß ich mein ganzes Leben hindurch für unsere heilige Sache gekämpft habe.‘ Als man ihm zustimmte, erwachte wieder die Arbeitslust, und er wiederholte die Worte des heiligen Bischofs Martin: ‚Ich lehne die Arbeit nicht ab, wenn ich noch nöthig bin. Doch täuschen wir uns nicht,‘ fügte er wehmüthig hinzu, ‚Alles, wie Gott will.‘

Und Gott wollte seinen treuen Diener belohnen. Noch am 21. December brachte der Unermüdliche eine Viertelstunde an seinem Schreibtische über den Papieren seines siebenten Bandes zu. Aber am folgenden Tage trat eine auch den Aerzten unerwartete Wendung ein, die jede Hoffnung abschnitt. Am Morgen des 23. December empfing er mit den Worten: ‚Jesus, Dir leb' ich; Jesus, Dir sterb' ich; Jesus, Dein bin ich todt und lebendig‘, die heilige Wegzehrung mit so rührender Andacht, daß P. Baumgartner, der ihm das heilige Sacrament reichte, sich kaum der Thränen enthalten konnte. Am Abend verlangte der Schwerkranke noch eine Erquickung; der Dank für diesen Dienst an den ihn mit äußerster Hingebung pflegenden barmherzigen Bruder Bruno waren seine letzten Worte. In der ersten Stunde der Weihnachtsvigil schlief Johannes Janssen in wunderbarem Frieden hinüber. Sein Wahlspruch war erfüllt: Durch Kreuz zum Licht.

‚Durch Kreuz zum Licht!‘ Das war auf rauhem Pfade
Dein Losungswort, dein Trost, dein Siegespanier.
Ein jeglich Kreuz umfaßtest du als Gnade:
Des Heilands Liebeszeichen war es dir.

Jetzt grüßt er dich am ewigen Gestade,
Umflossen von des Himmels lichter Zier,
Umringt von tausend treubewährten Seelen,
Ein jeglich Kreuz verwandelt in Juwelen!

„Durch Kreuz zum Licht!“ Auch wir sind nicht verlassen — —
Dein Losungswort ist uns in's Herz geprägt;
Dein liebes Bild, es wird uns nie verblassen,
Entschwinden nie, was liebend du gehegt!
Begeistert wachsen an des Volkes Massen,
Die du zum höchsten Streben angeregt,
Die Gott und Heimat mannhaft, treu ergeben,
Das Kreuzesbanner siegesfreudig heben![1]

[1] Vorstehende, noch ungedruckte Zeilen verdanke ich der Güte Alexander Baumgartner's, der Janssen bis zur letzten Stunde treu zur Seite stand.

Personen-Register.





Pastor, Ludwig,
47234582





